

DIE WELTWOCHEN



Ist Putin ein neuer Hitler?

Ähnlichkeiten, Unterschiede.

Richard J. Evans

Sie machen Gold zu Blei

Schweizer Filmkunst: Die Alchemie der Trostlosigkeit. *Wolfram Knorr*

Mein Wahlkampf für Soros in der Ukraine

Ich half mit, die orange Revolution anzuzetteln.

Klaus J. Stöhlker

Gstaad noir
Der mysteriöse Mordfall
Nina Kandinsky

4 197407 006904 16

Wann startet die Silber-Rallye?

Der Ukraine-Krieg treibt die Inflation weiter hoch, während er die Wirtschaft schwächt. Auch Herr und Frau Schweizer spüren dies im Portemonnaie. Der beste Weg, sein Geld zu retten? «In Silber investieren – und zwar mit unserem S-Deposito», rät Werner J. Ullmann, CEO von BB Wertmetall.

Von *Stephan Lehmann-Maldonado*



Mit S-Deposito lässt sich in Silbergranulat investieren – ein guter Schutz vor Inflation.

Herr Ullmann, der Schweizer Franken ist doch stark!

Im Vergleich zu den 7,5 Prozent Inflation im Euroraum im März scheinen die 2,4 Prozent der Schweiz zwar moderat. Aber das ist viel höher, als es die Nationalbank erwartet hat. Die Schweiz ist eng mit dem Weltmarkt verknüpft. Zudem hinterfrage ich, wie die Bundesstatistiker den Warenkorb zusam-

«Wir stehen vor einer Aufwertung des Silbers.»

menstellen, der die Basis für die Teuerungsermittlung bildet. Kurz: Ich rate allen, ihre Ersparnisse jetzt in solide Werte zu investieren.

Was erachten Sie als «solide Werte»?

Silber und Gold verkörpern zeitlose solide Werte. Die Edelmetalle haben noch in kaum einer Krise an Kaufkraft eingebüsst. Das lässt sich beispielsweise von Kryptowährungen noch nicht sagen. Sie entstanden erst im Zug der Finanzkrise von 2008. Schon Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman stellte fest: Silber ist, vor Gold,

das wichtigste Geldmetall. Das bestätigt übrigens auch die Bibel: Sie erwähnt Silber meist vor Gold.

Wie sollte man in Silber investieren?

Einen einfachen und sicheren Zugang zu Silber erschliesst das S-Deposito von BB Wertmetall. Es vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit jenen eines herkömmlichen Kontos. Jede Einzahlung fliesst direkt in reines Silbergranulat. Dieses wird vollumfänglich versichert in einem Zollfreilager in der Schweiz aufbewahrt. Zugleich bleibt eine Auszahlung jederzeit möglich. Die Liquidität ist stets gewährleistet.

Wieso ausgerechnet Silbergranulat?

Silbergranulat ist der Grundrohstoff für sämtliche Silberprodukte und industriellen Anwendungen. Der Vorteil: Es ist jederzeit möglich, das Silbergranulat an die Hersteller zurückzugeben – was die Lösung äusserst liquide macht.

Wie entwickelt sich der Silberpreis?

Wir stehen vor einer langen Aufwertungsphase. Der Ukraine-Krieg und die hohe Inflation dürften diese zusätzlich ankurbeln. Die Gold-Silber-Ratio zeigt, wie sich die Edelmetalle im Vergleich zueinander entwickeln.

Über Jahrhunderte hinweg lag das Verhältnis nur bei 15, was dem Vorkommen in der Erdkruste entspricht. Heute ist Silber historisch unterbewertet. Dabei geht über die Hälfte des Silbers in die Industrie. Und die Tendenz ist steigend. Denn Boombranchen wie Elektromobilität, Solarindustrie und die Medizintechnik sind auf Silber angewiesen.

Welche weiteren Vorteile bietet das S-Deposito?

Besonders praktisch ist für Privatpersonen wie Unternehmen, dass das S-Deposito eine Win-win-Tauschwirtschaft ermöglicht. Wer über ein S-Deposito verfügt, kann seine Produkte und Dienstleistungen für Silbergranulat anbieten – und bei vielen S-Deposito-Partnern Einkäufe tätigen. Im Kreis der S-Deposito-Teilnehmer bleibt kaum ein Wunsch offen. Dabei funktioniert das Modell unabhängig vom Bankensystem.

Was ist von Barren und Medaillen zu halten?

Jeder Haushalt sollte Barren und Medaillen aus Silber und Gold griffbereit haben. Wegen ihrer kleinen Stückelung stellen unsere Produkte einen praktischen Notgroschen dar.



Engagement für bleibende Werte

Die BB Wertmetall aus Lenzburg entwickelt Lösungen, um mit Edelmetallen systematisch Wohlstand aufzubauen und zu erhalten. CEO ist der Rohstoffexperte Werner J. Ullmann, der zuvor börsenkotierte Goldexplorationsgesellschaften gegründet und geleitet hat.

bb-wertmetall.ch
Telefon +41 62 892 48 48
E-Mail service@bb-wertmetall.ch

Bravo, Philipp Hildebrand

Philipp Hildebrand, bis 2012 Präsident der Schweizerischen Nationalbank, dortselbst über Interessenkonflikte im Zusammenhang mit privaten Währungskäufen als oberster Währungshüter gestrauchelt, wiederaufgestanden als Vizepräsident des weltweit grössten Vermögensverwalters Blackrock, nach wie vor angesehen und eine wichtige Stimme an der Nahtstelle von Politik und Wirtschaft, ruft der Schweiz mahnende Worte zu.

In der *Handelszeitung* beurteilt der Bankier den Ukraine-Krieg als beunruhigende Gefahr für die globale Wirtschaft. Die Schweiz müsse sich sehr gut überlegen, wie sie sich neutralitätspolitisch positioniere. Eine militärisch machtlose EU habe massiv an Souveränität verloren und sich beim Ukraine-Krieg einfach an die USA angekoppelt.

Zur Schweiz sagt Hildebrand: «Die Neutralität wurde in der Tat sehr rasch unterminiert, und dies ohne Verfassungsänderung und ohne eindeutige rechtliche Grundlage. Ich frage mich auch, was das für den Finanzplatz bedeutet, wenn wir plötzlich nicht mehr als neutraler Standort gesehen werden. Oder für die Diplomatie, wenn man gute Dienste offerieren könnte und möchte, aber gleichzeitig nicht mehr in einer wirklich neutralen Situation ist und damit auch gar nicht mehr angefragt wird.»

Philipp Hildebrand macht sich Sorgen über die hierzulande einreissende und sich in alles hineinfressende «rechtliche Willkür». Wer entscheidet, welche Konten geschlossen werden, welche Firmen faktisch vernichtet werden, weil sie ohne Bankzugang die Löhne nicht mehr bezahlen können? Wer entscheidet, wer einem im Westen in Ungnade gefallenen Politiker wie Putin nahesteht? Moral vor Recht, Willkür auch hier.

Hildebrand wäre nicht erstaunt über eine «grosse Besorgnis» von Kunden, die sich jahrelang auf die Kernwerte des Schweizer Finanzplatzes verlassen hätten: «Beständigkeit, Rechtssicherheit und Langfristigkeit». Die Aussagen des früheren Nationalbank-Chefs decken sich mit Befunden, die Gespräche mit ausländischen Diplomaten in Bern vor Ostern ergeben haben. Die Schweiz ist im Begriff, ihr

über Jahrhunderte aufgehäuftes Vertrauenskapital zu verspielen.

Die Politik will es nicht zur Kenntnis nehmen. Der Bundesrat redet sich ein, die Neutralität sei nach wie vor intakt. Unter den Parteien ist nur die SVP bereit, an der integralen Neutralität

Noch ist es nicht zu spät. Der Bundesrat kann zur Neutralität zurück, er muss zur Neutralität zurück.

festzuhalten. FDP und Mitte stellen unter dem Eindruck des Ukraine-Kriegs bereits eine engere Nato-Anbindung in den Raum. Sie missachten den staatspolitischen Grundsatz, dass man in aufgewühlten Zeiten niemals grundlegende Weichenstellungen vornehmen sollte.

Die Klartext-Aussagen des vorsichtigen Philipp Hildebrand machen deutlich, dass sich unter führenden Schweizern Unbehagen über den aussenpolitischen Kurs der Regierung verbreitet. Hildebrand steht nicht allein, aber viele ziehen es vor, in Deckung zu bleiben. Das liegt auch an den Medien, die mehrheitlich dem

Moralismus frönen. Es wird erwartet, dass man Empörung und Betroffenheit zeigt. Die richtige Gesinnung scheint wichtiger als das richtige Handeln.

Noch ist es nicht zu spät. Der Bundesrat kann zur Neutralität zurück, er muss zur Neutralität zurück. Die Dringlichkeit nimmt zu. In der Ukraine hat Putin eine Grosseffensive lanciert, Ausgang ungewiss. In der EU steigt das Kriegsfieber stündlich. Deutschland spielt die Schlüsselrolle. Die Regierung Scholz steht unter Druck, schwere Waffen an die Ukrainer zu liefern. Knickt sie ein, was zu befürchten ist, brächte dies eine Eskalation des Kriegs von ungeahntem Ausmass.

Die Journalisten und die Intellektuellen, die meisten von ihnen, ohne je ein Gewehr in der Hand gehabt zu haben, haben Blut in den Augen. Aus der gesicherten Deckung hinter ihren Bildschirmen trommeln sie zum Angriff gegen Putin, den sie als Ungeheuer malen, schlimmer noch, als Hitler, Stalin und Dschingis Khan zusammen. So muss es sich vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs angefühlt haben, als die Armeen Europas unter dem Jubel kriegslüsterner, zivilisationsmüder Literaten in die «Blutmühlen» eines Weltgemetzels abmarschierten.

Jetzt geht es um die Sicherheit der Schweiz. Die Gefahr eines grossen Krieges steigt. Die Stimmung ist fiebrig, vor allem in der Politik. Durch die Übernahme der EU-Sanktionen machte der Bundesrat die Schweiz zur Partei im Wirtschaftskrieg. Spitzt sich die Lage weiter zu, droht unser Land auch militärisch in die Auseinandersetzung hineingezogen zu werden. Eine Rückkehr zur strikten, bewaffneten Neutralität ist das Gebot der Stunde.

Hat der Bundesrat die Kraft? Bundespräsident Cassis schüttelt viele Hände – ehrlich bemüht, seinen Neutralitätsbruch in einem Ozean des Lächelns zu versenken. Dabei wäre eine wahrhaft neutrale Schweiz eine Hoffnung für den Frieden. Statt Waffenlieferungen bräuchte es jetzt dringend einen Waffenstillstand, nur schon deshalb, um die Gemüter abzukühlen. Die Zeichen aber stehen auf Krieg. Umso wichtiger und mutiger sind die Aussagen unseres früheren Notenbank-Präsidenten.

Bravo, Philipp Hildebrand! R. K.

Wir sind ganz Ohr.

Hals-, Nasen- und Ohrenchirurgie.
Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



Richard J. Evans, Grüne in der Zwickmühle, Noam Chomsky, Nina Kandinsky, *Weltwoche Grün*: Fundierte Zuversicht gegen den Klima-Pessimismus

Cambridge-Professor Richard J. Evans ist einer der führenden Nationalsozialismus-Forscher. Der britische Historiker geht in seinem Essay der gegenwärtig vieldiskutierten Frage nach, ob der kriegsführende Wladimir Putin ein neuer Adolf Hitler sei. Es gebe Ähnlichkeiten, schreibt Evans in seinen sachlichen, von moralistischen Urteilen unverstellten Ausführungen. Auch Putin schrecke nicht vor einem Genozid zurück, um seine Ziele zu erreichen. Aber im Unterschied zu Hitler hege er nicht den Plan, die Welt zu erobern. **Seite 18**

Grüne und Linke lagen leider falsch. Ihre jahrzehntelange Erzählung, in Europa gebe es keinen Krieg mehr und jeder Franken für das Militär sei herausgeworfenes Geld, hat sich als Fehleinschätzung erwiesen. Jetzt wissen sie gar nicht mehr, wie ihnen geschieht. Am Ostermarsch diese Woche in Bern sagte alt Nationalrat und Armeeschaffer Jo Lang der *Weltwoche*, er befürworte Waffenlieferungen an die Ukraine. Als Pazifist wolle er unter keinen Umständen, dass Putin diesen Krieg gewinne. Man reibt sich die Augen. **Seite 24**

Noam Chomsky zählt zu den wichtigsten Denkern unserer Zeit. Er hat rund 150 Bücher geschrieben, alle möglichen Preise erhalten und wurde dutzendfach mit Ehrendokortiteln ausgezeichnet. Der 93-jährige Linguist, der sein Fachgebiet massgeblich geprägt hat, profiliert sich seit je auch als politischer Aktivist. Dabei



Siehe, die Welt ist nicht verdammt.

vertritt er radikale Meinungen, weitab vom Mainstream. So auch jetzt in der Ukraine-Krise. Pierre Heumann sprach mit Chomsky über die Fehler des Westens, das Risiko eines dritten Weltkriegs und über Wege zur Beendigung des Konflikts. **Seite 28**

Reporter Mark van Huissing musste ziemlichem Aufwand betreiben, bevor er die Akten der Polizei und des Untersuchungsrichteramts zum Tötungsdelikt Nina Kandinsky in Gstaad

einsehen durfte. Doch nach dem Stellen von Anträgen und geduldigem Warten bekam er zustimmenden Bescheid und durfte vier Bundesordner aus dem Jahr 1980 durchforsten, als erster Journalist überhaupt. Die Hürde, die er überspringen musste, scheint ihm im Nachhinein gerechtfertigt – Fahndernotizen und Verhörprotokolle vertragen sich nicht mit Persönlichkeitsrechten. Und ein Obduktionsbericht kehrt, im Wortsinn, das Innerste eines Menschen nach aussen. Lesen Sie, was er über den ungelösten Mord am vielleicht berühmtesten Opfer der Schweizer Kriminalgeschichte zu berichten hat. Es lohnt sich. **Seite 51–56**

Mit grosser Freude präsentieren wir Ihnen die zweite Ausgabe unserer Beilage *Weltwoche Grün*, einer Publikation, die sich dem allgegenwärtigen Klimapessimismus mit fundierter Zuversicht entgegenstellt. Der erfahrene Umweltwissenschaftler und einstige Mitautor des Uno-Klimaberichts, Patrick J. Michaels, zerlegt die Argumentationsketten der dominierenden Umwelt-Apokalyptiker. Der deutsche Wissenschaftsjournalist Axel Bojanowski erklärt, wie mit der Verschmelzung von Wissenschaft und Moral die Medien dem Herdentrieb erliegen. Neues aus der Umwelt-Praxis: Syngenta-CEO Erik Fyrwald und Jennifer Morris von Nature Conservancy erzählen, wie verlorene Ackerflächen zurückgewonnen werden. Und es gibt gute Nachrichten zum innovativen Bauen. *Ihre Weltwoche*

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



VIP-Arrangement «Valsana»-Hotel Arosa Zwischen Himmel, Bergen und Seen

Die schönste Terrasse mit atemberaubender Bergsicht liegt mitten in Arosa auf luftigen 1800 Metern über Meer. In alpiner Umgebung empfängt Sie das Hotel «Valsana» zur perfekten Auszeit mit seiner vielseitigen Küche, Raum für körperliches Wohlbefinden und allen Möglichkeiten, die einzigartige Natur aktiv und bewusst zu erleben.

Willkommen im 2017 neueröffneten «Valsana» Hotel Arosa! Modernste Architektur mit Holz und Stein prägen das Erscheinungsbild, das sich perfekt in die Kulisse einfügt. Auf der Sonnenterrasse geniessen Sie im Restaurant oder im grosszügigen Wellnessbereich den fantastischen Ausblick auf die umliegenden Berggipfel. Der 800 m² grosse «Valsana» Spa Arosa bietet einen Relaxpool, ein modernes Fitnessstudio, einen Yogaraum, ein Dampfbad und eine Saunawelt in Altholz.

Für das leibliche Wohl sorgt das Team von Küchenchef Tobias Fetz im Restaurant «Twist», dem gastfreundlichen Wohnzimmer von Arosa mit Terrasse, Lounge und Bar. Das «Valsana»-Food-Konzept bietet eine vielseitige Küche, die höchsten Genuss mit dem Anspruch an eine zeitgemässe Ernährung verbindet.

Als Luftkurort im Bündner Alpental Schanfigg blickt Arosa auf eine lange Tradition

zurück. Bis heute hat das einzigartige Hochgebirgsklima nichts von seiner wohltuenden Wirkung verloren. Mit dem höchstgelegenen Golfplatz Europas, spektakulären Wanderwegen und zahlreichen Badeseen lockt das Bündner Ferienparadies zu jeder Jahreszeit.

Haben Sie Lust, die zehn Arosa-Seen zu erwandern? Oder reizt Sie der bei Familien beliebte Eichhörnlweg, auf dem man die putzigen Kletterkünstler aus nächster Nähe beobachten kann? Sie haben die Wahl!

Inspiziert von der majestätischen Kulisse, haben wir für Sie mit «Moving Mountains» ein ganzheitliches Ferienerlebnis erschaffen, basierend auf fünf Säulen: Bewegung, Spiel, Ernährung, Erholung und Achtsamkeit.

Als unser Gast wählen Sie dabei ganz frei, welche dieser Elemente Sie für Ihr persönliches Wohlbefinden berücksichtigen möchten.

Platin-Club-Spezialangebot

Leserangebot «Valsana»-Hotel Arosa

Spezialpreis:

Weltwoche-Abonnenten erhalten auf Anfrage eine Ermässigung von 10 Prozent auf den Aufenthalt.

Lifestyle-Doppelzimmer: ab Fr. 274.-
Einzelbelegung: ab Fr. 217.-

Leistungen:

- 1x Willkommensgetränk pro Person
- 1 «Valsana»-Apfelleder-Notizbuch
- Freier Zugang zum «Valsana»-Spa Arosa

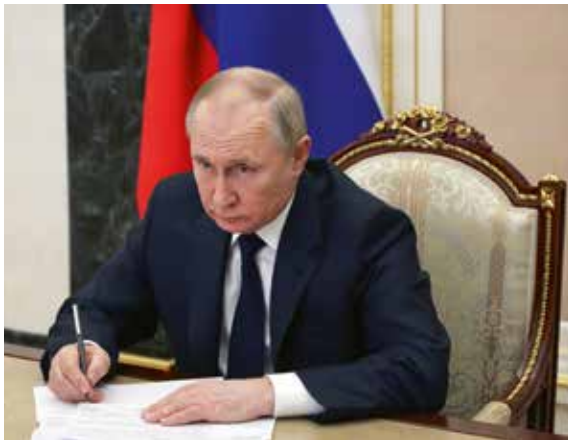
Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 081 378 63 63 oder per E-Mail an info@valsana.ch.

Veranstalter:

Tschuggen Hotel Group, Zürich
www.moving-mountains.ch
www.valsana.ch

www.weltwoche.ch/platin-club



Wahnsinn und Methode: Wladimir Putin. Seite 18



Mordfall Nina Kandinsky: Seite 12



Fäden der Weltpolitik: George Soros. Seite 36

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Eiserner Besen
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Jean-Claude Biver
- 10 Tagebuch
Heliane und Ancillo Canepa
- 11 Bern Bundeshaus
Sommarugas Subventionsregen
- 12 Lex Netflix Sie machen Gold zu Blei
- 14 Erziehung der Gefühle
- 15 Personenkontrolle
- 15 Nachruf Jacky Donatz
- 16 Mörgeli Von Hass, Hetze und Haltung
- 16 Wie reich ist Putin? Tesla-Gründer
Elon Musk dürfte recht haben
- 17 Peter Bodenmann
Stunde der Nebelgranaten
- 18 Ist Putin ein neuer Hitler?
Richard J. Evans grosser Essay
- 22 Axpo und Co. haben sich vergaloppiert
Nun lassen sie sich vom Bund retten
- 23 Marine Le Pen
Alleinerziehende Landesmutter
- 24 Grüne Lebenslügen Widersprüche
der Friedens- und Ökopartei
- 26 Schwedens Ostern der Gewalt
Quittung für falsche Flüchtlingspolitik
- 27 Miu Miu Kleines Kleid, grosse Wirkung
- 28 Noam Chomsky «Die Abkoppelung der
Ukraine war töricht und gefährlich»
- 30 Zeitgeschichte Meinungsmacher Chomsky
- 31 Kurt W. Zimmermann
«Sparissimo» – die grosse Show der SRG

- 32 Poesie der Prüderie
Die Anstandsdame in Zeiten von #MeToo
- 33 News Was hat von der Leyen versprochen?
- 34 Kampf um die Weltwährung
Replik von Joachim Starbatty
- 35 Schöner Jammern am Leutschenbach
Mehr Geld für Ombudsleute
- 35 News Gute Kriegsgräuel, böse Kriegsgräuel
- 36 Klaus J. Stöhlker Mein Wahlkampf
für George Soros in der Ukraine
- 39 Anabel Schunke
Machtgeile Familienministerin
- 40 Ich will das Klima nicht retten
Demut gegen den Machbarkeitswahn
- 41 News Sorry für Berset, nicht für Aeschi
- 42 Wendepunkte im Ukraine-Krieg
Es gibt Hinweise, dass Moskau gewinnt
- 43 Diskriminierung à la carte
Werbung, die nur Schwarze zeigt
- 44 Ränke am Hofe zu Bern
So schlimm war's noch nie
- 45 Broder «Maximale menschliche Hilfe»
- 46 Eule der Minerva
Plädoyer für differenziertes Denken
- 47 Wucht und Weiblichkeit
Abfahrts-Olympiasiegerin Sofia Goggia
- 48 Leserbrief
- 49 Nachrufe Letizia Battaglia,
Joachim Streich
- 50 Beat Gygi
Sanktionen zerstören Freundschaften

DER MORDFALL NINA KANDINSKY

- 51 Wer erwürgte Nina Kandinsky?
Hintergründe des ungeklärten Mords
von 1980 an der Malerwitwe in Gstaad

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Der ausgebrannte Star
Neues von Karl Ove Knausgård
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 Charles Mingus
Renaissance-Mensch und Störenfried
- 66 TV-Kritik
- 66 Serie «Slow Horses»
- 67 Kunst Manon
- 69 Oper Marina Abramovic
- 69 Pop Father John Misty
- 69 Jazz Scott Hamilton

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen
- 72 Thiel
- 72 Häuser
- 73 Was macht eigentlich? Betty Legler
- 74 Essen /Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 «Frei und unbezwingbar»
Pianist Chilly Gonzales
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Kaffee mit ...
Claire Cloatre-Vinzant und Nicolas Bideau
- 80 Menschen von morgen Jan Christen
- 82 Das indiskrete Interview Nina Burri



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

Eiserner Besen

Kiews Staatssicherheit greift brutal gegen Oppositionelle durch, aber nur ein dubioser Blogger schreibt darüber.

Wolfgang Koydl

Gonzalo Lira ist wohl nicht das, was man als seriöse Quelle bezeichnen kann. Der US-Bürger chilenischer Herkunft lebte seit Jahren im ostukrainischen Charkiw, wo er in einem Blog die Ungerechtigkeit des Feminismus gegenüber Männern beklagte. Aus unerklärlichen Gründen wechselte er mit der russischen Invasion das Thema und schrieb über den Krieg – aus der Warte Moskaus.

Freunde machte er sich damit nicht, schon gar nicht in der woken Community in den USA, der er schon als Männer-Blogger ein Dorn im Auge war. Aber auch nicht bei den ukrainischen Behörden. Deshalb wächst die Sorge über Lira: Denn seit dem 26. März ist er spurlos verschwunden. Kein Tweet, keine Sichtung, und auch einen Auftritt in einer Talkshow liess er verstreichen.

Hinweise gibt vielleicht ein Tweet, den Lira vor seinem Verschwinden absetzte: «Ihr wollt die Wahrheit über das Selenskyj-Regime», schrieb er. «Googelt diese Namen.» Es folgen die Namen von sieben Männern und einer Frau, die eines gemeinsam haben: Sie sind ukrainische Oppositionspolitiker, die seit Kriegsbeginn auf mysteriöse Weise ums Leben kamen oder verhaftet und verschleppt wurden. Offensichtlich befürchtete Lira dasselbe Schicksal: «Wenn ihr in den nächsten zwölf Stunden nichts von mir hört, nehmt meinen Namen mit auf diese Liste.»

«Agent» erschossen?

Auch wenn nichts über Liras Verbleib bekannt ist, so gibt es doch keine Geheimnisse um die von ihm genannten Personen. Nur, dass ausser ihm niemand auf ihr Schicksal hinwies. Kleinere Wellen schlug nur der Fall von Denys Kirjajew. Er gehörte Kiews Delegation bei den ersten Gesprächen mit Russland an. Der 44-Jährige war offenbar ein hochrangiger Geheimdienstmitarbeiter, der direkten Zugang zu den Chefs des zivilen wie des militärischen Dienstes der Ukraine hatte. Doch wenige Tage nach der ersten Verhandlungsrunde wurde gemeldet, dass er als «Agent» Moskaus erschossen worden sei.

Dasselbe Schicksal erlitt Wolodymyr Struk, ein führendes Mitglied der «Oppositionsplattform für das Leben», der zweitstärksten Partei im ukrainischen Parlament. Er vertrat die Rechte der russischen Bevölkerungsgruppe im Parlament und war populärer Bürgermeister der Kleinstadt Kreminna. Am 2. März wurde

«Ihr wollt die Wahrheit über das Selenskyj-Regime», schrieb er. «Googelt diese Namen.»

er erschossen aufgefunden – abgeurteilt von einem «Volkstribunal» und gerichtet von «unbekannten Patrioten», wie ein Sprecher mitteilte. Der Vorwurf: Struk habe mit Russland «kommuniziert».

Im Visier des Sicherheitsdienstes

Am 10. März drangen bewaffnete Männer des ukrainischen Inlandsgeheimdienstes SBU in die Wohnung des siebzugjährigen Journalisten Jan Taksjur ein und nahmen ihn ohne Angabe von Gründen fest. Taksjur schreibt für Publikationen der orthodoxen Kirche. Seine Frau und seine Kinder wissen nicht,

wo man ihn festhält und sorgen sich um seine Gesundheit. Inzwischen haben sie erfahren, dass man ihm Hochverrat vorwirft – ohne nähere Angaben.

Ebenfalls zur «Oppositionsplattform für das Leben» gehört Nestor Schufrytsch. Er war schon länger im Visier des SBU und wurde Anfang März festgenommen, weil er angeblich versucht habe, eine Strassensperre zu fotografieren. Dasselbe Schicksal widerfuhr dem Journalisten Dmitrij Dschangirow und der Menschenrechtsaktivistin Elena Bereschnaja. Über den Verbleib dieser Personen ist nichts bekannt.

Das trifft auch auf die beiden jungen Brüder Michail und Aleksandr Kononowitsch zu, führende Mitglieder des Komsomol, der Jugendorganisation der verbotenen ukrainischen kommunistischen Partei. Ihnen wird «Propaganda» und «Destabilisierung der innenpolitischen Lage» vorgeworfen. Ihr Vergehen: Vor dem Krieg hatten sie vor der US-Botschaft in Kiew gegen eine weitere Ausdehnung der Nato demonstriert. Der kommunistische Weltjugendverband befürchtet, dass sie in der Haft ermordet werden.

SBU-Chef ist Selenskyjs Freund

Treibende Kraft dieser Säuberungen im Oppositionsmilieu ist der gefürchtete SBU, der Sicherheitsdienst der Ukraine. Wie sein russisches Pendant, der FSB, war auch er aus der Erbmasse des sowjetischen KGB hervorgegangen – oft mit demselben Personal und denselben Methoden. Internationale Menschenrechtsorganisationen dokumentierten während des achtjährigen Krieges gegen die russische Bevölkerung im Donbass zahlreiche Grausamkeiten von SBU-Angehörigen.

Seit zwei Jahren wird der Dienst von Iwan Bakanow geleitet. Er ist einer der ältesten und engsten Freunde von Präsident Wolodymyr Selenskyj. Die beiden wuchsen im selben Haus auf und gingen auf dieselbe Schule. Später leitete Bakanow die Produktionsgesellschaft Kwartal 95, die Selenskyjs erfolgreiche TV-Serie «Diener des Volkes» produzierte.



Lieber Jean-Claude Biver

Endlich! Lange hat die Welt auf eine Uhr namens Biver gewartet. Wer sollte denn eine eigene Marke lancieren, wenn nicht Sie? Sie haben mit Blancpain die mechanische Uhr wiederauferstehen lassen, Omegas Monduhr aus dem Dornröschenschlaf erweckt, Hublot zur Weltmarke gemacht, Zenith und Tag Heuer saniert. Und oft orakelten die Kassandra: «Jetzt holt er sich eine blutige Nase.»

Für Ihren Traum, einer eigenen Uhr den Weg zu ebnet, fehlte einfach die Zeit. Abgesehen davon, dürfte es nicht so einfach sein. Wenn der Uhrenguru eine eigene Uhr lanciert, muss sie besser sein als alles bisher Dagewesene. Sonst gibt's Haue.

Darauf angesprochen, wiehern Sie nur Ihr schallendes Lachen. Das heisst: Sie wollen es wissen. Vielleicht liegt es daran, dass Sie letzten Herbst nach einem Mountainbikeunfall drei Monate Zeit hatten, im Spital nachzudenken. Vielleicht ist es Ihr 22-jähriger Sohn Pierre,



Immer Wort gehalten:
Uhrengott Biver.

der die Liebe zu den Uhren geerbt und Sie angespornt hat. Vielleicht haben Sie auch einfach aufgehört, auf jene zu hören, die meinen, Sie sollten mit 73 Jahren nicht nochmals die grosse Herausforderung suchen.

Jedenfalls sind Sie jetzt befreit von allen Verpflichtungen gegenüber dem Luxuskonzern

LVMH, wo Sie zuletzt als Uhrenchef amtierten. Schon nächstes Jahr soll die «Biver» auf den Markt zu kommen, Sie haben die besten Leute der Branche um sich geschart, «es wird etwas sehr Solides», lachen Sie und: «Die Uhr wird den Gipfel der Uhrmacherkunst repräsentieren, etwas, das Ewigkeitswert hat», sagen Sie.

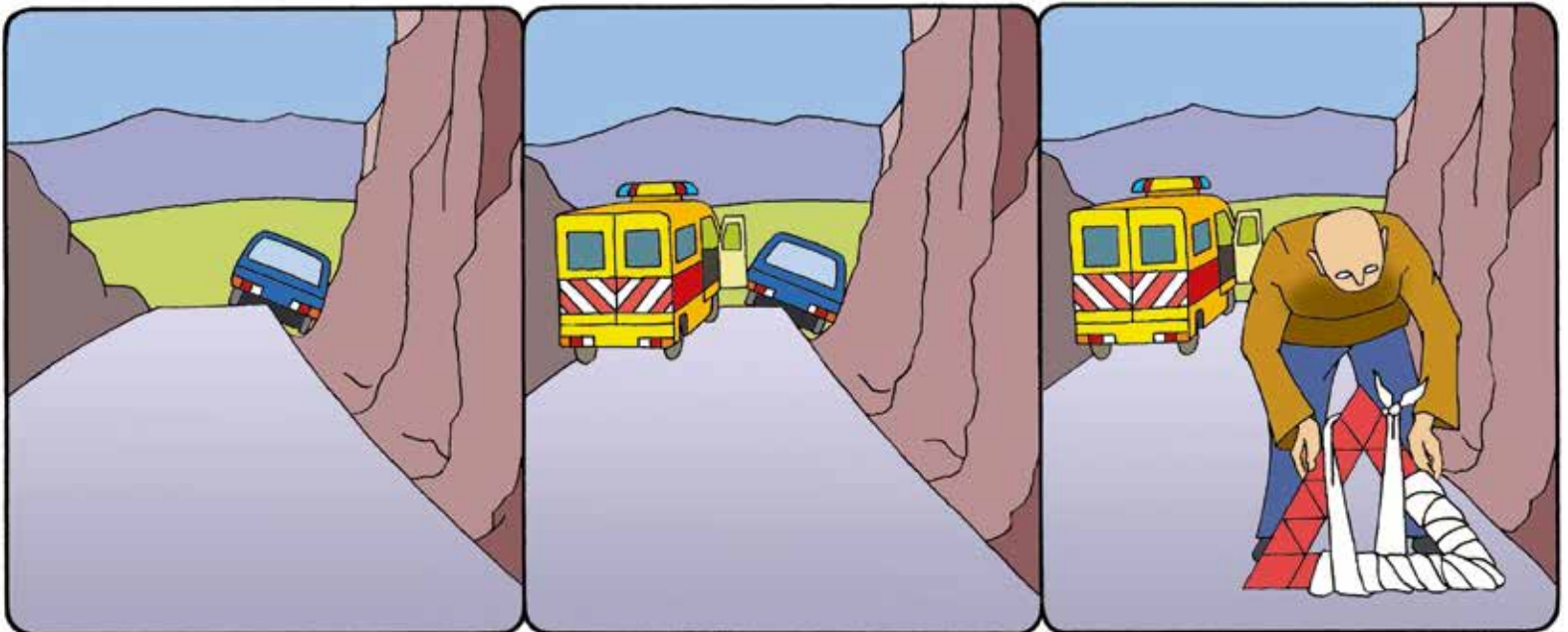
Man wird Sie wieder «Angeber» schimpfen oder «Uhrengott», wer weiss. Aber: Sie haben immer Wort gehalten. Nur etwa hundert Stück pro Jahr wollen Sie produzieren. Die reichen Sammler werden Ihnen den superteuren Ticker einzeln aus der Hand reissen.

Schön, dass Sie jetzt Ihrem Sohn das schenken, von dem Sie immer geträumt haben: eine Uhrenmarke mit dem eigenen Namen.

Bravo, und viel Glück.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Heliane und Ancillo Canepa



Die Begeisterung, die wir derzeit um den FC Zürich erleben, ist schlicht überwältigend. Obwohl wir uns davor hüten, die Saison zu loben, bevor das letzte Spiel gespielt ist, können wir mit gutem Gewissen sagen: Wir haben schon jetzt mehr erreicht, als wir uns je erhofft hätten. Noch vor einem Jahr spielten wir gegen den Abstieg. Und nun stehen wir am anderen Ende der Tabelle – und freuen uns Woche für Woche über ein volles Stadion. Das nächste Mal am Samstag gegen den FC Sion.

Doch es gibt noch ein anderes Ereignis, das uns momentan grosse Freude bereitet – die Nachwuchscamps, die wir zusammen mit unserer Juniorenabteilung in der Sportanlage Heerenschürli in Schwamendingen durchführen: In dieser Woche sind die Buben an der Reihe, nächste Woche folgen die Mädchen. Das, was wir dabei sehen, ist quasi die Essenz des Fussballs. Die Juniorinnen und Junioren rennen ihrem grossen Traum nach: Sie tun es lachend und schreiend, mit leuchtenden Augen, aber konzentriertem Blick.

Dass ich als Präsident vorbeischaue, hat sich bei den sechs- bis elfjährigen Kindern schnell rumgesprochen. Der elfjährige Philipp erzählt mir mit einem strahlenden Lachen: «Mein grosses Vorbild ist Neymar – und natürlich Assan Ceesay vom FCZ.» Philipp spricht waschechtes Züridütsch – aber er legt auch Wert auf seine Wurzeln: «Ich bin Brasilianer!»

Damit passt er sehr gut in die bunte Kindergruppe. Vierzehn Nationen sind auf dem Platz versammelt: Kenia, Kosovo, Kroatien, Iran, Kamerun, Spanien, Türkei, Italien, Tschechien, Kambodscha, Thailand,

Brasilien, Syrien – und sogar ein paar Schweizer. Für Peet Fürst, den Leiter der Letzikids, ist dieses Multikulturelle selbstverständlich – und überhaupt kein Problem: «Auf dem Fussballplatz sprechen alle die gleiche Sprache.» Nicht alle Eltern können sich das Hobby ihrer Kinder aber leisten. Deshalb schauen wir mit Bedacht, dass wir die Teilnahmegebühren tief halten – bei den Buben sind es 310 Franken, bei den Mädchen 280 Franken. Darin inbegriffen sind Trikots, Hosen, Socken, Verpflegung und selbstverständlich Training unter professioneller Anleitung.

Was dem Beobachter sofort auffällt: Die Kinder gehen ihrem Hobby mit grosser Disziplin nach. Sobald ein Trainer die Hand hochhält, kehrt Ruhe ein. Mucksmäuschenstill. Das sei das Zeichen, dass man einander zuhört und die anderen zu Wort kommen lässt, sagt Peet Fürst.

Trainiert wird nach dem «Posten-Prinzip» in kleinen Gruppen – und dies auf sehr spielerische Art und Weise. Wer denkt, bei den kleinen Kickern werden permanent Schüsse, Pässe und Dribblings geübt, sieht sich getäuscht. Im Vordergrund stehen das Polysportive und Natürliche – und der Spass an der Bewegung. Wir wollen, dass nie ein Kind traurig nach Hause geht. Erfahrungswerte zeigen, dass die rein fussballerischen Elemente im Alter von zehn bis zwölf Jahren am schnellsten gelernt werden. Deshalb macht es keinen Sinn, mit jüngeren Kindern etwas zu üben, was unnötig viel Zeit beansprucht.

Dementsprechend sind auch die Aufnahmekriterien bei den Letzikids. Die Kinder werden aufgrund ihrer motorischen und koordinativen Fähigkeiten und aufgrund der Schnelligkeit beurteilt. Wenn ein Fünfjähriger den Ball

schon fast wie Messi oder Ronaldo am Fuss führt und zwanzigmal jonglieren könne, bedeute das nicht, dass er auch zehn Jahre später noch zu den Besten gehört.

Ob es ein junger Fussballer (oder eine Fussballerin) dereinst wirklich in die Super League (oder noch weiter nach oben) schafft, hängt von vielen Faktoren ab. Am richtigen Ort sind sie beim FCZ aber definitiv: In den neunzehn Jahren seit Bestehen der Letzikids haben es 43 junge Fussballer zu einem Profivertrag gebracht. Im statistischen Durchschnitt schaffen 2,5 FCZ-Junioren den Durchbruch. In der gegenwärtigen Mannschaft des Super-League-Leaders haben Fabian Rohner, Mirlind Kryeziu und Bledian Krasniqi unsere Nachwuchsschule durchlaufen.

Der sportliche Erfolg der ersten Mannschaft schlägt sich auch auf das Interesse an den Letzikids nieder: Momentan haben wir acht bis zehn Anfragen für Anmeldungen pro Tag. Weil die Kapazitäten beschränkt sind, werden die Eltern und ihre Kinder auf die vier bis sechs Sichtungs trainings verwiesen, die pro Jahr stattfinden – oder auf die Feriencamps. Hier dürfen alle davon träumen, wie es sein könnte, morgen einer der grossen Stars im Letzigrund zu sein. Wenn uns aber jemand fragt, was das Wichtigste sei, um beim FC Zürich Karriere zu machen, gibt es für mich nur eine Antwort: gute Noten in der Schule. Das freut die Eltern jeweils ganz besonders.

Heliane und Ancillo Canepa sind das einzige Präsidenten-Ehepaar im Schweizer Profisport.

Sommarugas Subventionsregen

Die Energieministerin organisiert die energetische Planwirtschaft. Das Verteilen von Milliarden fällt ihr leicht.

Kann man mit Geldscheinen Strom produzieren? Wenn man Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) über die wundersame Verteilung von Subventionsmilliarden reden hört, könnte man meinen, sie habe den speziellen Dreh dafür gefunden. Die Energieministerin zieht seit einigen Wochen eine energiepolitische Feuerwehrrübung nach der anderen durch, begleitet von einer fast beispiellosen Medienoffensive. Man wird dabei den Verdacht nicht los, dass es ihr darum geht, ihre Bilanz als Bundesrätin aufzupolieren.

Zuerst kündigt sie eine Beschleunigung der Verfahren für grosse Energieanlagen an, damit umstrittene Projekte gerichtlich rascher bereinigt werden können. Dann präsentiert sie Notfallszenarien für den Fall, sollte es künftig wegen Atomausstiegs und Verzichts auf Gas und Öl im energieintensiven Winterhalbjahr zu Strommangellagen kommen. Gleichzeitig betont sie bei jeder Gelegenheit, dass der Staat mit über zwölf Milliarden Franken Strom aus Wasserkraft, Wind, Sonne und Biomasse fördere. Für den Ersatz von Öl- und Gasheizungen will sie 4,5 Milliarden Franken aufwerfen.

Vergangene Woche kündigte sie einen Zehn-Milliarden-Franken-Rettungsschirm für systemrelevante Stromunternehmen an. Diese brauchen offenbar mehr finanzielle Mittel, um die mit dem Stromhandel verbundenen Sicherheitsleistungen zu decken. Weil die steigenden Energiepreise den Schweizern aufs Portemonnaie schlagen werden, will Sommaruga jetzt aber auch private Haushalte entlasten, wie sie in einem Interview mit der *Sonntagszeitung* über Ostern zu verstehen gab.

Löschen eines Flächenbrands

Die Energieministerin hat mit der von ihr mit verursachten Energiewende einen Flächenbrand ausgelöst. Nun muss sie praktisch die gesamte Branche, von Produktion, Handel, Transport bis zum Konsum an den Subventionstropf hängen, damit sie das Feuer löschen kann. Aber auch so wird der Plan nicht aufgehen. Denn egal, wie viele Milliarden sie regnen lässt – damit ist noch keine einzige Kilowattstunde Strom pro-



Imagepflege im Traumschloss:
Energieministerin Sommaruga.

duziert. In den Interviews, die sie in den letzten Wochen gewährte, betonte sie zwar die grossen Fortschritte bei der Installation von Solaranlagen. «Wir hatten in den letzten zwei Jahren einen Rekord im Zubau von Fotovoltaikanlagen. Und es geht weiter: Allein im Februar wurden in der Schweiz 200 000 Solarpanels ins-

Egal, wie viele Milliarden sie regnen lässt – damit ist noch keine einzige Kilowattstunde Strom produziert.

talliert», sagte sie kürzlich. Die installierte Leistung nannte sie nicht. So oder so, es sind bloss Peanuts im Verhältnis zu dem, was an Zubau tatsächlich notwendig sein wird.

SVP-Nationalrat Christian Imark ist überzeugt: «Die Dekarbonisierung und den Atomausstieg gleichzeitig zu bewerkstelligen, ist in der Schweiz unter den gegebenen Voraussetzungen nicht möglich. Ohne den Bau von neuen Wasserkraftanlagen und Erhöhungen von Staumauern wird die Energiewende nicht funktionieren. Gerade solche Projekte werden aber von rot-grünen Kreisen, die mehr Klima-

schutz und weniger Atomstrom fordern, mit Einsprachen blockiert und torpediert.» Eine zentrale Bedeutung bei der Energiewende spiele deshalb die künftige Bewertung dieser Grossprojekte durch die Gerichte.

Landschaftsschutz gegen Wasserkraft

Ein Ständerat sagte in diesem Zusammenhang: «Die Beschleunigung der Verfahren, wie sie von Bundesrätin Sommaruga versprochen wurde, bringt uns nicht viel weiter.» Die Verfahren dauerten dann zwar statt wie heute fünfzehn bloss noch fünf Jahre. «Aber wenn am Ende das Bundesgericht die Argumente des Umwelt- und Landschaftsschutzes stärker gewichtet als den Zubau von Energiekapazitäten, sind wir nicht viel weiter.» Das war bei einem Kleinwasserkraftwerk im Wallis der Fall. Das Bundesgericht stoppte dieses Projekt im Lötschental, weil es unter anderem den Lebensraum der Steinfliege gefährdet hätte.

In der Umweltkommission des Ständerates, die zurzeit den sogenannten Mantelerlass zu einem Stromversorgungsgesetz berät, wird darum auch eifrig und kontrovers über die Behandlung von grossen Energieanlagen durch die Gerichte diskutiert. Über den Stand der Beratungen hüllt sich die Kommission in Schweigen, wie sie das schon während der Beratungen zum CO₂-Gesetz tat. Allerdings erklären Mitglieder dieser Kommission im Vertrauen, dass man sich auch eine Regelung überlege, die den Grossprojekten bei der Beurteilung durch die Gerichte einen Vorrang oder eine Priorität vor Umweltschutzaspekten garantieren soll.

Eine andere Tretmine sind Forderungen von grüner Seite, künftige Moore in alpinen Regionen, die sich nach dem Rückzug der Gletscher bilden könnten, bereits auf Vorrat zu schützen. Auch dem wollen bürgerliche Politiker einen Riegel schieben. Da kündigt sich ein Grosskampf an mit den Natur- und Heimatschutzorganisationen. Solange diese Fragen nicht geklärt werden, bleibt die Energiewende ein rot-grünes Traumschloss.

Axpo und Co. haben sich vergaloppiert: Seite 22

Sie machen Gold zu Blei

Die Bilanz des hochsubventionierten Schweizer Filmschaffens ist mager. Nun soll die Branche noch mehr Geld bekommen.

Wolfram Knorr

Dem Schweizer Film geht es prima. Es geht ihm miserabel. Er hat (Welt-)Geltung. Er ist provinziell. Ohne staatliche Förderung gäbe es ihn nicht. Die Subventionen kastrieren ihn. Das Fernsehen hilft ihm. Das Fernsehen verkorkst ihn. Die Streamingdienste Netflix und Co. sollen zur Kasse gebeten werden, um ihn zu unterstützen. Die Streamingplattformen marginalisieren ihn. Jede der Behauptungen ist richtig, und das ist das Dilemma. «So klein das Land, so gross die Vielfalt» heisst es in einer Werbung, und lässt man ein paar der Filme aus den letzten Jahren Revue passieren – «Die göttliche Ordnung» (2017), «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» (2018), «Platzspitzbaby» (2020), «Stürm: Bis wir tot sind oder frei» (2020), «Soul of a Beast» (2021) –, ist die Fülle an Temperamenten und Ausdrucksformen für das «kleine Land» tatsächlich erstaunlich. Dem Schweizer Film geht es aber zugleich miserabel: Viele loben ihn, aber viel zu wenige sehen ihn.

Der Schweizer Film hat einen Ruf in der Welt, behaupten die Branchenvertreter, wenn sie ihn auf zahlreichen internationalen Festivals präsentieren und bewerben und ins Ausland verkaufen. Er hat aber kaum ein Gespür für den kommerziellen Charakter des Kinos und schafft kaum Ansätze, publikumsnahe Attraktionen für den nationalen (und internationalen) Markt herzustellen.

Fernsehen als Hemmschuh

Ohne Förderung von Bund, Kantonen und Gemeinden gäbe es keinen Schweizer Film. Denn mangels einer funktionierenden Filmindustrie kann er auf unabsehbare Zeit auf Subventionen nicht verzichten und wird fast zu Tode subventioniert, weil sich die Filmemacher viel zu wenig bei ihren Projekten an möglichen Zuschauerbedürfnissen orientieren. Mehrheitlich sind sie damit beschäftigt, ihre Chancen abzusichern, bei den diversen Förderungsgremien Gelder zu bekommen.

Das Fernsehen hilft dem Schweizer Film. Kaum noch entstehen Filme ohne die finanzielle Unterstützung der SRG. Das Fernsehen aber

ist nicht selten auch ein Hemmschuh, Fernseh-dramaturgen lieben eine Mischform zwischen Kino und TV.

Die Streamingplattformen, denen vor allem während der Corona-Lockdowns nachgesagt wurde, sie seien der Tod des Kinos, sind nun als neue «Milchkühe» entdeckt worden. Warum nicht?

Geschichte wiederhole sich, heisst es. Beim Schweizer Film stimmt es auf jeden Fall. Denn mit der sogenannten Lex Netflix, dem neuen

Der Hang zum Sich-Einbergen, ins auch stilistische Biedermeier, ist unübersehbar.

Filmgesetz, soll das Schweizer Filmschaffen unter dem Motto «Mehr Serien. Mehr Filme. Mehr Schweiz» gestärkt werden. Lang ist es her, aber die Töne sind nicht neu. Es ist das ewige Mantra: der Ruf nach mehr Geld.

Ringeln mit der Heimat

Wie einst die Alchemisten aus Blei Gold gewinnen wollten, ist der Schweizer Film felsenfest davon überzeugt, aus Geld (je mehr, desto besser) Kreativität gewinnen zu können. Sein Stein der Weisen beschränkte sich auf Solidität. Die lässt sich auch aufwendig herstellen. Was soll schlecht sein an Filmen wie etwa «Heidi», der Neuverfilmung aus dem Jahre 2015, oder

«Bruno Manser – Die Stimme des Regenwaldes» (2019)? Mal abgesehen davon, dass beide der Behauptung von Alexander J. Seiler zu entsprechen scheinen, der Schweizer Film bewege sich «seit seinen Ursprüngen (...) zwischen Heimat und Fremde», ringen beide, so unterschiedlich sie in Stoff und Machart sind, auf kuriose Weise mit der Heimat. Mag Bruno Manser im Dschungel von Borneo verschollen sein, ein Umweltaktivist, der in die Welt hinaus-, in gewagte Regionen ging – der Filmfigur und ihrem Traum von der Fremde mangelte es nur an einem obsessiv-tragischen Wahnsinn, dem alchemistischen Wirkstoff, der den Zuschauer emotional mitreisst. Stur, ein bisschen wie ein Buchhalter, folgt er seiner Bestimmung; das ist redlich, aber zu wenig. Bei «Heidi» war es umgekehrt: die Schweizer Heimat als Weltmarke. Heidi turnt neckisch hoch oben über die Alm, wo es wirklich keine Sünden gibt. Ein mutiger Sprung über die «Schweizer Heimat» hinaus, um den Heidi-Mythos (meinetwegen auch ironisch) mal zu brechen, wurde nicht gewagt.

Was gäbe es zu kritteln an sozialpolitisch engagierten Werken wie «Platzspitzbaby» (2020) oder «Stürm: Bis wir tot sind oder frei» (2020)? Eindrucksvoll gemacht, grossartig besetzt; aber jenseits der Landesgrenze haben sie es schwer. Schweizer Filme greifen zu Jugend- («Mein Name ist Eugen», 2005) oder Kinderbüchern («Schellen-Ursli», 2015; «Papa Moll und die Entführung des fliegenden Hundes», 2017), Literatur («Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse», 2018; «Die schwarze Spinne», 2022), Biografien («Zwingli», 2019) oder gescheiterten Weltreisen wie «Und morgen seid ihr tot» (2021). Alles legitim, aber alles frei von kühnen, mutigen Zugriffen. Ist es möglich, dass man in den zwanziger Jahren des 21. Jahrhunderts, in einer Zeit des enthemmten Liberalismus und massiver Kritik an den Kirchen und ihrem Bedeutungsverlust noch mit einer brav erzählten Biografie von «Zwingli» (2019) ein Publikum jenseits des einstigen Wirkungsbereichs des Reformators erreichen kann? Dabei hätte «Zwingli» vor dem Hintergrund einer Schweiz, die sich mit der EU im





Biedere Konfektion: «Heidi»-Neuverfilmung, 2015.

Konflikt befindet, einen durchaus aktuellen Bezug aufgreifen können: Zwingli wurde (auch nach Zürich geholt, um den Einfluss des Konstanzers Bischofs zu verdrängen. Zwingli hätte das Zeug zu einer ambivalenten Figur gehabt – und weit übers Land hinaus Beachtung finden können.

Es fehlt der Mut

Hat im Vorfeld einer Neuverfilmung von Jeremias Gotthelfs «Schwarzer Spinne» irgendjemand mal gefragt, ob es ein Bedürfnis dafür gibt? Klar, Corona! Und bei Gotthelf eine Spinnen-Seuche! Dann hätte der Film aber anders aussehen müssen als diese zum Weinen brave Laiendarstellung, geeignet fürs Programm nach der «Sendung mit der Maus». Die Liste liesse sich beliebig fortsetzen. Der Hang zum Sich-Einbergen, ins, auch stilistische Biedermeier, ist unübersehbar. Es fehlt an allen Ecken und Enden der Mut zu ein wenig Glamour. Das war mal anders in den 1970er Jahren, als der «neue Schweizer Film» mit Talenten wie Alain Tanner, Claude Goretta, Fredi M. Murer, Richard Dindo, Yves Yersin, Daniel Schmid und anderen Furore machte.

Nostalgie allerdings verklärt. Kassenerfolge waren auch damals eine Rarität, und Erfolge

über die Grenze hinaus gelangen nur den Westschweizern wie Alain Tanner oder Claude Goretta. Die Deutschschweizer Kollegen machten zwar Lärm (wegen des Geldes), ihre Filme dagegen waren Bewusstseins-Trimmer («Der Tod des Flohziirkusdirektors», 1973). Das Pendel schlägt leider nicht in die andere Richtung aus, sondern erlahmt in der Mitte: Statt die Filme vom Kopf auf die Füsse zu stellen, knören sie sich irgendwie zu einem undefinierbaren Mittelmass durch, suchen das Emotionale, kriegen es aber nicht in den Griff; erheben Anspruch,

Man darf gespannt sein, wie die Lex-Netflix-Befürworter aus mehr Geld kreative Autoren gewinnen wollen.

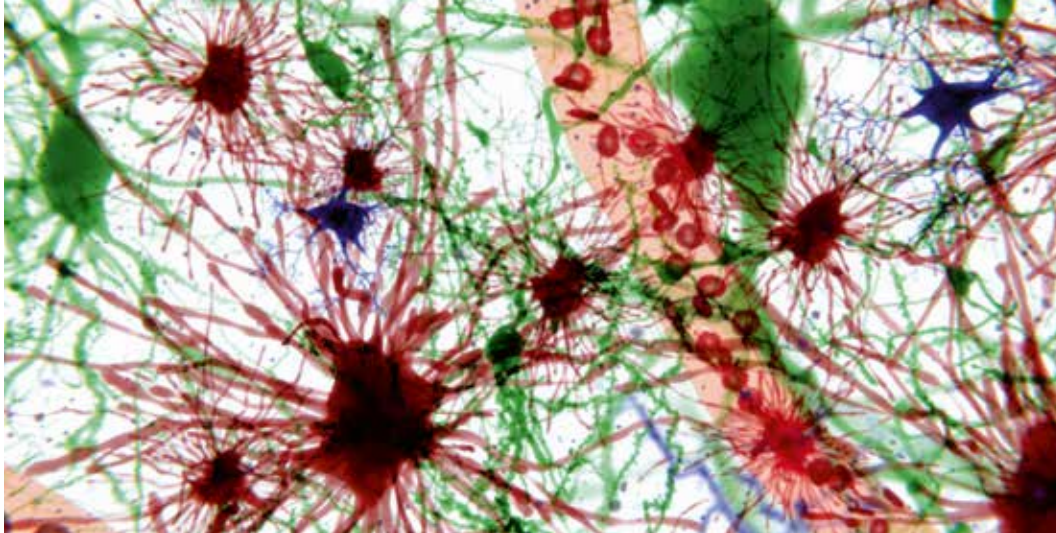
landen aber nur bei Behauptungen. Und schon sind wir im Zentrum des Problems. Von Profis weiss doch jeder, dass das A und O eines jeden Spielfilms die Vorlage ist, das Buch, und genau daran mangelt es dem Schweizer Film. An Autoren, die mehr wollen als biedere Konfektion. Man darf gespannt sein, wie die Befürworter der «Lex Netflix» aus mehr Geld (und das sei der Filmbranche von ganzem Herzen gegönnt) kreative Autoren gewinnen wollen.

Kritiker sind im Zeitalter von Big Data überflüssig geworden. Soziale Medien wie Facebook, Twitter und Co. erledigen das auf ihre Weise. Ob die Schweizer Filmszene diese Entwicklung wahrnimmt, darf bezweifelt werden. Die Nutzer der sozialen Medien, überwiegend jung, dürften sich kaum für das interessieren, was der Schweizer Film so produziert. Einer, der das begriffen hat, ist Lorenz Merz. Sein «Soul of a Beast» (2021) geht, schon rein stilistisch, auf die Bedürfnisse ein, schießt zwar übers Ziel hinaus, aber allein die Wahl seiner Figuren für seinen Zürcher Bohème-Exzess, lässt aufhorchen. Mit Pablo Caprez und Ella Rumpf fand er ein Paar, dem man Kontinuität wünscht. Sie hätten es verdient, aber dafür braucht es interessante Rollen, also Autoren.

Der bislang grösste kommerzielle Erfolg, «Die Schweizermacher», beruhte zum einen auf einer Story, die nicht einer Märchenkiste entsprang, sondern einer gesellschaftlichen Aktualität, und auf der Besetzung mit Walo Lüönd und Emil. Zwei Idole mit emotionalem Glamour-Potenzial. Die Zeiten haben sich geändert, klar, aber ganz sicher nicht das Bedürfnis nach handfesten, helvetischen Identifikations-Offerten. Mal sehen, ob die «Lex Netflix» das schafft.

Gebrauchsanleitung für das Leben

Was rät man einem Neugeborenen?



Der Regisseur des Gehirns betritt die Bühne des Seins.

Es ist, hauptsächlich aus zwei Gründen, nicht leicht, Ratschläge für die erste Zeit eines Menschen zu geben. Einmal, weil sich keiner und keine daran erinnert, wie sich das angefühlt hat auf die Welt gekommen zu sein. Die Erinnerung an sich selbst fängt erst mit dem Kleinkindsein an und dann auch nur bruchstückhaft. Und dann, weil auch nicht ganz klar ist, ab wann im Prozess der Zellbildung der Mensch beginnt; schon als Zygote, Morula, Blastozyt, oder erst als Embryo, Fötus, oder gar erst bei der Geburt.

Eine wesentliche Frage scheint zu sein, wann Bewusstsein entsteht, wann da mehr ist als nur Stoffwechsel und Blutfluss. Man weiss, dass am 19. Tag nach der Befruchtung schon, die Neuralplatte sich bildet, ein verdichteter Zellhaufen, aus dem sich das Rückenmark und das Gehirn entwickeln, aber das scheint zu früh, um es als das Erwecken des Bewusstseins zu bezeichnen. Vielleicht ist es die 24. Schwangerschaftswoche. Wandernde Nervenzellfortsätze lassen sich da und dort nieder, schaffen das Grosshirn, beackern die Erde des Zwischenhirns, aus der der Thalamus wächst, dieser Schaltstelle von fast allem, diesem Schwamm, der die Flüsse der Wahrnehmung unserer Sinne aufsaugt, sie herauspresst und dann in ein Labyrinth von Kanälen tropfen lässt. Wahrscheinlich wird das Bewusstsein, wird Gehirnaktivität und das, was wir Seele nennen wohl auch, in der 24. Woche geboren.

Es ist die Entstehung des Ichs, die Geburt der Persönlichkeit, es sind kleine, flackernde Feuer,

die einst ein zu einem flächendeckenden grossen werden. Nach 24 Wochen betritt der präfrontale Cortex, der Regisseur des Gehirns, wie man ihn auch nennt, die Bühne des Seins, er ist der Nukleus des Menschseins, wenn man so will, er steuert, unbeholfen noch, die emotionalen Prozesse sowie die Exekutivfunktionen, also das Handeln. Und im Irgendwo dieses neuronalen Gestrüpps, wahrscheinlich in der Grosshirnrinde, erblickt auch das Gedächtnis das Licht der Welt.

Das Sein dieses kleinen Frühmenschen ist jenes von andern, ist jenes der Mutter, des Vaters, der Geschwister, sind die Tonlagen ihrer Stimmen, ihrer Geräusche, ihrer Musik, ihrer Speisen, ihrer Harmonie und ihrer Dissonanzen. Der fötale Mensch beginnt, seine Augen zu öffnen, er kann sich im Bauch aufrichten, ist um die 30 Zentimeter gross ein gutes halbes Kilogramm schwer. Er kann Aromen unterscheiden, am liebsten mag er Süßes. Die meiste Zeit des Tages verpennt er. Wenn er wach ist, fängt er an zu treten und zu boxen. Käme er jetzt auf die Welt, hätte er die Chance zu überleben. In 16 weiteren Schwangerschaftswochen wird er den Bauch der Mutter verlassen und in die Welt plumpsen als eines von vier Kindern, die täglich jede Sekunde auf die Welt kommen.

Kann die Geburt etwas anderes sein als ein Schock, ein traumatisches Erlebnis, das, so behaupten einige, wir ein Leben lang unver-

daut mit uns tragen? Vielleicht deshalb dieses Nichterinnern, dieses Verdrängen möglicherweise, diese erste, immerwährende Amnesie, diese Auslöschung. Da wird einer oder eine herausgepresst, da ist Schreien, da sind Hände in Gummihandschuhen, die den Kopf anfassen und vielleicht daran ziehen, da ist helles Licht, wahrscheinlich Kälte, da ist der erste Schrei, den einer oder eine tut, er dient dazu, Luft in die Lungen zu pumpen, damit sie sich entfalten können und der Kreislauf sich umstellt auf dieses Leben draussen. Aber vielleicht ist dieser Schrei mehr als nur etwas rein Funktionales, vielleicht ist er auch erfüllt von Angst und Verzweiflung. Wahrscheinlich ist dieser neue Mensch im Licht der Welt mehr im Dunkel als im Schattenreich des Mutterbauchs, die Welt hat unscharfe Konturen, ist weiss, schwarz und vor allem grau.

Kaum ist es vom Unsichtbaren ins Sichtbare geflutscht, wird das Band, das es werden und gedeihen liess, durchtrennt, die Nabelschnur, und dann liegt es da, mit weit geöffneten Augen, entückt noch und doch schon präsent, liegt da wie ein Mensch, dessen Leben zu ende geht. Dann fängt es in der Regel an zu schreien.

Welchen Ratschlag kann man diesem neuen Menschen geben, nachdem man ihn auf der Welt willkommen geheissen, ihn auf dem Arm gehalten, ihm zu trinken gegeben und es gestreichelt hat? Der beste ist wohl: *Don't panic.*

PERSONENKONTROLLE

Amherd, Keller-Sutter, Ameti, Aebischer, Xi, Markle, Prinz Harry, Bush, Obama



Schweiz zuerst: Matthias Aebischer.

Viola Amherd, Opportunistin, mischt bei der Russenjagd kräftig mit. Sie verlangte beim Internationalen Olympischen Komitee (IOC) den Ausschluss von Funktionären aus Russland und Belarus aus Spitzenämtern internationaler Sportverbände. Sie fiel mit ihrem unfreundlichen Anliegen beim IOC aber hochkant durch. Es war auch vermessen von der Schweiz im Allgemeinen und von Amherd im Speziellen, sich am Kesselreiben gegen russische Sportfunktionäre zu beteiligen, sind doch viele von ihnen mit dem Krieg in der Ukraine alles andere als einverstanden. Amherd hat damit einmal mehr bewiesen, dass sie nach dem Motto verfährt: immer schön mit dem Mainstream schwimmen, auch wenn die Schweizer Neutralität dabei den Bach runtergeht. (hmo)

Karin Keller-Sutter, Realistin, kämpft mit Verve für ein Verbleiben der Schweiz bei Frontex. Das Volk entscheidet am 15. Mai, ob sie der EU-Grenzagentur weiter mehr Geld zahlen soll oder nicht. Wie angespannt die Situation an den Grenzen des Staatenbunds ist, zeigte sich dieser Tage: Frontex meldete für das erste Quartal 2022 eine Rekordzahl von 40 200 illegalen Grenzübertritten – eine Steigerung um 57 Prozent gegenüber 2021. Die Justizministerin bleibt realistisch. Wenn die Schweiz den Geldhahn zudrehte, würde das in Brüssel auf wenig Verständnis stossen. (odm)

Sanija Ameti, Shootingstar, gehört zu den Lieblingen der Medien. Doch jetzt steht die Co-Präsidentin der Operation Libero plötzlich einsam da: Niemand will sich an dem von ihr vorgeschlagenen Europa-Volksbegehren beteiligen. «Grössere mögliche Initiative-Partner scheinen derzeit auf das Prinzip Hoffnung zu setzen und keine langfristige Europastrategie zu haben»,



Operation solo: Sanija Ameti.

beklagte sich Ameti in der *Sonntagszeitung*. Nicht einmal ihre eigene Partei – die Grünliberalen – will sich für das Vorhaben exponieren. So rasch kann es gehen, dass Highflyern in der Politik die Flügel gestutzt werden. (odm)

Matthias Aebischer, Superpatriot, markiert im Abstimmungskampf zur Lex Netflix den Nationalisten. Schweizer Filme vermittelten der Welt «einen Teil unseres Kulturschaffens und unseres Selbstverständnisses», schreibt der Berner SP-Nationalrat und Präsident von Ciné suisse im Genossenblatt *Links*. Die Streifen, die nun dank des neuen Filmgesetzes massiv mehr Geld erhalten sollen, zeigten «unsere Eigenart». Der Vertreter einer Partei, die alles ablehnt, was nur im Entferntesten den Geruch von Nationalstaatlichem hat, argumentiert plötzlich so, wie man es sonst nur von ganz rechts gewohnt ist. Wenn es darum geht, zusätzliche Millionen für seine Klientel abzuräumen, darf man ruhig mal den Oberchauvinisten spielen. (odm)

Xi Jinping, roter Kaiser, wird etwas länger auf sein neuestes Spielzeug warten müssen. Eigentlich wollte man Chinas Staats- und Parteichef diese Woche den dritten Flugzeugträger der Marine zum Geschenk machen. Daraus wird nichts, und schuld ist Xi selber: Sein Corona-Lockdown in Schanghai verzögert die Fertigstellung. (ky)

Meghan Markle, Yankee-Prinzessin, lässt sich ihre Sicherheit etwas kosten. Für ihre Europa-reise heuerten die Herzogin von Sussex und ihr Mann Harry eigene Leibwächter an, weil London nicht mehr zahlen will. Die Männer sind nicht billig. Ihr Chef schützte schon die US-Präsidenten **George W. Bush** und **Barack Obama**. (ky)

Jakob Andrea Donatz (1951–2022)

Ein Mann wie ein Berg, ein Fels in der Brandung in einer schnelllebigen Zeit. Die *Bilanz* adelte ihn als «Urgestein der Schweizer Spitzengastronomie». Egal, wo Donatz kochte, der «cuoco», wie er sich auf der Visitenkarte vorstellte, war der Herr in seinem Reich – und lenkte seine Mitarbeiter mit einer Mischung aus patriarchischer Strenge und alpinem Charme: «Hopp, hopp, wenn Leipzig so langsam spielen würde, wäre der Klub in der Bundesliga letzter», trieb er die sächsische Kellnerin an. «Servicfachfrau» ist heute die politisch korrekte Berufsbezeichnung. Doch Jacky Donatz stammt aus einer Zeit, als man das Essen noch bei Serviertöchtern bestellte und ein saloppes Kompliment nicht gleich als Nötigung verstanden wurde.

Er erkochte sich 15 Gault-Millau-Punkte, erlangte mit seinem Kalbskotelett und dem Siedfleisch landesweite Bekanntheit. Er war ein Vertreter einer aussterbenden Spezies – der grossen Wirte, der aufmerksamen und *gspürigen* Gastgeber, die den Besucher hofieren und ihm jeden Wunsch erfüllen, die von Tisch zu Tisch gehen, ein Schwätzchen halten und Empfehlungen abgeben.

Jacky Donatz lebte dieses Gefühl – und er vermittelte es den Gästen auf die Teller. Zuletzt als Gastkoch bei Ljuba Manz im Hotel «St. Gotthard». Und trotzdem war bei Donatz seit dem Abgang als «Fifa-Koch» im Restaurant «Sonnenberg» vor sieben Jahren und seit dem Tod seiner Ehefrau Regula nichts mehr, wie es war. Wer ihn zuletzt sah, spürte einen Hauch von Traurigkeit und Wehmut in seinem Blick. Das Wissen um die Vergänglichkeit schien die Lebensfreunde zu vertreiben. Am vergangenen Montag verabschiedete sich Jacky Donatz in die Ewigkeit. Er hinterlässt eine grosse Fangemeinde und eine nicht zu schliessende Lücke im Schweizer Gastgewerbe. Die Engel werden sich über den neuen Küchenchef freuen.

Thomas Renggli



Strenge und Charme: Jacky Donatz.

Von Hass, Hetze und Haltung

Eben noch schimpften Politiker und Journalisten über Hass, Hetze und Diskriminierung. Adressaten ihrer Moralprügel waren fast nur Exponenten des SVP-Lagers. Ein Parlamentarier aus Adliswil verbreitete «Hetze im Netz». Ein Twitterer eine muslimkritische «Hassrede». Im Emmental gab's «Hetze gegen Asylsuchende». Gerade in der Covid-Krise hätten «Hass und Hetze in den sozialen Medien» überhandgenommen. Es erschienen grosse Situationsanalysen über «Hass, Hetze, Rassismus und Diskriminierung».

Kein öffentliches Thema ist allerdings, wie im gegenwärtigen Ukraine-Krieg mit Russland und den Russen umgesprungen wird. Selbstverständlich applaudiert niemand dem bewaffneten Überfall Putins auf das Nachbarland. Das tun aber auch viele Russen nicht. Doch es befremdet, wenn jetzt unser Rudeljournalismus wie eine toll gewordene Hundemeute gegen alles Russische jault, kläfft und schäumt. Im Rahmen einer abstossenden Russenjagd werden angebliche Oligarchen zu Paaren getrieben, Künstler und Sportler stigmatisiert, internationale Organisationen «gesäubert», Funktionäre aus Verbänden gekelt.

Jetzt geschehen Menschenrechtsverletzungen, ohne dass je die Wörter Hass, Hetze, Diskriminierung oder Rassismus fallen würden. Vielmehr behaupten die betreffenden Medienvertreter und Politiker bis hinauf zu unseren Bundesräten, sie würden eben «Haltung zeigen». Was in anderen Fällen moralische und juristische Verurteilungen nach sich zog, gilt jetzt als Ausfluss eines kerzengeraden moralischen Kompasses.

Bei so vielen emotionalen Bauchrednern gegen alles Russische verliert die Vernunft die Zügel. Der nachkeuchende Verstand vermag das Gefährte auf der schiefen Ebene nicht aufzuhalten. Es hört sich schlecht an, wenn jedes Winkelblättchen aus der Sicherheit unserer Unverletzlichkeit heraus einen europäischen Grossstaat im Wirtshausstil anpöbelt, als handelte es sich um eine idyllische Gemeinderatswahl. Eines zeigt sich im Ukraine-Krieg: Jeder Spiesser schwelgt im Kriegerischen, weil sein kleines Leben endlich Helden-taten erleben will.

Christoph Mörgeli

Wie reich ist Putin?

Tesla-Gründer Elon Musk sagt, der Kreml-Chef sei vermöglicher als er selbst. Er dürfte recht haben.

Pierre Heumann

Nach Angaben des Kremls verdient der Präsident zwar nur 140 000 Dollar und besitzt lediglich eine bescheidene 74-Quadratmeter-Wohnung. Aber vieles spricht dafür, dass Elon Musk, dessen Vermögen auf rund 200 Milliarden Dollar geschätzt wird, recht hatte, als er Ende März in einem Interview sagte: «Putin ist deutlich reicher als ich.»

Bereits im Jahr 2017 hatte der Finanzier Bill Browder, der in Russland einst Grossinvestor war, dem Justizausschuss des US-Senats vorgerechnet, dass Putin 200 Milliarden Dollar schwer sei. Putin, so Browder, sei der «reichste Mann der Welt». Sein Reichtum sei das Ergebnis von Erpressung und massivem Diebstahl von Staatsgeldern.

Zwar ist es schwierig, die Höhe des Vermögens des russischen Präsidenten zu schätzen. Es ist auf viele Personen und Firmen verteilt. Laut «Pandora Papers» benutzen Putin und die Oligarchen, die zu seinem Machtnetz gehören, mehr als 800 000 Offshore-Unternehmen, Stiftungen und Trusts sowie Beziehungen zu Personen und Konglomeraten in mehr als 200 Ländern.

Flugverbotszone über Milliarden-Villa

Zu Putins Vermögen gehört eine auf 1,4 Milliarden Dollar geschätzte herrschaftliche Villa am Schwarzen Meer, die als grösstes privates Anwesen Russlands gilt. Vierzig Angestellte kümmern sich um die Landschaftsarchitektur im Umfeld des Herrenhauses. Laut einem Dokfilm der Anti-Korruptions-Gruppe des inhaftierten russischen Oppositionsführers Alexei Nawalny verfügt das Anwesen über ein eigenes Amphitheater, eine unterirdische Eisbahn und einen privaten Seehafen. Es gibt eine Flugverbotszone über der Villa, und in den umliegenden Gewässern sind keine Boote zugelassen.

Offiziell wird im Kreml zwar abgestritten, dass die Protzvilla Putin gehört. Sie sei im Besitz eines reichen Geschäftsmannes. Was aber Russland-Kenner als Lüge abtun. Kein Privatmann könne nämlich die Dienste der russischen Sicherheitsdienste in Anspruch nehmen oder veranlassen, dass über seinem Haus eine Flugverbotszone durchgesetzt wird.

Die Villa am Schwarzen Meer ist nicht das einzige Immobilien-Juwel Putins. Laut Wirtschaftsmagazin *Fortune* besitzt er neunzehn weitere Häuser, zudem 58 Flugzeuge und Helikopter, darunter auch einen 716 Millionen Dollar teuren Jet namens «Der fliegende Kremlin», in dem die Toilette aus Gold sein soll. Zudem gehört ihm eine 100-Millionen-Dollar-Riesenjacht.

Putin liebt den Luxus. So zeigte er sich in der dritten Märzwoche mit einer 12 000 Dollar teuren blauen Daunenjacke aus dem Haus Loro Piana, und bekannt ist, dass er über eine ansehnliche Sammlung von Luxusuhren verfügt.

Doch eigentlich mache er sich nicht viel aus materiellen Werten, sagte er einmal. Vielmehr sammle er Emotionen. Reich sei er, weil ihm das russische Volk die Führung einer grossen Nation wie Russland anvertraut habe. «Ich glaube, das ist mein grösster Reichtum.»



Stunde der Nebelgranaten

In Sachen Sanktionen gegen Russland beugte sich der Bundesrat dem Druck der Amerikaner.



Der Walliser Kardinal und Kriegstreiber Matthäus Schiner hat Tausende von Schweizer Söldnern in Marignano in den Tod getrieben. Er hatte nicht begriffen, dass die Zeit der Hellebarden vorbei war. Kanonen aus Frankreich zerfetzten die Söhne der Heimat. Der technische Fortschritt als französischer Todesengel.

Sind wir seither neutral oder opportunistisch? Von beidem etwas. Allerdings ist Neutralität bestenfalls die Etikette. Drei Beispiele:

Der nach Marignano mit Frankreich abgeschlossene ewige Frieden war nichts anderes als ein Subordinationsvertrag. Die französischen Diplomaten regierten von Solothurn aus mit Bestechungsgeldern jene Schweiz, in der die Patrizier die Macht hatten. Nix neutral und nix demokratisch.

Während des Zweiten Weltkriegs war die Schweiz dank Dr. Bührle eine von den Alliierten nicht angreifbare Waffenschmiede für das Hitler-Regime. Und durch die im Kriegsfall leicht sprengbaren Alpentunnel rollte der Warenaustausch zwischen den Achsenmächten Deutschland und Italien. Nach dem Krieg waren die Amerikaner stocksauer auf die scheinneutrale Schweiz. Wir mussten zu Kreuze kriechen und bekamen nur dank dem beginnenden Kalten Krieg wieder Luft unter die Flügel.

Bevor er Bundesrat wurde, war Hans-Rudolf Merz ein Kofferli-Träger des Kapitals. Er wurde zum Bundesrat gewählt, weil Marcel Ospel von Hypotheken abhängige National- und Ständeräte mit Telefonaten unter Druck setzte. Der Bankenplatz verhinderte erfolgreich die Wahl von Franz Steinegger. Im Nationalrat erklärte Bundesrat Merz, die Amerikaner würden sich

am Bankgeheimnis die Zähne ausbeissen. Denkste! Merz erlitt – als alle Karten auf dem Tisch lagen – einen Herzinfarkt. Und die verbleibenden Bundesrätinnen und Bundesräte durften auf Druck der Amerikaner das Steuerhinterzieher-Geheimnis begraben.

Der rote Faden hinter allem: Was kümmert die Schweizer Politik ihr Geschwätz von gestern, wenn es um die Interessen von heute und mor-

In der Schweiz toben Scheingefechte. Die aktiven Neutralitätspolitikern gegen die Neutralitätshysteriker.

gen geht. Wir sind stinknormale Opportunisten – und sind damit gar nicht so schlecht gefahren. Deshalb machen wir quietschfidel weiter.

Der Bundesrat hat sich – nach anfänglichem Zögern – unter dem massiven Druck der Amerikaner den EU-Sanktionen angeschlossen. Jeder andere Entscheid hätte den Finanzplatz, die Pharmabranche und die Uhrenindustrie in arge ökonomische Schwierigkeiten gestürzt. Denn Joe Biden ist – im Gegensatz zu Donald Trump – eisenhart. Er macht aussenpolitisch das, was er ankündigt.

Sanktionen haben bisher meist das Gegenteil von dem bewirkt, was das Ziel der Übungen war. Die USA konnten weder Kuba, Venezuela noch den Iran in die Knie zwingen. Die Regimes blieben an der Macht. Und gelitten hat unter den Sanktionen die grosse Mehrheit der jeweiligen Bevölkerung. Anders war das nur bei den Sanktionen gegen das rassistische Südafrika.

Die Position Russlands ist verglichen mit Kuba, Venezuela und dem Iran vorteilhafter. Das grösste Land der Welt kann Kohle, Öl, Gas, Holz und Wodka etwas zeitverzögert und mit Preisabschlägen nach Indien oder China verkaufen. Und von dort jene Güter beziehen, die es zum Überleben braucht. Spielt alles keine Rolle. Die USA bestimmen, was läuft. Und Putins Angriffskrieg gegen die Ukraine liefert die Argumente für jene Sanktionen, die vorab Europa wehtun.

Im Krieg wird gelogen, dass sich die Balken biegen. Die «Moskwa» wurde von Neptun-Raketen versenkt. Die Russen versuchten das zu vertuschen. Jörg Kachelmann brachte es auf den Punkt: «Die «Moskwa» ist nicht wegen eines Sturms gesunken, weil es keinen gab.»

In der Schweiz toben Scheingefechte. Die aktiven Neutralitätspolitikern gegen die Neutralitätshysteriker. Geht die Schweiz wie die «Moskwa» unter? Erstens verlaufen die Fronten entlang der Interessen. So ist der mit dem Rohstoffhandel verbandelte Philipp Hildebrand eher gegen Sanktionen. Über die Schweiz werden pro Jahr Rohstoffe im Wert von tausend Milliarden Franken gehandelt. Die umsatzstärksten Unternehmen der Schweiz sind Trafigura, Glencore und Co. Zweitens wissen alle, die gespenstisch den Untergang der Schweiz und ihrer Neutralität an die Wand malen, dass sie weder im Parlament noch im Volk eine Mehrheit haben. Ausrufen ohne Risiko.

Bert Brecht hat recht: «Erst kommt das Fresen, dann die Moral.» So sind wir eben.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Ist Putin ein neuer Hitler?

Russlands Präsident ist ein Gefangener seiner
Wahnvorstellungen. Anklänge an Hitler sind unübersehbar.
Aber es gibt wichtige Unterschiede.

Richard J. Evans

Kaum waren die Streitkräfte von Wladimir Putin in die Ukraine einmarschiert, verglichen ihn politische Experten mit Hitler. Beide Männer hatten ihre jeweiligen Länder diktatorisch regiert, beide Männer unterdrückten abweichende Meinungen und schalteten unabhängige Medien aus, beide Männer zögerten nicht, Menschen zu ermorden, die sie als Bedrohung ihrer Herrschaft ansahen. Sowohl Hitler als auch Putin fielen in eine Reihe von Nachbarländern ein, beide benutzten Lügen und Desinformationen, um ihre Handlungen zu rechtfertigen, beide benutzten ein Symbol – in Putins Fall das «Z», in Hitlers Fall das Hakenkreuz –, um für die Unterstützung ihrer Ziele zu werben. Beide Männer zögerten nicht, Tod und Zerstörung in grossem Ausmass zu verursachen, um ihre Ziele zu erreichen.

Jonathan Katz, der in Washington ansässige Direktor des Netzwerks Democracy Initiatives, hat Putin als «das Äquivalent zu Hitler in diesem Jahrhundert» bezeichnet. Putins Charakter, sagt er, «spiegelt auf beunruhigende Weise Züge Hitlers wider». Der ehemalige Direktor des US-Geheimdienstes James Clapper sagte gegenüber CNN, Putin sei «ein Hitler des 21. Jahrhunderts», eine Formulierung, die von einer Vielzahl von Kommentatoren verwendet wurde, vom ehemaligen irischen Premierminister Leo Varadkar bis zum ukrainischen Verteidigungsminister. Der britische Politiker der Liberaldemokraten, Norman Baker, behauptete in der *Daily Mail*, dass «alles, was Wladimir Putin tut, an Adolf Hitler erinnert». Selbst der Prinz von Wales sagte 2014 nach dem russischen Einmarsch auf der Krim in Kanada zu einem jüdischen Holocaust-Überlebenden: «Putin tut fast dasselbe wie Hitler.» Kritiker der vorsichtigen Haltung des Westens gegenüber Putins territorialen Vergrösserungen ziehen routinemässig Parallelen zum Münchner Abkommen von 1938, in dem Grossbritannien und Frankreich versuchten, Hitler zu besänftigen und einen allgemeinen Krieg zu verhindern, indem sie die Tschechoslowakei zwangen, den Forderungen des Nazidiktators nach einem grossen Teil ihres Territoriums nachzugeben.

Jüdische Gruppen haben darauf hingewiesen, dass Putin keine Vernichtungslager oder Gaskammern eingerichtet hat, wie Hitler es tat, um den Massenmord an den europäischen Juden zu begehen. Der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj hat die wahllose Bombardierung der wichtigsten Städte seines Landes jedoch direkt als «Genozid» bezeichnet. Der polnische Präsident Andrzej Duda sagte, die russische Invasion trage «die Züge eines Genozids – sie zielt dar-

*Beide Männer zögerten nicht,
Tod und Zerstörung zu verursachen,
um ihre Ziele zu erreichen.*

auf ab, eine Nation auszulöschen und zu zerstören». Die sich häufenden Beweise für wahllose Massaker an zivilen Männern, an Frauen und Kindern durch die sich zurückziehenden russischen Armeen in Butscha und anderen ukrainischen Städten lassen sich weder ignorieren noch – trotz lächerlicher russischer Bemühungen – wegdiskutieren. Es handelt sich zweifellos um einen Genozid: Diese Menschen werden getötet, weil sie Ukrainer sind – aus keinem anderen Grund.

«Weltfeind» der Nazis

Der Genozid war das Herzstück des nationalsozialistischen Projekts. In diesem Jahr jährt sich zum 80. Mal der «Generalplan Ost» der Nazis, ein Vorschlag für den Massenmord an bis zu 45 Millionen «Slawen» durch Krankheit, Hunger, Verwahrlosung und «Ausrottung durch Arbeit», um die deutsche Besiedlung Ostmitteleuropas vorzubereiten. In seiner offiziellen Fassung, die im Juni 1942 fertiggestellt wurde, enthüllte der Plan, der erst 1957 ans Licht kam, das ganze Ausmass des radikalsten Genozidprogramms, das je ausgearbeitet wurde. Im Laufe von dreissig Jahren, einen deutschen Sieg im Krieg vorausgesetzt, schlugen die Nazis vor, 50 Prozent der Letten, Esten und Tschechen, 75 Prozent der Weissrussen und 85 Prozent der Litauer und Polen zu «liquidieren». Die Ukrainer sollten gänzlich verschwinden: 35 Prozent von ihnen,

die als rassistisch geeignet angesehen wurden, sollten «germanisiert» werden; der Rest sollte eliminiert werden.

Glücklicherweise konnte der Plan nie verwirklicht werden, aber die völkermörderische Haltung der Nazis gegenüber den Millionen von slawischen «Untermenschen» fand ihren Ausdruck in der Ermordung Tausender polnischer Intellektueller und dem vorsätzlichen Aushungern von mehr als 3,3 Millionen Rotarmisten. Letztere wurden gefangen genommen, in riesigen Gehegen in den osteuropäischen Ebenen eingepfercht und ohne Nahrung, Unterkunft oder Medikamente dem Tod überlassen.

Jeder, der glaubt, dass die Ukrainer «Nazis» sind oder dass Stalin der Hauptfeind der Ukrainer und der anderen Bewohner Ostmitteleuropas war, muss dieses schockierende Dokument lesen. Stalin befahl die Erschiessung von etwa 40 000 polnischen Offizieren, die von der Roten Armee in Ostpolen gefangen genommen worden waren, und deportierte Tausende von Polen, vor allem aus der Oberschicht, nach Sibirien, aber diese Verbrechen wurden im Namen des Klassenkampfes und nicht aus ethnischem Hass begangen. Für die Opfer machte das kaum einen Unterschied, doch das fast unvorstellbare Ausmass des «Generalplans für den Osten» stellt ihn in eine ganz eigene Kategorie.

Die völkermörderischen Absichten der Nazis gingen weit über die Beseitigung jener «Untermenschen» hinaus, die der deutschen Besiedlung im Wege standen. Genozid gibt es in vielen Varianten und Ausprägungen, und der Massenmord der Nazis an fast sechs Millionen europäischen Juden unterschied sich qualitativ von dem im Generalplan Ost enthaltenen Vernichtungsprogramm. Für die Nazis waren die Juden von Anfang an der «Weltfeind», der Deutschland und die Deutschen in einer globalen Verschwörung mit dem Ziel der Weltherrschaft vernichten sollte. Hitler glaubte, dass jeder Jude aufgrund seines «rassistischen Charakters» dazu prädestiniert sei, auf dieses Ziel hinzuarbeiten. Die Karikaturen der Nazis aus der Kriegszeit zeigten, dass die drei mächtigsten Feinde Deutschlands – das britische Em-



Tödliche Illusionen.

pire, die Sowjetunion und die USA – von böswilligen jüdischen Verschwörern von hinten gesteuert wurden.

Es war dieser Glaube, der die deutschen Angreifer in Ostmitteleuropa dazu veranlasste, die jüdischen Einwohner des Gebiets zu erniedrigen und zu demütigen, indem sie jüdische Ältere zwangen, auf den Plätzen der Städte zu tanzen, bis sie vor Erschöpfung zusammenbrachen, jüdische Mädchen zwangen, mit ihren Blusen Latrinen zu putzen, und andere Gräueltaten verübten, die zu abscheulich

Es handelt sich zweifellos um einen Genozid: Diese Menschen werden getötet, weil sie Ukrainer sind.

waren, um sie im Einzelnen zu beschreiben. Dies veranlasste die Nazis auch dazu, die europäischen Juden so schnell wie möglich zu vernichten, im Gegensatz zu der längerfristig geplanten Massenvernichtung der Slawen in der Region, die selten mit dem grotesken und aufwendigen Sadismus behandelt wurden, der den Juden vorbehalten war.

Kaum etwas in der Propaganda von Wladimir Putin erscheint daher absurder als seine Behauptung, die Ukraine werde von einer Clique von «Nazis» regiert, nicht zuletzt, weil der ukrainische Präsident selbst jüdisch ist. Im Gegensatz zu Hitler betrachtet Putin die Ukrainer jedoch nicht als Untermenschen, geschweige denn als eine bösartige globale Bedrohung für die Existenz seines Landes. Er sieht sie als Russen. Im März 2014, als er die Annexion der Halbinsel Krim durch Russland feierte, erklärte er, Russen und Ukrainer seien ein Volk. «Kiew», fuhr er in Anspielung auf das Mittelalter fort, «ist die Mutter der russischen Städte.» Im Februar 2020 wiederholte er diese Überzeugung und behauptete, die ukrainische nationale Identität sei das Werk bösartiger ausländischer Einflüsse. Es gebe keinen ukrainischen Staat; er sei eine Fiktion. Folglich würden die Ukrainer, abgesehen von der winzigen Minderheit der «Nazis», die sie beherrschten, die Russen willkommen heißen, da diese sie von der ausländischen Besatzung befreien.

Und so waren die russischen Wehrpflichtigen nicht auf die Invasion vorbereitet. Sie wurden schnell desillusioniert, als sie auf unerwartet

starken Widerstand stießen. Seit dem Einmarsch sind sie in einigen Grenzregionen nur langsam und in anderen überhaupt nicht vorangekommen. An einigen Orten wurden sie von ukrainischen Truppen zurückgeschlagen. Die Zivilbevölkerung in den besetzten Städten und Dörfern hat mit ukrainischen Fahnen gegen die Invasoren demonstriert. Artilleriebeschuss und Luftangriffe haben der Bausubstanz vieler ukrainischer Städte schweren Schaden zugefügt, aber sie scheinen den Widerstand nicht geschwächt, sondern eher gestärkt zu haben.

Putins demütigende Niederlage

Die Nato und die EU, die bei der Besetzung der Halbinsel Krim und der östlichen Grenzprovinzen der Ukraine durch Russland nur zuschauen konnten, haben Putin mit der Verhängung starker und konzertierter Sanktionen überrascht, die der russischen Wirtschaft bereits schaden. Die erwartete rasche Besetzung des gesamten Landes, sodann die schnelle Absetzung Selenskyjs und dessen Ersetzung durch eine russische Marionette sind nicht eingetreten. Für Putin und sein Regime ist dies eine militärische und politische Niederlage von demütigendem

Ausmass. Es hat den Anschein, dass die russischen Streitkräfte diese peinliche Realität erkennen und sich aus der Zentralukraine zurückziehen, um ihre Position in den östlichen Provinzen des Landes zu festigen.

Hier, wenn überhaupt, ist die Parallele zu Hitlers Überfall auf die Sowjetunion zu finden. Denn auch Hitler rechnete mit einem schnellen Sieg, als er am 22. Juni 1941 seine Armeen – mehr als dreieinhalb Millionen Mann, mit Tausenden von Panzern, gepanzerten Fahrzeugen, Kampfflugzeugen und Artillerie – auf sowjetisches Gebiet schickte. Hitler war so zuversichtlich, dass das Gebäude der sowjetischen Gesellschaft zusammenbrechen würde, dass er sich nicht die Mühe machte, seine Truppen mit Winterkleidung auszustatten.

Zunächst schien seine Zuversicht auch berechtigt zu sein. Entlang einer tausend Meilen langen Front rückten die deutschen und alliierten Armeen mit hoher Geschwindigkeit vor,

In beiden Fällen wurde eine Invasion, die auf keinen Widerstand stossen sollte, zu einer Katastrophe.

kesselten Hunderttausende von Rotarmisten ein und nahmen sie gefangen oder töteten sie. Hitler und seine Generäle waren euphorisch. «Es ist also wohl nicht zu viel gesagt», notierte Franz Halder, der Chef des Oberkommandos des deutschen Heeres, am 3. Juli 1941 in seinem Tagebuch, «wenn ich behaupte, dass der Feldzug gegen Russland innerhalb von vierzehn Tagen gewonnen wurde.»

Doch Halder und sein Vorgesetzter hatten sich verkalkuliert. Die ukrainischen Bauern begrüßten die einmarschierenden Truppen mit den traditionellen Gaben von Brot und Salz und erwarteten die Befreiung von Stalins Herrschaft, unter der es während der Zwangs-

kollektivierung der Landwirtschaft Anfang der 1930er Jahre zu einer Hungersnot mit Millionen Toten gekommen war. Stattdessen wurden sie mit weiteren Gräueln konfrontiert, als sich die Deutschen plündernd und brandschatzend ihren Weg durch das Land bahnten, die Städte in Schutt und Asche legten und selbst kleinere Widerstände mit Massenerschüssen und dem Abfackeln ganzer Dörfer beantworteten. Ermutigt durch Stalins Abkehr von der bolschewistischen Rhetorik und den Aufruf, die Deutschen im Geiste des russischen Patriotismus zu bekämpfen, bildeten sich bald überall Partisanengruppen, und Stalins Generäle mobilisierten militärische Reserven und brachten sie an die Front. Anfang August gesteht Halder in seinem Tagebuch, «dass der Koloss Russland von uns unterschätzt worden ist». Die Sowjets schienen über unbegrenzte Reserven an Männern und Material zu verfügen. Immer wieder trafen Verstärkungen ein, um die Hunderttausenden von Gefallenen und Gefangenen an der Front zu ersetzen.

Für die Deutschen sollte es noch schlimmer kommen. Als der Herbstregen einsetzte, versanken ihre Armeen in einem Meer aus Schlamm. Bald darauf begann ihnen der russische Winter mit Temperaturen von bis zu minus vierzig Grad Celsius zuzusetzen. Hitlers übergrösse Zuversicht, die aus seiner anhaltenden Verachtung für die «Slawen» herrührte, liess ihn all diese Probleme ignorieren. «Noch niemals», so verkündete er am 8. November 1941, «ist ein Riesenreich in kürzerer Zeit zertrümmert und niedergeschlagen worden als diesmal Sowjetrussland.» Doch seine Truppen waren nach Monaten des ständigen Vormarsches müde. Sie waren für einen Winterfeldzug schlecht ausgerüstet, und ihre Zahl wurde durch die ständigen Gegenangriffe der Roten Armee verringert. Eine Katastrophe bahnte sich an.

Als der sowjetische General Georgi Schukow einen Gegenangriff startete, wurden die Deutschen zurückgedrängt. Unter den schrecklichen winterlichen Bedingungen begannen sie in ihren Sommeruniformen zu erfrieren. Hitlers Propagandaminister Joseph Goebbels startete eine breit angelegte Kampagne in Deutschland, um die Zivilbevölkerung dazu zu bewegen, der bedrängten Armee Winterkleidung zu schicken. Doch es war zu spät. Unter dem Druck der Niederlage erlitt ein deutscher General nach dem anderen einen Herzinfarkt oder einen gesundheitlichen Zusammenbruch und trat zurück, darunter auch Halder selbst. Hitler betrachtete inzwischen alles andere als kompromisslosen Widerstand gegen die vorrückenden Russen als Feigheit. Jeder General, der einen Rückzug anordnete, um das Leben seiner Truppen zu retten, wurde sofort entlassen.



Griff nach der Weltmacht: Hitler, 1939.

Wütend über seine hohen Offiziere, übernahm Hitler im Dezember 1941 den Oberbefehl über das Heer. In den folgenden Monaten stiessen die deutschen Truppen erneut in den Osten vor, aber es war eine trügerische Morgendämmerung: Im Winter 1942/43 besiegelte die Schlacht von Stalingrad ihr Schicksal und leitete eine Periode des kontinuierlichen Rückzugs ein, die 1945 mit der Besetzung Berlins durch die Sowjets und dem Selbstmord Hitlers endete.

Echorraum für den «Führer»

Sowohl Hitler als auch Putin wurden in ihren tödlichen Illusionen von Untergebenen bestärkt, die kein Wort der Kritik an ihrer Politik äusserten. Der Grund dafür könnte die Furcht vor den Konsequenzen einer abweichenden Meinung sein. Das im Fernsehen übertragene Treffen Putins mit seinen führenden Beratern Ende Februar zeigte, wie er sie schikanierte, bis er die gewünschte Unterstützung erhielt. Was Hitler betrifft, so wurde jeder, der seine Politik, dem Feind keinen Zentimeter nachzugeben, in Frage stellte, aus der Armee entlassen und um seine Rente gebracht. Beide Diktatoren umgaben sich mit treuen Gläubigen, Männern, die ihre Unabhängigkeit längst aufgegeben hatten und lediglich als Echorraum für die Ansichten ihres «Führers» fungierten.

Sowohl bei Putin als auch bei Hitler war es die Ideologie – im ersten Fall der nationalistische Glaube an den im Wesentlichen russischen Charakter der Ukrainer, im zweiten Fall die dogmatische Überzeugung von der Überlegenheit der





«arischen» Rasse –, die zu einer Überheblichkeit führte, die in einer demütigenden militärischen Niederlage endete. In beiden Fällen wurde eine Invasion, die auf keinen ernsthaften Widerstand stossen sollte, zu einer Katastrophe. In beiden Fällen handelte ein Diktator auf der Grundlage ideologisch motivierter Annahmen, die sich schnell als falsch herausstellten. Sowohl Hitler als auch Putin projizierten ihre eigenen

Putin hat offenbar die Idee eines Regimewechsels aufgegeben und setzt auf die Teilung des Landes

mörderischen Überzeugungen auf diejenigen, die sie für ihre Feinde hielten: Hitler und Goebbels rechtfertigten den Holocaust mit der Behauptung, dass die Juden die deutsche Rasse ausrotten wollten, während Putin und seine Untergebenen ihren Angriff auf die Ukraine mit der Behauptung rechtfertigten, dass die «Nazis» in der Führung des Landes die Russen in der östlichen Donbass-Region ausrotten wollten.

Doch damit endet die Ähnlichkeit. Nach seinen Reden der letzten Jahre zu urteilen, will Putin, der den Zusammenbruch der Sowjetunion als nationale Katastrophe betrachtet, das Russland seiner frühen Jahre wiederherstellen und Nachbarstaaten eingliedern, die seiner Meinung nach kein Recht auf ihren unabhängigen Status haben. Dabei ist er offensichtlich bereit, jedes Mittel einzusetzen, das er für notwendig hält, um sein Ziel zu erreichen. Zumindest im Moment scheint sich der Konflikt auf einen Teil

Europas zu beschränken, und die Ziele der Invasion sind begrenzt, ja sogar rückläufig: Putin hat offenbar die Idee eines Regimewechsels in der Ukraine aufgegeben und setzt stattdessen auf die Teilung des Landes.

Da die Breite und Tiefe des ukrainischen Nationalbewusstseins deutlich geworden ist, haben Putin und seine Truppen beschlossen, dass die «Nazis», die sie angeblich bekämpfen, nicht nur eine winzige Clique, sondern praktisch das ganze Volk sind. Dennoch scheint der Massenmord an der Zivilbevölkerung ein Produkt der Niederlage und des Rückzugs zu sein; er wurde nicht im Voraus geplant, anders als der Massenmord an Ukrainern und anderen «Slawen» durch die einmarschierenden Deutschen im Zweiten Weltkrieg.

Putins Ziele sind begrenzter

Hitlers Ziele waren im Gegensatz zu denen Putins nicht auf eine Ecke Europas beschränkt. Ihm ging es nie bloss darum, die im Versailler Vertrag von 1919 getroffene territoriale Regelung rückgängig zu machen; er war nicht nur daran interessiert, die deutsche Hegemonie über den Rest des Kontinents zu errichten. In einer Rede vor seinen Anhängern am 5. November 1930, nach seinem überwältigenden Erfolg bei den Parlamentswahlen im September, beklagte Hitler, dass sich Grossbritannien und Frankreich beim Gerangel um Afrika in den 1880er Jahren den Löwenanteil genommen und dem neugegründeten Deutschen Reich nur die Reste überlassen hätten:

«Kein Volk hatte mehr Recht auf den Begriff der Weltherrschaft als das deutsche Volk. Wir hätten dieses Recht gehabt, und kein anderes Volk [stürmischer Beifall]. Nicht England und nicht Spanien, nicht Holland, keine andere Nation hätte ein angeborenes Recht gehabt, aufgrund ihrer Tatkraft und ihrer Tüchtigkeit und auch ihrer zahlenmässigen Stärke die Weltherrschaft zu beanspruchen. [...] Heute behaupten manche, dass wir in ein Zeitalter des Friedens eintreten, aber ich muss Ihnen sagen: Meine Herren, Sie verstehen das Horoskop unserer Zeit schlecht, das wie nie zuvor nicht auf Frieden, sondern auf Krieg hinweist.»

Für Hitler war der Überfall auf die Sowjetunion nur ein Schritt auf dem Weg zur Weltherrschaft, da ihre enormen Ressourcen die Grundlage für weitere Invasionen bilden würden, darunter auch – wie er in seiner unveröffentlichten Fortsetzung von «Mein Kampf» andeutete – die USA. Der ewige Krieg war seiner Meinung nach der einzige Weg für die Deutschen – die Arier, um seine Terminologie zu verwenden –, um im Existenzkampf der Rassen um das Überleben des Stärkeren zu bestehen.

Putins Ziele sind weitaus begrenzter. Er wird von einem engagierten und fehlgeleiteten

Nationalismus angetrieben, der die territoriale Einigung der frühen 1990er Jahre rückgängig machen und Russland wieder in die Riege der Grossmächte einreihen will. Und sie beruhen auf einer bizarr verdrehten Geschichtsauffassung, die jeden, der versucht, sie zu verteideln, als «Nazi» betrachtet, der genauso wie die Nazis von der Roten Armee im Zweiten Weltkrieg getötet werden soll.

Sowohl Hitler als auch Putin sind von einer tiefverwurzelten Ideologie besessen, die auf falschen Erinnerungen an den Weltkrieg beruht. Hitler glaubte, die deutsche Nation sei von Sozialisten und Juden verraten worden, die der Armee im Ersten Weltkrieg in den Rücken gefallen waren. Er war von Anfang an entschlossen, diese Niederlage rückgängig zu machen und Deutschlands «Griff nach der Weltmacht» wieder aufzunehmen, wenn auch in weit grösserem Massstab als zuvor; und die Beseitigung des «jüdischen Weltfeindes» war eine Voraussetzung für den Erfolg. Putin glaubt, dass die russische Nation von Führern verraten wurde, die ihre Integrität nach 1917 und erneut nach 1989 aufgegeben haben. Auch er ist bestrebt, die seiner Meinung nach historischen Niederlagen rückgängig zu machen. Genozid ist in beiden Fällen das Ergebnis. Die Tatsache, dass Hitlers Genozid geplant war und Putins Genozid nicht, ändert nichts an dem Schrecken dessen, was heute in der Ukraine geschieht.

Richard J. Evans ist emeritierter Regius-Professor für Geschichte an der Universität Cambridge und Experte für Nazideutschland. Sein neuestes Buch auf Deutsch: Das Dritte Reich und seine Verschwörungstheorien. DVA, 368 S., Fr. 41.90

Dieser Artikel erschien zuerst im *New Statesman*.



Pflegezentrum Gorwiden

Sehr gute Pflege in ruhigem Gartenquartier Zürich Nord

- Aktivierungstherapie, Ergotherapie, Logopädie, Physiotherapie
- Eigene Ärzte, Pauschaltaxen inkl. Cafeteriaabzüge
- Kurzaufenthalte während den Ferien von pflegenden Angehörigen, Tages- und Nachtaufenthalte, Betreutes Wohnen, keine Kündigungsfristen
- Haustiere in Einbettzimmern möglich
- Besuche in Corona-Zeit jederzeit, unter Einhaltung der Hygienevorschriften der Gesundheitsdirektion, möglich.
- Aufnahme von Pflegenotfällen jederzeit kurzfristig möglich
- Besichtigungen und Beratungen auch am Wochenende

www.gorwiden.ch | 044 315 11 11 (täglich)

Axpo und Co. haben sich vergaloppiert

Jahrelang bauten die grossen Schweizer Energieunternehmen im Ausland hohe Risiken auf. Nun lassen sie sich vom Bund retten und liefern sich damit Simonetta Sommaruga aus.

Beat Gygi

Die Schweiz braucht mehr Energie, mehr Strom, möglichst rasch. Das Land hat grosse Energieunternehmen, die viel leisten können, nur stellt sich die Frage, ob diese für eine möglichst gute Versorgung optimal aufgestellt sind. Sie haben sich ins Ausland ausgebreitet, was Inlandkunden nicht allzu viel bringt. Zudem gibt es vor allem an ausländischen Märkten seit einiger Zeit enorme Preisschwankungen für Erdöl, Gas, Elektrizität und anderes, welche die Schweizer Energieunternehmen wie Alpiq oder Axpo aus dem Tritt bringen können.

Als Alpiq vor Weihnachten Liquiditätsprobleme hatte, fragte die Führung beim Staat an, fand dann jedoch eine andere Lösung. Axpo kam nicht an die Grenze, war aber auch gefordert. Mit dem Ukraine-Krieg haben sich die Schwankungen verstärkt. Und damit die Sorgen in der Branche und der Politik. Es ist verzwickelt: Lange Zeit ging es den Stromkonzernen schlecht, weil die Energiepreise niedrig waren, nun verdienen sie zwar gut, sind aber gefährdet, wenn die Preise in obersten Sphären herumturnen. Energiefirmen, die im Handel an Börsen exponiert sind, brauchen bei wilden Preisbewegungen viel Geld, um in ihren Termingeschäften Sicherheiten zu hinterlegen, die den Schwankungen entsprechen.

Kritik an Axpo

Was ist, wenn es noch schlimmer kommt und die Energiefirmen zu wenig Mittel haben, um aus eigener Kraft im Markt zu bleiben? Fallen sie dann aus? Die Angst vor einer Mangelware beschäftigt auch die Bundesverwaltung, vor allem seit klarer wird, dass die offizielle Energiewende mit dem Stilllegen der Kernkraftwerke und dem Ausbau von Solar- und Windenergie wohl das nicht halten kann, was versprochen wurde.

Nun hat der Bundesrat vergangene Woche angekündigt, er prüfe einen Rettungsschirm für die Strombranche. Systemkritische Elektrizitätsunternehmen, die für die Stromversorgung des Landes notwendig sind, sollen im schlimmsten Fall Unterstützung vom Bund erhalten, um am

Markt zu bleiben. Bundesrätin Simonetta Sommaruga nannte Bürgschaften oder Darlehen als mögliche Massnahmen im Extremfall, subsidiär, mit dem Staat als letzter Stütze. Wer unter diesen Schutzschirm komme, müsse strenge Auflagen erfüllen, etwa bezüglich Transparenz oder Einschränkung von Eigentumsrechten.

Das erweckt den Eindruck, als ob die grossen Stromunternehmen grundsätzlich nicht fähig seien, in einigermaßen freien Märkten zu überleben. So gab es bereits 2015 Kritik an

Mit dem Schutzschirm werden die Probleme nicht repariert, sondern übertüncht.

der breiten Ausrichtung des Axpo-Konzerns, und zwar vom Zürcher Kantonsrat Hans-Peter Amrein: Die auf Handel spezialisierte Konzerntochter sei ein Hochrisikofaktor für die Nordostschweizer Kantone, hiess es – Axpo gehört zu 100 Prozent den Nordostschweizer Kantonen beziehungsweise Kantonswerken, betreibt unter anderem das Kernkraftwerk Beznau, ist in 32 Ländern tätig und beschäftigt im Ausland gut 1300 Mitarbeiter (von gut 5000).

Der Handel mit Elektrizität, Öl, Emissions- oder Energieeffizienz-Zertifikaten, Kohle, Frachtraten, Transportkapazitäten oder Biomasse, mit physischer und finanzieller Erfüllung, dies zusammen mit raschem

Wachstum in internationalen Märkten – eine unverantwortliche Vorwärtsstrategie, verlustträchtig. Die Konzernleitung gehe zu hohe Risiken ein, die Eignerstrategie sei anzupassen.

2018 waren es die Grünliberalen im Kanton Glarus, die Fragen rund um die hohen Risiken der Axpo-Geschäfte im Ausland und im Handel aufbrachten. Mit Eigenhandel und der Endkundenversorgung in Italien, Spanien, Osteuropa und den USA habe sich das Unternehmen vom Grundauftrag, der Versorgung des Inlands, entfernt. Zudem hätten Handel und Vertrieb jahrelange Verluste gebracht. Sodann gebe es wenig Synergien zwischen Produktion und Netzgeschäft, und schliesslich würden im Handel hohe Barmittel blockiert durch die Erfordernis, dass Termingeschäfte mit finanziellen Sicherheiten zu unterlegen seien.

Loyalität der Manager

Mittlerweile hat sich die Ertragskraft im Handel verbessert, aber hohe Risiken und grosser Liquiditätsbedarf im Handelsgeschäft – genau diese kritisierten Punkte blieben bestehen, und sie stehen für den Bundesrat im Vordergrund, wenn er sich jetzt ans Aufspannen des Schutzschirms macht.

Dabei werden die Probleme nicht repariert, sondern übertüncht. Der Bundesrat bringt mit dem Schutzschirm eine Versicherungslösung, nicht eine Ausweitung der unternehmerischen Freiheit und Anpassung der Verantwortung. Es wird nichts liberalisiert, vielmehr übernimmt der Bund Verluste oder schießt Geld ein, wenn es schlimm kommt. Die Unternehmen erhalten ein Rettungsversprechen.

So bleiben die Stromfirmen, ihre Führungen in Bundesnähe. Bundesrätin Sommaruga bindet die Stromkonzerne damit in die offizielle Energiestrategie ein – mit Aussicht auf die Loyalität der Manager. Diese kann wichtig sein, wenn es um die Förderung der sogenannten Anbauschlacht in Solar- und Windenergie geht – oder um die Frage, ob man am Atomausstieg festhalten oder im Interesse der Versorgungssicherung nicht doch auf eine kernkraftfreundlichere Linie umschwenken soll.



„Ich weiss nicht so recht! Seine Art, dir die Hand zu geben, gefällt mir nicht...“

Alleinerziehende Landesmutter

Am Sonntag wählt Frankreich sein Staatsoberhaupt für die nächsten fünf Jahre. Ein Sieg von Marine Le Pen würde die Scheidung des *couple franco-allemand* einleiten.

Jürg Altwegg

Genf

Wohin reist ein französischer Präsident, der nicht mehr kandidiert? Zum Abschiedsbesuch nach Berlin. So hielt es François Hollande, er sagte Angela Merkel adieu. Wie 2007 Jacques Chirac, der drei Tage vor dem Ende seiner zweiten Amtszeit mit der Kanzlerin die deutsch-französische Freundschaft zelebrierte.

Was macht ein frisch gewählter französischer Staatsoberhaupt? Er reist noch vor seiner offiziellen Amtseinführung von der Seine an die Spree. So hielten es Hollande und Nicolas Sarkozy, obwohl beide im Wahlkampf nicht besonders deutschfreundliche Töne angeschlagen hatten. Sarkozy reaktivierte das historische Ressentiment, Hollande den antikapitalistischen Reflex gegen die Deutsche Bundesbank und die Europäische Zentralbank.

Orbán als letzter Verbündeter

Schon vor fünf Jahren wurde die Stichwahl zwischen Emmanuel Macron und Marine Le Pen zur Schicksalsfrage für die deutsch-französische Freundschaft hochstilisiert. Führende französische Intellektuelle – von den Linken Alain Badiou und Michel Onfray über den Konservativen Alain Finkielkraut bis zum rechtsradikalen Alain de Benoist – sprachen sich gegen Macron aus. Dafür mischten sich die deutschen Starphilosophen in den Wahlkampf beim Nachbarn ein. Jürgen Habermas und Ulrich Beck plädierten für Macron. Peter Sloterdijk beschwor die Franzosen, «die Lichter der Aufklärung nicht zu löschen». Nach der Wahl jauchzte er: «Es gab Jeanne d’Arc, es gab de Gaulle, jetzt gibt es Macron.» In Berlin wurde dieser wie der Messias empfangen.

Marine Le Pens erste Deutschlandreise in offizieller Mission erfolgte am Tag nach der Amtseinführung von Donald Trump 2017. Auf Einladung der AfD trafen sich die Vertreter der populistischen und rechtsradikalen Parteien,



Erdbeben: Kandidatin Le Pen.

die eine gemeinsame Strategie für ein «neues Europa» und gegen den «politischen Islam» erarbeiten wollten. Noch standen Frauke Petry und Marcus Pretzell an der Spitze der AfD. Bei ihrem Besuch, freute sich Le Pen, erlebe sie «gleichzeitig Deutschlands Zukunft, die AfD, und seine Vergangenheit, die CDU». Wenig

Wie Frankreichs Übervater Charles de Gaulle plädiert sie für ein Europa der Vaterländer.

später qualifizierte sie sich für die Stichwahl gegen Macron. Im Herbst erreichte die AfD den Einzug in den Bundestag. Er erinnerte den französischen Historiker Johann Chapoutot an «Hitlers demokratische Machtübernahme».

Zu einer echten Vertrautheit zwischen den Populisten ist es nicht gekommen. Im Europaparlament tun sie sich nur schon mit der Bildung einer Fraktion schwer. Der Krieg in der Ukraine hat die osteuropäischen Nationen von Marine Le Pen entfremdet. Putin macht das «neue Europa» zu einem antirussischen. Orbán erscheint in der EU als einziger möglicher Verbündeter einer Präsidentin Marine Le Pen. 2017 hatte sie mit ihren widersprüchlichen Aussagen zur EU und

zum Euro auch ihre eigenen Wähler irritiert. Diesmal ist von einem Frexit keine Rede. Doch verschiedene Punkte ihres Programms – die Halbierung der französischen Zahlungen, die Einwanderung – sind mit den herrschenden Regeln und Prinzipien nicht vereinbar. Das allerdings ist auch Frankreichs Schuldenpolitik schon lange nicht mehr. Das Schreckgespenst vom Zusammenbruch der EU wird von ihren Gegnern ins Feld geführt, die einsehen müssen, dass der antifaschistische Reflex allein die Wahl von Marine Le Pen nicht mehr verhindern kann.

Merkels Einfluss

Die Vichy-Nostalgiker gingen im Wahlkampf zu Eric Zemmour. Von der Deutschtümelei Jean-Marie Le Pens, der einst Schallplatten mit Nazi-Gesängen verkaufte und mit den «Gaskammern als Fussnote der Geschichte» provozierte, hat sich dessen Tochter distanziert. Mit seinem Ausschluss aus der Partei, die er begründet hatte, vollzog sie den symbolischen Vatermord. Macron, der seine Lehrerin heiratete, schlug sie im TV-Duell die Kinderlosigkeit um die Ohren. Immer deutlicher wurde der besänftigende Einfluss von Angela Merkel auf ihren Stil. Ausdrücklich als – alleinerziehende – «Landesmutter» will Marine Le Pen Frankreich regieren.

Ihre Wahl würde trotzdem keine Verbesserung der neurotischen deutsch-französischen Beziehungen bedeuten. Marine Le Pen hat die Scheidung des *couple franco-allemand* angekündigt. Wie Frankreichs Übervater Charles de Gaulle plädiert sie für ein Europa der Vaterländer. Sie will weder den Sitz im Sicherheitsrat noch die Atombombe teilen. In Frankreich würde ihr Sieg am Sonntag wohl Unruhen auslösen. Für Europa wäre er ein Erdbeben. Im Gegensatz zu Nicolas Sarkozy, François Hollande und Emmanuel Macron würde Marine Le Pen sicher nicht am Tag nach der Wahl zur Antrittsvisite nach Berlin fliegen.

Kriegsdurst der Pazifisten

Der Ukraine-Konflikt legt offen, was die Grünen schon lange plagt: Die einstigen Dogmatiker wissen nicht mehr recht, wofür sie stehen sollen.

Marcel Odermatt

Bern

Bald zwei Monate nach Ausbruch der Feindseligkeiten macht der Angriff der Russen auf die Ukraine noch immer viele Menschen fassungslos. Den Friedensaktivisten geht es nicht besser. Sie wirken völlig ratlos, wie sich am traditionellen Ostermarsch diese Woche von Wabern an der Aare entlang nach Bern zeigte.

Nehmen wir die Grünen. Die Partei setzt seit ihren Anfängen Ende der Siebziger auf die Pfeiler Frieden und Umwelt. Vierzig Jahre später steht Jo Lang etwas verduzt vor dem prächtigen Portal des Münsters, das Himmel und Hölle symbolisch darstellt.

Jo Lang will Waffen liefern

Der Mitbegründer der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) und ehemalige Grüne-Nationalrat, der in den letzten Jahrzehnten

«Als Pazifist will ich unter keinen Umständen, dass Putin diesen Krieg gewinnt.»

jedes Begehren unterstützte, das die Wehrebereitschaft unterminierte, sagt jetzt: «Als Pazifist will ich unter keinen Umständen, dass Putin diesen Krieg gewinnt.» Es wäre ein fatales Zeichen, wenn ein solcher Angriff auf irgendeine Art belohnt würde. «Aus diesem Grund bin ich dafür, dass die Ukraine zu ihrer Verteidigung Waffen bekommt.»

Verrückte Zeiten, verrückte Bilder. Einer der bekanntesten Kriegsgegner des Landes steht zwischen wehenden «Peace»-Flaggen und bekennt sich dazu, einem Staat Mittel in die Hand zu geben, um den Krieg weiterzuführen.

Im Gespräch merkt man, dass es Lang nicht zu 100 Prozent wohl dabei ist, seine früheren Glaubenssätze über Bord zu werfen, darunter auch den am Ostermarsch gebetsmühlenhaft wiederholten Spruch, dass mehr Waffen nur mehr Krieg bedeuten würden. Er fügt an, dass er strikt dagegen sei, dass die Nato eingreife und eine Flugverbotszone einrichte. «Eine wei-



Verrückte Zeiten, verrückte Bilder: Ostermarsch für den Frieden in Bern, 18. April.

tere Eskalation des Kriegs ist um jeden Preis zu vermeiden.»

Während der 67-jährige Historiker Waffenlieferung des Westens befürwortet, ist er froh, dass die Schweiz diese Frage nicht beantworten muss. Aus Gründen der Neutralität ist es der Eidgenossenschaft völkerrechtlich untersagt, Kampfgerät an kriegsführende Länder zu exportieren.

Ironischerweise sorgt die Neutralität dafür, dass die Grünen nicht vor Entscheidungen stehen wie in Deutschland.

Impfen als oberste Bürgerpflicht

Obwohl die Partei im Einklang mit einer Mehrheit an vorderster Front geholfen hat, die Parteilosigkeit der Schweiz in den letzten Wochen zu schleifen und nachhaltig zu beschädigen, profitiert sie nun von der Neutralität. Diese verhindert eine grosse ZerreiSSprobe und einen Verlust der Glaubwürdigkeit wie in Deutschland. Im nördlichen Nachbarland verantwortet eine Regierung mit grüner Beteiligung eine

Putin und Corona bringen alle an ihre Grenzen. Die Grünen noch etwas mehr als die anderen.

beispiellose Aufrüstung der Bundeswehr von 100 Milliarden Euro und Lieferung von schweren Waffen an die Ukraine.

Auch wenn die Wahlerfolge der letzten Monate und Jahre eine andere Geschichte erzählen, kämpfen die Schweizer Grünen nicht nur in der Sicherheits- und Verteidigungspolitik mit grossen Widersprüchen. Das unterstrichen jüngst die grossen Unterschiede zwischen der Partei-Elite und der Basis in der Covid-19-Pandemie. Während die Parteichefs in der ersten Reihe für strenge Massnahmen, Impfen als oberste Bürgerpflicht und möglichst viele Rettungsschirme aus Steuergeldern weiblen, waren viele einfache Mitglieder und Sympathisanten skeptisch gegenüber der Impfung und den staatlichen Massnahmen.

Schlingern auch bei der Energiepolitik

Schon früher waren Bruchstellen bei der Zuwanderung festzustellen. Die Ecopop-Initiative, die 2014 aus Ressourcen- und Umweltschutzgründen die Bevölkerung viel weniger schnell wachsen lassen wollte, als das heute der Fall ist, stiess in grünen Kreisen auf einige Gegenliebe, ganz zum Ärger der Parteispitze. Schnell machte das Bonmot der «grünen Rasisten» die Runde.

Auch in der Energiepolitik kam die Partei jüngst ins Schlingern. Die Überzeugung, dass Atomkraft des Menschen schlimmste Erfindung ist, gehört zur politischen DNA der Ökopartei. Seit ihrem Start verlangt sie die Abschaltung der Atomkraftwerke.

Im Moment erlebt diese Energieform – weil CO₂-neutral, was den Grünen so wichtig ist – in vielen Ländern wieder eine Renaissance. Die finnischen Grünen unterstützen angesichts des Klimawandels sogar den Bau neuer Atomkraftwerke. Die Schweiz ist bei diesem Thema keine Insel.

Spätestens seit dem Nein des Volkes zum CO₂-Gesetz im vergangenen Sommer sind die Grünen in die Defensive geraten.

Ob in der Friedens-, der Pandemie- oder der Energiepolitik: Für die Grünen wird es immer schwieriger, ihre Widersprüche zu kaschieren. Was bleibt, ist das Klima. Parteichef Balthasar Glättli spricht von einer «Jahrhundert-Herausforderung». Die Bevölkerung teilt die Bedenken. Das Thema figuriert regelmässig in den Top-Rängen der Sorgenbarometer. Davon profitieren die Grünen weiter.

Doch es ist fraglich, wie lange diese Positionierung reicht, um, wie gewohnt, bei den Wahlen abzuräumen. Erste Warnsignale, dass die Partei das Ende der Fahnenstange erreicht hat, leuchteten bei den Urnengängen in den Kantonen Bern und Waadt auf.

Bei den Nationalratswahlen 2019 legten die Grünen noch über 6 Prozentpunkte zu. In Bern schafften sie jetzt nur noch ein Plus von 2,7 Punkten. Im Waadtland waren es für die erfolgsverwöhnte Partei sogar nur noch schwache 1,5. In der Innerschweiz – in Nidwalden – gehörten die Grünen mit einem Minus von 2,2 Prozentpunkten gar zu den Verlierern. Möglich also, dass sich die lange Erfolgsserie dem Ende zuneigt.

Carola Rackete: Schweiz ist mitschuldig

Wenn der Motor stottert, freut man sich umso mehr, wenn bei einem Thema Klarheit herrscht. Bei den Grünen ist das in diesen Wochen die Ablehnung von Frontex. Support gab es am Ostermarsch dafür von der eigens aus Deutschland angereisten Carola Rackete.

Die frühere Kapitänin des Migrantenschutzschiffes «Sea-Watch 3» rief die Demonstranten unter grossem Applaus dazu auf, das Referendum gegen die EU-Flüchtlingsagentur anzunehmen. «Die Schweiz darf kein Geld für Menschenrechtsverletzungen ausgeben», sagte die Aktivistin. Auch am Ukraine-Krieg sei die Eidgenossenschaft wegen des Rohstoffhandels, der Waffenlieferungen und der Banken mitschuldig, erklärte Rackete.

Ob solche Vereinfachungen, Pauschalisierungen und Schuldzuweisungen bei der Bevölkerung verfangen, ist eher fraglich. Wie lange solche Auftritte reichen, um von den eigenen Gegensätzen abzulenken und die eigenen politischen Lebenslügen zu übertünchen, scheint ebenfalls unklar.

Putin, Corona und die Energiefrage bringen alle an ihre Grenzen. Die Grünen noch etwas mehr als die anderen.

Pro Velo heisst Anti-Auto

Die Stadt Zürich macht vorwärts mit dem Bau von Velo-Highways. Dabei geht es um fünf Meter breite Schnellstrassen, die so grossspurig sind, dass auch Autos bequem passieren könnten, auf denen aber Fahrräder grundsätzlich Vortritt geniessen.

Gemäss der *Neuen Zürcher Zeitung* sind seit der Verabschiedung des neuen Verkehrsrichtplans vor einem halben Jahr stillschweigend sechs weitere Velo-Highways dazugekommen. Bemerkenswert: Es werden deutlich mehr Parkplätze dem Veloroutenbau geopfert als bisher angenommen.

Die Zwischenrechnung treibt Auto-lenkern die Zornesröte ins Gesicht. Die zehn Velorouten allein werden zu einem Abbau von 1500 Parkplätzen führen. Sie entsprechen 30 Kilometern Veloweg. Geplant sind aber 130 Kilometer. Rechnet man dies hoch, dürfte der Parkplatzabbau am Ende rund viermal so gross sein – und damit rund 6000 Parkplätze umfassen. Diese Zahl ist angesichts der Gesamtzahl von 68000 öf-



Bürgerliche hissen die weisse Fahne: Velo-Highway in Zürich.

fentlich zugänglichen Parkplätzen auf dem Stadtgebiet beachtlich. Noch stärker fällt sie ins Gewicht, wenn man sie ins Verhältnis zu den 33000 Parkplätzen in der blauen Zone setzt. Jeder sechste Parkplatz in der blauen Zone könnte wegfallen.

Bürgerliche Politiker hissen ob der linken Übermacht die weisse Fahne. So sagt der FDP-Gemeinderat Andreas Egli: «Es gibt beim Parkplatzabbau kein Halten mehr bei der Stadt.» Egli stört sich vor allem daran, dass man sich bei den massgebenden Volksentscheiden «für neue Velowege, aber nicht gegen das Auto oder für eine autofreie Stadt» ausgesprochen habe.

Thomas Renggli

Schwedens Ostern der Gewalt

Das Land gleicht einem Pulverfass, das vor unseren Augen explodiert. Hier zeigt sich, wohin eine falsche Flüchtlingspolitik führen kann.

Katerina Janouch

Die Szenen, die Schweden während der Ostertage erschütterten, wirkten wie aus dem Krieg. Islamisten erhoben sich gegen den schwedischen Staat, die Demokratie, die westlichen Werte, die Redefreiheit. 26 Polizisten wurden verletzt, 20 Polizeifahrzeuge zerstört, 20 Passanten verwundet. Autos und Städte brannten.

Ausgangspunkt war eine von Rasmus Paludan, dem dänisch-schwedischen Parteivorsitzenden der islamkritischen Partei Stram Kurs, organisierte Kundgebung. Ein Koran hätte in einem von Einwanderern geprägten Vorort Linköpings verbrannt werden sollen. Gewiss eine unnötige Provokation. Aber: Kein Buch brannte, und trotzdem eskalierte die Situation.

Rasch weiteten sich die Unruhen auf das nahe Norrköping aus, anschliessend auf weitere schwedische Städte. Überall waren Bilder von «Allahu akbar» rufenden Mobs zu sehen. In Linköping, wo die Sache begonnen hatte, erreichte die Gewalt am Ostersonntag abends ihren Höhepunkt: Die Polizei trat den Gewalttätern mit Warnschüssen entgegen. Drei Personen wurden verletzt.

Busse gekidnappt, Polizeiauto attackiert

So etwas hat das seit Jahren unter steigender Kriminalität leidende Schweden noch nicht gesehen: Hunderte Steinwerfer, die Tote in Kauf nahmen. Sogar Kinder und Frauen beteiligten sich an den Gewaltexzessen.

Stockholm

Videos zeigen Leute, die Busse kidnappten und damit wild durch die Stadt fuhren oder auf Polizeiautos kletterten und Ausrüstung stahlen – während sich die Ordnungshüter mehrheitlich zurückhielten.

Warum die Polizei nicht eingreife, fragten sich empörte Bürger. Einige Beamte berichteten, vor Ort den Auftrag erhalten zu haben, ruhig zu bleiben.

Neue islamische Gesetze

Nach heftiger Kritik in den sozialen Medien ist die Polizei inzwischen bereit, erste Details offenzulegen. Demnach gibt es einen engen

Stadtteile werden in muslimische Enklaven umgewandelt, in denen die Scharia herrscht.

Zusammenhang zwischen den Osterkrawallen und der allgegenwärtigen Bandenkriminalität im Land.

Offenbar sei die Gewalt gegen die Polizei regelrecht aufgestachelt worden – orchestriert auch aus dem Ausland. «Wir hatten früher schon gewalttätige Ausschreitungen», sagt Anders Thornberg, Chef der schwedischen Polizei. «Aber dieses Mal war das Ausmass ein anderes.»

Regierungsskeptische Kreise mutmassen unterdessen, das Establishment scheue aus eigennützigen Motiven die Konfrontation mit den Gewalttätern. Ein politischer Konflikt mit

den Muslimen solle vermieden werden, damit das offene Geheimnis nicht zutage trete: Die Islamisierung Schwedens hat begonnen.

Für die tonangebenden Politiker und Medien des linksliberalen Mainstreams ist es bequem, Rasmus Paludan und seinen «Rechts-extremismus» für die Gewalt verantwortlich zu machen. Wer aber mit Schwedens Migrationsproblemen vertraut ist, weiss, die Sachlage ist komplexer.

Der schwedisch-iranische Politiker Nima Gholam Ali Pour weist darauf hin, dass es viele gewalttätige Muslime gebe, die Schweden islamische Gesetze aufzwingen wollten. «Diese Leute sind bereit, Schweden wegen ihrer Loyalität zum Islam zu zerstören.»

Lobbykampagne gegen Sozialdienste

Schweden ist nach den neusten Statistiken das am schnellsten arabisierte EU-Land. Ganze Stadtteile werden in muslimische Enklaven umgewandelt, in denen die Scharia herrscht, was die Konflikte zwischen Muslimen und einheimischer Bevölkerung befeuert.

Hinzu kommt, dass Schweden mit einer grassierenden Bandenkriminalität konfrontiert ist. Die Täter sind meist junge Männer mit Wurzeln im Nahen Osten oder in Afrika. Rund fünfzig Clan-Netzwerke überspannen praktisch alle Teile der Gesellschaft. Eine neue muslimische Partei fordert unterdessen Blasphemie-Gesetze. Und eine aus dem Ausland finanzierte Lobbykampagne richtet sich gegen Schwedens Sozialdienste.

All das führt zu Szenen wie an Ostern. Schweden kommt einem überhitzten Pulverfass gleich, das vor unseren Augen explodiert. Es zeigt sich, wohin eine falsche Flüchtlingspolitik führen kann.

«Sie haben Probleme, wie sie es nie für möglich gehalten hätten», sagte der ehemalige US-Präsident Donald Trump 2017 über Schweden. Er wurde für diese Aussage verlacht. Leider scheint es, als bekomme er recht.



Katerina Janouch ist eine schwedische Schriftstellerin.

Sehr kleines Kleid, sehr grosse Wirkung

Das Miu-Miu-Set, ein super knappes Top und ein ebensolcher Minirock, ist das Outfit der Saison. Gut fürs Geschäft, schön fürs Auge. Es offenbart aber auch eine unbequeme Tatsache.

Mark van Huisseling

Wie sieht die neue Mode aus? Wer das fragt, versteht nicht viel davon. Heute geht es den Fashion-Freundinnen und -Freunden weniger um breite Trends – sagen wir Turnschuhe, Lederröcke oder Bikerjacken – als um einzelne Kleidungsstücke, sogenannte Outfits. Oder, um einen Vergleich aus der Musikbranche herbeizuziehen: Alben waren gestern, sind was für Alte, (junge) Kenner interessieren sich heute für die angesagten Tracks, einzelne Stücke von Produzenten und Performern.

Das Outfit des Augenblicks? Das Miu-Miu-Set, ganz klar. Es handelt sich dabei um ein sehr knappes Top und einen ebensolchen Minirock von der zweiten – leicht preiswerteren und jüngere Kundinnen ansprechenden – Kleiderlinie der italienischen Marke Prada; der Name ist ein Verweis auf die Kreativdirektorin und Mitbesitzerin Miuccia Prada.

Anziehende Bildstoffe

Dieses Frühjahr gehöre dem Miu-Miu-Set, sagen und schreiben Influencerinnen sowie Modejournalistinnen, es sei überall zu sehen. Was natürlich übertrieben ist, «überall» bedeutet: in sozialen Netzwerken und Modemagazinen. Dort allerdings ist die Zahl von Fundstellen tatsächlich hoch – jedes Model und jede Beeinflusserin, die das viele Geld wert ist, das Modefirmen für ihre Zeit respektive ihren Einsatz als Markenbotschafterin zahlen, zeigt sich zurzeit im Itsy Bitsy Teenie Weenie Bikini du jour. Doch dieser ist kein Badeanzug, nicht gedacht für den Strand von Honolulu, sondern für Partys in Mailand, Paris, London, New York und anderen Weltstädten. (Menschen, die nicht diese bewohnen, haben das Miu-Miu-Set vielleicht an Nicole Kidman auf dem *Vanity Fair*-Cover gesehen. Beziehungsweise an Hailey Bieber, Frau von Justin, Nichte von Alec Baldwin und It-Girl des Augenblicks, in Anzeigen des Hauses.)

Oder im *Wall Street Journal* (WSJ) – richtig gelesen, in Amerikas wichtigster Wirtschafts-

zeitung. Was bereits auf den zweiten Blick kaum mehr überrascht. Auch *old media* können anziehende Bildstoffe gebrauchen. Und, vor allem, Mode ist auch ein Geschäft. Das «winzigste Outfit der Welt» (WSJ) kostet 995 Dollar in der Chino-Baumwollausführung sowie 1200 aus wertigerer Wolle (mit Prince-



Itsy Bitsy Teenie Weenie: Miu-Miu-Set.

de-Galles-Muster). Viel Geld für wenig Ware? Mag sein. Doch das ist eine bewährte Formel im Fashion-Business. Wie der weiss, der schon mal Unterwäsche oder, eben, einen Bikini bezahlt hat – die Preise verhalten sich umgekehrt proportional zur verwendeten Menge des Stoffs, aus dem die Träume sind. Weil man nicht für Schutz vor Kälte oder so kauft, sondern, frei nach Bourdieu («Die feinen Unterschiede»), Distinktion gewinnt.

Nochmals zum Preis des scharfen (fast) Nichts: Er wurde vom Unternehmen zu tief angesetzt, so sieht's aus. Denn die Stücke sind längst ausverkauft in den Boutiquen der Marke, obwohl die Spring-/Summer-Saison noch gar nicht richtig angefangen hat. Auf dem Sekundärmarkt dagegen sind noch welche zu haben, bei Ebay etwa – zum ungefähr doppelten Preis allerdings. Oder, falls einem Qualität und Urheberrechte nicht sehr wichtig sind, von Fast-Fashion-Firmen; beim chinesischen Billiganbieter Shein zum Beispiel gibt's rund 8000 mehr oder weniger vergleichbare Falten-Minirock-Modelle (ab zehn Dollar).

Nichts für Plus-Size-Models

Doch der Entwurf des Miu-Miu-Sets – die 72-jährige Miuccia Prada wurde dabei von Lotta Volkova, einer ehemaligen Stylistin des Modewunderkinds und Balenciaga-Designers Demna unterstützt – ist nicht bloss modisch sowie geschäftlich ein Wurf. Er lässt auch gesellschaftliche Rückschlüsse zu, und diese sind unbequem: Mode ist noch immer eine elitäre Angelegenheit, auch wenn sich die *Vogue*-Chefin dafür entschuldigte, dass in ihren Zeitschriften zu viele junge, hübsche, dünne Frauen abgebildet werden. Der Erfolg des Miu-Miu-Sets zeigt, dass Frauen gerne knappe Kleider tragen, in denen sie sich sexy fühlen, falls sie es sich erlauben können. Statt Stücke auszuwählen, in die auch ein Plus-Size-Model oder eine Durchschnittsfrau mit Übergewicht passen würde.

Das Mädchen in einer Kleinst-Kombi von Miu Miu (oder sonst wem) ist zudem ein mutiges Mädchen. Es gilt sinngemäss, was die Modejournalistin Jess Cartner-Morley sagte: «Sie in einem Bikini sind 99 Prozent Sie – und 1 Prozent Bikini.» Darin macht man also eine prima Figur, falls man sie hat. Und zeigt, dass Wokeness, die erhöhte Sensibilisierung für soziale Ungerechtigkeiten, schön und gut klingt, aber nicht der letzte Schrei ist.

«Die Abkoppelung der Ukraine war töricht und gefährlich»

Der amerikanische Grossintellektuelle Noam Chomsky über Auswege aus der Ukraine-Krise, Wladimir Putins Kriegsverbrechen und die Schuld des Westens.

Pierre Heumann

Noam Chomsky zählt zu den bekanntesten und einflussreichsten Denkern unserer Zeit. Jahrelang galt der heute 93-Jährige als meistzitierte lebende Person der Welt. Als Linguist am Massachusetts Institute of Technology hat Chomsky mit seiner Forschung die Grundlagen für ein neues Verständnis von Sprache gelegt. Er erhielt Dutzende Ehrendoktorate in der ganzen Welt und ist Mitglied führender Akademien in Nordamerika und Europa.

Weltweit berühmt geworden ist Chomsky nicht nur für seine wissenschaftlichen Beiträge, die Forscher weit über die Linguistik hinaus zu einem neuen Denken angeregt haben, sondern vor allem als politischer Aktivist und Denker, der mit der Politik der USA hart ins Gericht geht. Dem akademischen und dem journalistischen Establishment wirft er vor, sie würden Argumente für die politischen und wirtschaftlichen Eliten zurechtlegen, mit denen diese ihre Macht rechtfertigen können.

Aufgewachsen ist Chomsky als Sohn jüdischer Eltern in einem Arbeiterviertel von Philadelphia (siehe Box auf Seite 30). Die einfachen Verhältnisse seiner Herkunft prägen seinen Blick auf die Welt bis heute. Wo er Unrecht sieht, meldet er sich mit scharfer Kritik zu Wort – zum Beispiel gegen Israel und dessen Umgang mit den Palästinensern oder gegen die USA nach der Invasion des Irak. Wenn er Grundrechte gefährdet sieht, erhebt er seine vielgehörte Stimme.

Wir erreichen Chomsky via Zoom, um mit ihm über Recht und Unrecht im Ukraine-Krieg zu reden, über die Vergehen Putins und die Fehler Bidens, die Risiken eines dritten Weltkriegs und die Strategien für ein Ende der Gewalt. Schnell zeigt sich: Chomsky ist so engagiert wie eh und je.

Weltwoche: Herr Chomsky, Sie sind 93 Jahre alt. Im Laufe Ihres Lebens haben Sie sich immer wieder mit Krisen auseinandergesetzt und Vorschläge zu deren Lösung publiziert. Deshalb die Frage an Sie: Wie würden Sie den Krieg in der Ukraine beenden?

Noam Chomsky: Es gibt nur zwei Möglichkeiten, einen Krieg zu beenden. Entweder mit einer Verhandlungslösung. Oder mit der Vernichtung der einen oder der anderen Seite. So enden Kriege leider, wenn es nicht zu einer Verhandlungslösung kommt. Jeder mit einem Mindestmass an Vernunft, geschweige denn an Menschlichkeit, muss deshalb verstehen, dass es eine diplomatische Lösung geben muss.

Weltwoche: Das klingt wie ein Vorwurf, dass der Westen nicht genügend für eine friedliche Lösung unternehme.

Chomsky: Washington versucht leider, den Krieg in der Ukraine so anzuheizen, dass Putin und ein kleiner Kreis um ihn herum mit dem

«Der Begriff <dritter Weltkrieg> ist irreführend. Das würde das Ende der menschlichen Gesellschaft bedeuten.»

Rücken zur Wand stehen und nichts mehr zu verlieren haben. Sie wissen, dass sie wegen des Kriegs in der Ukraine des Völkermordes beschuldigt werden.

Weltwoche: Sind Verhandlungen denn überhaupt noch möglich?

Chomsky: Es gibt nur einen Weg, um das herauszufinden: Man muss es versuchen.

Weltwoche: Wie würde Ihre diplomatische Lösung aussehen?



„Und aus Kostengründen haben wir den Hund abgeschafft.“

Chomsky: Ein zentraler Konflikt ist die von Russland besetzte Halbinsel Krim. Kiew muss akzeptieren, dass dieses Thema für die nächsten Jahre vom Tisch ist. Die Krim wird bis auf weiteres bei Russland bleiben. Das mag uns nicht gefallen. Aber den Einwohnern der Krim gefällt das offensichtlich, wie Umfragen zeigen. Trotzdem sagen die Vereinigten Staaten: «Wir werden niemals zulassen, dass die Ukraine die Krim verliert.» Diese Haltung führt zu einem Dauerkonflikt. Ein weiteres Konfliktthema ist die Donbass-Region. Dort kommt es seit acht Jahren zu extremer Gewalt, und zwar auf beiden Seiten. Die Ukrainer schießen, die Russen schießen ebenfalls, und beide legen Landminen. Das wissen wir von OSZE-Beobachtern vor Ort, die regelmässig rapportieren. Man kann die Berichte lesen, sie sind öffentlich. Die Beobachter versuchen zwar nicht, dem Ursprung der Gewalt auf den Grund zu gehen – das ist nicht ihre Aufgabe –, aber sie konstatieren eine radikale Zunahme der Gewalt. Das Problem Donbass muss deshalb gelöst werden.

Weltwoche: Was schwebt Ihnen vor?

Chomsky: Es ist natürlich bequemer, über Putins verdrehten Verstand zu spekulieren und zu schreiben, dass er in paranoiden Fantasien gefangen und von kriecherischen Höflingen umgeben sei, die ihm nach dem Mund reden. Dann muss man ja nicht über friedliche Lösungen nachdenken. Aber ich könnte mir im Donbass eine Föderation mit grosser Autonomie vorstellen. Dazu wäre, wie auf der Krim, eine Volksabstimmung unter internationaler Aufsicht nötig. Wie der Entscheid im Donbass ausfallen würde, wissen wir nicht. Aber das Resultat der Abstimmung müsste natürlich von beiden Seiten akzeptiert werden.

Weltwoche: In Europa wird darüber diskutiert, ob und welche Waffen an die Ukrainer geliefert werden sollen, damit sie sich gegenüber Russland verteidigen können.

Chomsky: Der Ukraine zu helfen, sich selbst zu verteidigen, erachte ich als legitim. Die Hilfe muss natürlich sorgfältig dosiert sein, damit der Konflikt nicht weiter eskaliert. Ich



«Es war ein klarer Fall eines gebrochenen Versprechens»: Putin im Kosmodrom Wostotschny, 12. April.

glaube allerdings, dass Sie die Frage nicht richtig gestellt haben. Die richtige Frage wäre: Was ist das Beste, was man tun kann, um die Ukraine vor einem düsteren Schicksal, vor weiteren Zerstörungen zu bewahren? Das wäre, wie gesagt, nur mit einer Verhandlungslösung möglich.

Weltwoche: Weil sonst ein dritter Weltkrieg droht?

Chomsky: Der Begriff «dritter Weltkrieg» ist irreführend. Das würde das Ende der menschlichen Gesellschaft bedeuten. Menschen werden zwar überleben, aber zu den Glücklichen werden diejenigen gehören, die schnell sterben können. Denn das Land, das den ersten Schlag ausführt, würde vom Gegner zerstört, auch wenn es noch zu einer nuklearen Vergeltung ausholen kann. Es muss deshalb alles unternommen werden, um dies zu verhindern, weil es im Grunde das Ende wäre. Doch erstaunlicherweise geben in Umfragen über ein Drittel der amerikanischen Bevölkerung an, dass sie zu einem Krieg bereit sind, selbst wenn das einen Atomkrieg bedeuten würde. Sie hören auf die Verrückten im amerikanischen Kongress, auf ausgewiesene Verrückte, die zum Beispiel fragen: «Warum verhängen wir nicht eine Flugverbotszone

über der Ukraine?» Glücklicherweise legt das Pentagon, das friedenserhaltende Element im politischen System der USA, dagegen sein Veto ein. Die Festlegung einer Flugverbotszone würde nämlich bedeuten, dass man russische Flugabwehranlagen in Russland bom-

«Es gibt zwei Länder, die eine wichtige Rolle spielen: Das eine ist China, das andere sind die USA.»

bardieren, also Russland angreifen müsste. Die Russen hätten zwei Optionen, darauf zu reagieren. Sie könnten sagen: «Danke, das hat uns gefallen», oder sie könnten die Stellung angreifen, von denen aus sie bombardiert wurden.

Weltwoche: Wer könnte Verhandlungen ins Rollen bringen?

Chomsky: Es gibt vor allem zwei Länder, die dabei eine wichtige Rolle spielen müssten: Das eine ist China, das andere sind die USA. China hält sich zurück, es will sich nicht an den Verhandlungen beteiligen.

Weltwoche: Weshalb weigert sich Peking?

Chomsky: Die chinesische Regierung verhält sich wie die meisten Länder der Welt. Die USA

sind ein Schurkenstaat, der mit grossem Abstand der führende Schurkenstaat dieser Welt ist – niemand kommt auch nur annähernd an uns heran. Und doch fordern wir Kriegsverbrecherprozesse gegen andere, ohne mit der Wimper zu zucken. Wir veröffentlichen sogar Kommentare der angesehensten Kolumnisten, die sich empören und die rhetorische Frage stellen: Wie können wir mit einem Kriegsverbrecher umgehen? Diese Heuchelei ist für viele nicht akzeptabel. Auch nicht für China. Die Reaktionen des zivilisierteren Teils der Welt sind deshalb interessant. Sie verurteilen die Invasion, sagen, es sei ein schreckliches Verbrechen. Aber die grundlegende Reaktion ist: Was ist eigentlich neu? Haben die USA nicht ebenfalls Kriegsverbrechen in Afghanistan oder im Irak verübt? Die amerikanisch-europäische Position im Krieg gegen die Ukraine wird deshalb nur von einer Minderheit geteilt. Das zeigt ein Blick auf die lange Liste der Staaten, die bei den Sanktionen abseitsstehen. Europa, die USA und Japan und ein paar seiner ehemaligen Kolonien sind zwar dabei, nicht aber der Rest der Welt.

Weltwoche: Das klingt fast so, als würden Sie Putins Invasion relativieren wollen.

Chomsky: Nein, sie ist kriminell, ein schlimmes Kriegsverbrechen. Aber sie ist eben

Meinungsmacher, weitab vom Mainstream

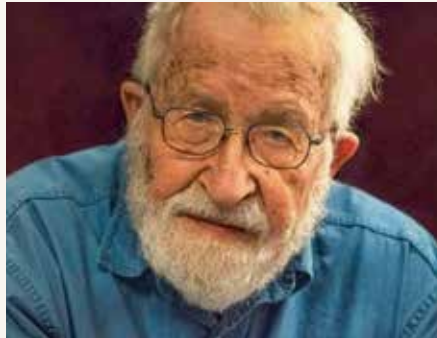
Noam Chomsky, 93, hat im Laufe seines langen Lebens viele politische Krisen, Zeiten der wirtschaftlichen Not und Kriege erlebt, beobachtet und analysiert. Zu seinen frühesten Erinnerungen gehöre die Grosse Depression der 1930er Jahre, sagt er im Gespräch mit der *Weltwoche*.

Seine Eltern, die vor seiner Geburt aus der Ukraine in die USA eingewandert waren, lebten damals in einem Arbeiterviertel in Philadelphia. «Die meisten waren arbeitslos, die Armut war bedeutend schlimmer, als wir sie heute im Westen kennen.» Am Radio hörte er Hitlers Reden und dessen Massenveranstaltungen. Er verstand zwar nicht, was der künftige «Führer» sagte, habe aber die aufgeheizte Stimmung und die stürmische Reaktion der Menge erfasst.

Chomsky, als Kind jüdischer Eltern geboren, wuchs in einem Viertel mit überwiegend deutschen und irisch-katholischen Familien auf. Die einzige jüdische Familie im Quartier erlebte das antisemitische Hassklima hautnah: «An Bierpartys wurde der Fall von Paris gefeiert», erinnert sich der Linguist, der bis heute

seine Meinungen zum politischen Geschehen äussert: klar und dezidiert, radikal und weitab vom Mainstream.

Als er zehn Jahre alt war, schrieb Chomsky für eine Schülerzeitung über den Fall Barcelonas im Spanischen Bürgerkrieg und über den sich anbahnenden Siegeszug des Faschismus in Europa. Seither hat ihn die Zeit-



Politisch aktiv seit der Vietnam-Invasion:
USA-Kritiker Chomsky.

geschichte nicht mehr losgelassen. Mit dem ersten Flaum im Gesicht reiste er allein in die Metropole New York, um in den Bibliotheken Bücher zu verschlingen.

Dort kam er mit jüdischen Intellektuellen in Kontakt. Die Diskussionen mit ihnen sollten ihn ein Leben lang prägen. Obwohl er später als Forscher und Theoretiker hochkomplexe Texte verfasste, reifte in ihm bereits in frühen Jahren die Überzeugung, dass politische und wirtschaftliche Fragestellungen so formuliert sein müssen, dass sie jeder verstehe, damit ein jeder nach seinen Interessen handeln könne.

Politisch aktiv wurde Chomsky erstmals 1964, als er die US-Invasion in Vietnam öffentlich brandmarkte. Die Grundzüge seiner Argumentation von damals habe er seither bei allen Krisen beibehalten, sagt er: Die USA würden ihre militärische Macht benutzen, um Länder in der Dritten Welt zu kontrollieren. Innenpolitisch würden die grossen Unternehmen versuchen, ihre wirtschaftlichen Privilegien zu schützen und auszubauen. Seit seinem ersten Schülerartikel über Barcelona, sagt er schmunzelnd, habe er seine Meinung nicht geändert – «ich habe sie lediglich zugespitzt».

Pierre Heumann

vergleichbar mit der US-Invasion im Irak und derjenigen von Stalin in Polen während des Zweiten Weltkriegs, um nur zwei Beispiele zu nennen. Ich rechtfertige Putin also nicht, versuche aber zu verstehen, was dahintersteckt. Nur dann können wir wissen, was wir jetzt in dieser Minute tun sollten, um einer Lösung näherzukommen.

Weltwoche: Wo würden Sie selbst denn ansetzen?

Chomsky: Vielleicht war es Putin ernst mit dem, was er und seine Verbündeten seit Jahren laut und deutlich gefordert haben. Dass die Nato keine weiteren Mitglieder aufnehmen dürfe, insbesondere nicht die Ukraine und

«Der Versuch, die Ukraine vom russischen Einfluss abzukoppeln, war töricht und gefährlich.»

Georgien. Hätte es nach dem Ende des Kalten Krieges keine Erweiterung des Bündnisses gegeben, gäbe es keine Grundlage für die gegenwärtige Krise. Das sage nicht ich, sondern zum Beispiel der ehemalige US-Botschafter in Russland, Jack Matlock, einer der wenigen ernsthaften Russland-Spezialisten im dip-

lomatischen Corps der USA. Er schrieb kurz vor der Invasion, dass die Krise «mit gesundem Menschenverstand» leicht gelöst werden könne. Es liegt im Interesse der Vereinigten Staaten, den Frieden zu fördern und nicht den Konflikt anzuheizen. Der Versuch, die Ukraine vom russischen Einfluss abzukoppeln, war töricht und gefährlich.

Weltwoche: Konkret: Was werfen Sie den USA vor?

Chomsky: Schauen Sie sich die offizielle Position des Weissen Hauses an, der Europa übrigens blindlings folgt. Sie lautet: «Keine Verhandlungen.» Man kann das auf der Website des Weissen Hauses nachlesen. Auch wenn weder in den USA noch in Europa gross darüber berichtet wurde, können Sie sicher sein: Die Russen lesen die Website des Weissen Hauses. Die Tür ist zudem, aus Sicht Washingtons, für einen Nato-Beitritt der Ukraine offen. Deshalb gibt es ukrainisch-amerikanische Militärübungen und Waffenlieferungen an die Ukraine, um die strategische Allianz zu untermauern. Für die Russen lässt das nur einen Schluss zu.

Weltwoche: Welchen?

Chomsky: Dass die USA die russischen Sicherheitsbedenken der letzten dreissig

Jahre nicht ernst nehmen. Als zum Beispiel Gorbatschow der Wiedervereinigung Deutschlands zustimmte, verpflichtete sich der Westen, die Nato östlich von Deutschland nicht auszudehnen. Das war verbindlich und eindeutig. Doch 1999 nahm die Nato Polen, die Tschechische Republik und Ungarn in die Nato auf. Dagegen protestierte Jelzin. Er hatte recht: Es war ein klarer Fall eines gebrochenen Versprechens. Die Russen nahmen die Expansion der Nato zwar hin, aber zogen eine rote Linie: Weder Georgien noch die Ukraine dürften Nato-Mitglieder werden. Doch die USA liefern weiterhin Waffen an die Ukraine und organisieren gemeinsame Militärübungen. Damit verletzen wir schriftliche Versprechen an die Russen. Um die Ungeheuerlichkeit zu verstehen, stellen Sie sich einmal vor, Mexiko würde die Mitgliedschaft in einem von China betriebenen Militäroffensivsystem angeboten. China würde Mexiko schwere Waffen liefern und mexikanische Soldaten ausbilden.

Weltwoche: Was denken Sie, würde dann passieren?

Chomsky: Das ist so undenkbar, dass man es nicht einmal diskutieren kann. Mexiko würde zermalmt werden.

«Sparissimo» – die grosse Show der SRG

Seit die SRG ein Sparprogramm gestartet hat, passiert etwas Seltsames. Die Kosten explodieren.



Ich kann mich noch gut an die grosse TV-Show im Herbst 2020 erinnern. Es war seit langem die teuerste Eigenproduktion, welche die SRG inszenierte.

Die TV-Show hiess «Sparissimo».

Vor die Mikrofone trat das Präsentatoren-Duo Gilles Marchand und Nathalie Wappler, der Generaldirektor der SRG und die Direktorin von SRF. Sie führten gemeinsam durch das Programm von «Sparissimo».

Marchand und Wappler verkündeten in heroischem Brustton ein unglaubliches Sparprogramm. Sie kündigten an, in ihrem Budget von 1500 Millionen Franken volle 50 Millionen an Betriebskosten einzusparen.

«Sparhammer», titelte beeindruckt der *Blick*. «Kahlschlag», kommentierte beeindruckt die *Aargauer Zeitung*.

Was aus dem kahlschlagenden Sparhammer von Marchand und Wappler wurde, werden wir im Detail noch sehen. So viel vorneweg: Gespart haben die beiden natürlich nichts, im Gegenteil.

Nach ihrer Spar-Show inszenierten sich die beiden SRG-Spitzenkräfte vorerst permanent als ein Duo, das Höllenqualen litt. Die Qualen bestanden darin, das Geld nicht mehr mit vollen Händen aus dem Fenster werfen zu dürfen.

Sparen sei «schmerzhaft», wusste Nathalie Wappler. Und «es tut weh».

Sparen sei «schmerzhaft», wusste Gilles Marchand. Und «es tut weh».

Weil der Spitze von Radio und Fernsehen mit ihrer Sparankündigung so viel Schmerz und Weh bevorstand, genehmigte sie sich zur Linderung erst einmal eine schöne Lohnerhöhung.

Ihren bisherigen Leistungsbonus, genannt «variable Lohnkomponente», lassen sich die beiden künftig als Fixlohn auszahlen – und zwar invariabel zu 100 Prozent. Aus einer Leistungsprämie, gemessen am Erfolg, wurde eine feste Salärgarantie, voll ausbezahlt bei Erfolg wie bei Katastrophe.

Ob solche Bereicherung gerechtfertigt ist, konnte man letzte Woche überprüfen. Es erschienen die Geschäftszahlen der SRG für das Jahr 2021. Es war zu erwarten, dass sich der

Für jede eingesparte Stelle im eigenen Haus wurden Kosten für vier externe Stellen bei Drittfirmen aufgebaut.

schmerzhafteste Leidensdruck der Spar-Truppe in einer deutlichen Kostensenkung niedergeschlagen hatte.

Nichts da. Die Kosten der SRG schnellten im letzten Jahr um 50 Millionen Franken nach oben, von 1,46 auf 1,51 Milliarden. Der Schmerz der SRG-Spitze war ein Phantomschmerz.

Zur Erklärung der Kostenexplosion bei der SRG muss man zuvorderst die Personalkosten betrachten. Sie machen mehr als die Hälfte des Budgets aus. Hier hatte das Show-Duo Marchand und Wappler spürbare Einschnitte angekündigt. De facto aber sanken im letzten Jahr die Personalkosten um nur 13 Millionen Franken. Das ist ein Minus von genau 1,6 Prozent.

1,6 Prozent sind Peanuts, wie man solche Kleinigkeiten im professionellen Kostenmanagement nennt. Denn die normale

Personalfuktuation bei der SRG beträgt gut 6 Prozent. Die SRG-Spitze tat also nichts anderes, als jede vierte Stelle, die intern frei wurde, nicht neu zu besetzen. So was von schmerzhaft.

Aber es kommt noch besser. Während die internen Personalkosten nicht substanziell sanken, baute die SRG im Gegenzug die externen Personalkosten massiv aus. Der Aufwand für Produktionskosten von Dritten nahm 2021 um über vierzig Millionen zu.

Ein Teil dieser hohen Zusatzkosten ist durch das Sportjahr 2021 erklärbar. Die Fussball-EM und die Olympischen Spiele, wegen Corona ausgesetzt, wurden nachgeholt. Das war ein Kostenblock, aber nicht der entscheidende Faktor.

Entscheidend war vielmehr der generelle Trick, den die SRG anwandte, um ihr Budget auszuweiten. Für jede eingesparte Stelle im eigenen Haus baute sie externe Kosten auf, die vier Stellen bei Partnerfirmen entsprachen. Es ist klar, dass dadurch die Ausgaben durch die Decke gingen.

Es passierte also das Gegenteil der Sparankündigung. Die Betriebskosten der SRG gingen 2021 nicht um 50 Millionen nach unten, sondern um 50 Millionen nach oben.

Wäre ich beim *Blick* oder bei der *Aargauer Zeitung*, ich würde diesmal titeln: «Der 100-Millionen-Schwindel der SRG».

Doch damit endet unsere Sendezeit. Das war «Sparissimo», die grosse SRG-Show, moderiert vom Präsentatoren-Duo Gilles Marchand und Nathalie Wappler. Danke fürs Zuschauen. Bis zum nächsten Mal.

Poesie der Prüderie

Die Anstandsdame ist ein Archetyp unserer Zeit.
Doch im Zeichen von #MeToo deuten wir ihre Rolle völlig falsch.

Sarah Pines

Nach Political Correctness, nach #MeToo und spätestens mit der allseits beliebten Wokeness sind wir zu unseren eigenen Anstandsdamen geworden. Ob zu Recht oder zu Unrecht: Wir passen auf, was wir sagen, denken, meinen, posten; ein verbaler Fehltritt, und wir stürzen sozial ab. Aber wir sind bitterböse Anstandsdamen, humorlos, und wir drücken kein Auge zu.

Die Anstandsdamen, auch Gouvernanten genannt, wie sie lange in Literatur und Film auftauchten, waren liebreizende Randfiguren der Geschichte. Strenge und elegante Frauen, die mit geradem Rücken in Korbesseln in schönen Räumen saßen und so taten, als hörten und sähen sie nichts, die aber alles ganz genau hörten und sahen und die unsichtbaren Fäden flirtender Menschen zogen.

Präludium eines Tabus

Die Gouvernante steht für Prüderie, aber ebenso steht sie für die verlorengegangene Poesie der Prüderie; ist so etwas wie die pudrige und sanfte Vorstufe aller Juso-Brigaden und virtueller Femen-Gerichte im politisch korrekten Geschlechterdiskurs.

#MeToo hat bekanntermassen die Weise verändert, in der Männer und Frauen einander im öffentlichen und halböffentlichen Raum begegnen, und uns, neben allem Fortschritt, auch wieder der Vergangenheit entgegenschleudert, als Männer und Frauen, zumindest solange sie dem Adel, später der mittleren und gehobenen Bürgerschicht entstammten, jung und unverheiratet waren, sich unter bestimmten Umständen besser nicht alleine begegnen sollten.

Heute fordern meist Männer Anstandsdamen-ähnliche Situationen. Eigentlich müsste man sich als Mann nun zwei Mal überlegen, überhaupt noch Frauen anzustellen nach all dem Theater, sagte neulich ein Bekannter und Arbeitgeber in Führungsposition. Huldvoller formulierte es ein anderer: Lieber fahre er nicht mehr alleine mit einer Frau im Aufzug, aber zwei Personen gingen, dann gäbe es Zeugen – *just in case*.



Scharf, aber gütig: Mary Poppins.

Was einst insbesondere für die akademisch-geisteswissenschaftliche Welt in den USA galt, die vor Jahren bereits Anstandsmassnahmen einleitete wie die Sprechstunde zwischen Professor und Studentin bei geöffneter Bürotür, gilt heute überall: Ohne die nicht mehr bloss äussere, sondern verinnerlichte Instanz, die den eigenen und fremden Anstand überwacht – wie es einst das Klischeebild «Frauenbeauftragte der Geisteswissenschaften» verkörperte, ein ungeschminkter Guru im Sackkleid, um sie geschart eine Gruppe bebrillter junger Frauen mit iPad –, kommt fast kein gesellschaftlicher Bereich mehr aus.

Es ist also fast wie früher, aber nur fast, denn die Gouvernante gibt es nicht mehr, stattdessen weichen Menschen einander aus: Journalistinnen und Interviewpartner, insbesondere wenn sie von Film und Fernsehen, männlich, alt und weiss sind, treffen sich besser nicht mehr nachts zum Gespräch in Bars, und Hotelzimmer können seit Oktober 2017 – dem Beginn der #MeToo-Bewegung – nicht mehr als «Casting-Couch» dienen.

Anekdote: Präludium dieses Tabus war in Deutschland das fehlgeschlagene Brüderle-Interview von 2013. Eine Stern-Reporterin warf dem ehemaligen FDP-Fraktionschef vor, sie mit beschwipsten Anzüglichkeiten belästigt zu haben.

Mütter, Tanten, Cousinen

Das alles wäre überhaupt kein Problem, gäbe es die Anstandsdamen noch. Doch wer waren sie? «Halbmatte Leitsterne mit eigenem Glanz», hätten britische Autoren in gutsitzenden Anzügen wie Evelyn Waugh oder P. G. Wodehouse vielleicht gesagt. Gouvernanten sind nicht Google-bar, in Filmen gewinnen ihre Rollen keine Oscars; es gibt sie nur für die geduldigen Leser in Romanen von E. M. Forster, Henry James, Jane Austen und in alten Südstaatengeschichten,

Die Gouvernante ist so etwas wie die pudrige und sanfte Vorstufe aller Juso-Brigaden.

in denen es um Heirat und Partnersuche geht. Dort sitzen sie immer gerade, sind edel und haben lange Häuse.

Sie haben keine sprachtragende Rolle, treten als vage, meist namenlose Mütter, Tanten, Cousinen oder Hausangestellte junger, unverheirateter Damen der besseren Gesellschaft auf. Manchmal werden sie etwas konkreter benannt, nämlich dann, wenn sie selbst schön und jung sind, gute Zähne haben und hell lachen. Dann stechen sie die jeweilige Angebetete aus und betören den Hausherrn, wie in «Age of Innocence» (1920) von Edith Wharton; in Charlotte Brontës «Jane Eyre» (1847) heiraten sie ihn.



„Mein Mann hat einen Plas-Tick!“

Vor allem haben Gouvernanten wichtige Funktionen, sind hütende Algorithmen der Tugend und Reinheit zwischen Frauen und Männern, bewegen sich am Rande von Festlichkeiten oder Ausflügen, auf geflochtenen Verandastühlen, Chintz-Sesseln oder diskreten Schritts, und lauschen Geheimnissen, runzeln die Stirn, schnalzen missbilligend mit der Zunge.

Einwilligungsverträge für Sex

Ihre Aufgabe ist gross, wir brauchen sie vielleicht mehr denn je. Wie wunderbar wäre das: in Mary-Poppins-Stoffe Gekleidete, die mit uns in Aufzügen stehen, uns in Vertragsverhandlungen beisitzen, beim Yoga (wenn der Lehrer männlich ist), hinten von dicken Matten aus, mit Argusaugen zu uns hinüberblicken. In Parks, Einkaufszonen, auf Schaukeln, Karussells und Bänken: überall scharf, aber gütig dreinblickende Damen.

Nachts an Bars könnten wir uns auch alle wieder wild «interviewen», auf jedem Hotelzimmer liessen sich wieder «Castingverhandlungen» führen, meinestwegen auch nackt, denn sie wäre ja wieder da, die menschengewordene Allegorie der Keuschheit, des Anstands und des guten Benehmens. Wir könnten auf der Arbeit wieder Türen schliessen, alles rappeldicht machen, geheimnisvoll und tief schauen und ambivalente Komplimente raunen.

Weiterhin unsere eigenen Anstandsdamen sein – die ewige Vorsichtigkeit lenkt von der Tagesordnung ab. Einwilligungsverträge für Sex auf jedes Date mitschleppen ermüdet ebenso wie auf Tinder zwischengeschaltete Sittenwächter-Bots herunterladen oder Kameras in jedem Aufzug installieren.

Wir wollen sie zurück, die zauberhaften Gouvernantenwesen aus Fleisch und Blut, die nach Parfüm riechen und immer ganz nah neben uns stehen oder sitzen, nein, eher schräg hinter uns, als wissender und achtsamer Schatzen. Gouvernanten, die wundersame Dinge sagen, wie «Männer wollen keine Süssigkeit, die bereits ausgepackt ist, auch wenn sie sauber ist. Dann wissen sie ja nicht mehr, wer sie schon vorher in der Hand hielt.»

Was hat von der Leyen Selenskyj versprochen?

Es ist nicht leicht, Mitglied der Europäischen Union zu werden. Wenn es glattgeht, dauert es zehn Jahre.

Nach einem Aufnahmeantrag hebt oder senkt die Kommission den Daumen, damit die Mitgliedsstaaten dann entscheiden können, ob der Bewerber den Status eines Kandidaten erhält.

EU-Mitglied im Schnellverfahren

Der muss nun seine Gesetzgebung an den Acquis anpassen – an alle Verträge, Richtlinien, Verordnungen, Beschlüsse, Urteile der Union. Gut 100 000 Seiten. Erst dann wird konkret über einen Beitritt verhandelt.

Nirgends taucht ein Fragebogen auf, wie ihn EU-Chefin Ursula von der Leyen dem ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj aushändigte. Umfangreich kann er nicht gewesen sein, denn Kiew füllte ihn binnen Wochenfrist aus. Ausser den beiden scheint niemand den Fragebogen zu kennen, und man fragt sich, was von der Leyen versprochen hat. Ohnehin führt sie sich immer selbstherrlicher auf.

Sie zu bremsen, dürfte schwierig sein. Zwar genießt sie nicht die uneingeschränkte Unterstützung der Europäer. Doch das braucht sie nicht. Hinter ihr steht US-Präsident Joe Biden.

Bei ihm sind europäische Interessen sicher in guten Händen.

Wolfgang Koydl

VALUES WORTH SHARING

«Auf die LGT kann ich mich verlassen – auch in schwierigen Zeiten.»

Peter Bollmann, LGT Kunde seit 2009

Kampf um die Weltwährung

Die Sanktionspolitik der USA habe primär zum Ziel, den Dollar als dominantes Zahlungsmittel gegen den Rubel zu verteidigen, schrieb Peter Hänseler. Ich sehe es anders.

Joachim Starbatty

Der Westen wolle nicht die Ukraine schützen, sondern Putin in die Knie zwingen – so lässt sich der Text von Peter Hänseler «Endspiel um den Petro-Dollar» (*Weltwoche* Nr. 14/22) verstehen. Ziel sei es, Russland und China weiterhin das dollarzentrierte Welthandelssystem aufzuzwingen. Hänselers Schlussfolgerung lautet, die Sanktionen täten Russland zwar kurzfristig weh, doch hätten deren Konsequenzen für den Westen das Potenzial, die gesamte westliche Wirtschaftsordnung aus den Angeln zu heben. Ein zentraler Punkt sei dabei das Ende des US-Dollars als Transaktionswährung für den Handel mit Erdöl.

Nachdem US-Präsident Richard Nixon im August 1971 die Goldkonvertibilität des Dollars gegenüber den im Bretton-Woods-System vertretenen Zentralbanken aufgekündigt hatte, sind diese ihrer Interventionspflicht gegenüber dem Dollar nicht mehr nachgekommen und haben ihre Währungen gegenüber dem US-Dollar floaten lassen. Um einen Wertzerfall des Dollars zu verhindern, sagt Hänseler, habe Nixon Henry Kissinger, seinen besten Mann, nach Saudi-Arabien geschickt, um die Machthaber dort und schliesslich die ganze Welt davon zu überzeugen, Öl und andere Rohstoffe in Dollar abzurechnen und ihre Erlöse in US-Staatsanleihen anzulegen. Als Konsequenz müssten seither alle Zentralbanken der Welt US-Dollars erwerben und halten, um Rohstoffe zu kaufen, unbeschadet ihrer Herkunft.

Kompatibler Dollar

Doch übersieht Hänseler, dass der Dollar gegenüber nationalen Währungen konvertibel ist. Die Erdölimporteure kaufen Dollars, und die Exporteure tauschen ihre Dollars gegen nationale Devisen ein, wenn sie ihr Land mit Gütern versorgen und technologisch aufrüsten wollen. Die von Hänseler vermutete Aufwertung des Dollars hat es in den 1970er Jahren nicht gegeben; er ist vielmehr kontinuierlich abgewertet worden – insbesondere gegenüber der Schweiz und Deutschland. Die Festlegung auf eine Transaktionswährung bedeutet nicht deren strukturelle Höherbewertung, sondern

läuft auf eine Einsparung von Transaktionskosten hinaus.

Ein weiteres Privileg sieht Hänseler darin, dass die Exporteure ihre Erlöse, sofern sie sie nicht für Konsum- und Investitionsgüter verwenden, in US-Staatsanleihen investieren, wie ihnen Kissinger geraten habe. Übrigens

Übrigens hat auch China seine Exporterlöse lange Zeit in US-Staatsanleihen angelegt.

hat auch China seine Exporterlöse lange Zeit in US-Staatsanleihen angelegt. Diese Ankäufe drücken tendenziell das US-Zinsniveau und ermöglichen Staat und Privaten in Amerika eine höhere Konsum- und Investitionstätigkeit. Die USA fragen mehr Güter auf den Weltmärkten nach; ihre Leistungsbilanz wird passiv. Darüber freut sich die übrige Welt, weil der erhöhte Import der USA ihren Arbeitsmarkt belebt.

Dem früheren US-Präsidenten Donald Trump war dies ein Dorn im Auge, weil die heimische Industrie unter der stärker gewordenen ausländischen Konkurrenz zu leiden habe. Er beschuldigte China und Deutschland, ihre

Wechselkurse künstlich nach unten zu manipulieren, und drohte deswegen mit einem Handelskrieg. Wenn man sich diesen Zusammenhang klarmacht, erkennt man, dass die Behauptung Hänselers, die Amerikaner reagierten mit kriegerischen Mitteln (Iran, Irak, Libyen), falls sich ein Land des Dollarkorsetts entledigen wolle, keine Grundlage hat.

Verwerfungen in den Finanzmärkten

Hänseler sieht den deutschen Bundeskanzler in die Bärenfalle tappen, weil er es ablehne, der von Putin verhängten Forderung nachzukommen, Erdgas nur mit Rubel zu kaufen. Russland werde seine Rohstoffe auch in Zukunft nur gegen Rubel verkaufen. Die Entwicklung des US-Dollars hat jedoch gezeigt, dass die Herausbildung zur Transaktionswährung nicht mit einem Aufwertungseffekt verbunden ist. Russland wird seine Rubelerlöse nicht horten, sondern gegen andere nationale Devisen eintauschen müssen, um Konsum- und Investitionsgüter auf internationalen Märkten zu erwerben.

Ohne Grundlage ist auch Hänselers Annahme, dass es bei einer Abkehr vom US-Dollar als Transaktionswährung zu einer gigantischen Inflation in den USA kommen werde. Wenn die Wahl des US-Dollars als Transaktionswährung diesen nicht aufwertete – warum soll dann die Abkehr vom Dollar mit einer Abwertung verbunden sein?

Jedoch mag es sein, dass es in den USA und der Euro-Zone wegen der verhängnisvollen Geldpolitik zu einer Inflation kommt, weil deren Zentralbanken das Potenzial für inflationäre Exzesse geschaffen haben. Recht hat Hänseler mit der These, dass Zinserhöhungen aufgrund der gigantischen Schulden, die Staaten, Firmen und Private im letzten Jahrzehnt aufgetürmt hätten, zu Verwerfungen in den Finanzmärkten führen müssten.



Joachim Starbatty ist emeritierter Professor für Ökonomie der Universität Tübingen und war bis 2019 Mitglied des Europäischen Parlaments.

Schöner Jammern am Leutschenbach

Die Ombudsleute fühlen sich wie erschlagen von ihrer Arbeit. Ihre Klagen waren erfolgreich: Sie bekommen jetzt mehr Geld.

Beni Frenkel

Der kürzlich veröffentlichte Jahresbericht der SRG-Ombudsstelle ist vielleicht die wehleidigste Schweizer Publikation, seit «Arena»-Moderator Sandro Brotz im Frühling 2021 per Tweet seine kurzzeitige Social-Media-Pause bekanntmachte («Zu viel Hass im Netz»). Die beiden Ombudsleute, Esther Girsberger und Kurt Schöbi, teilen dem Land ihren Schmerz mit. Manchmal, schreiben sie, möchten sie einfach nur den «Bettel hinschmeissen». Weil da draussen, da gibt es Menschen, die ihnen «rein ideologisch begründete Eingaben» zuschicken. Die müssen sie dann abarbeiten, die Frau Girsberger und der Herr Schöbi. Oftmals seien die Vorwürfe «abstrus, unflätig oder willkürlich».

Drei Beanstandungen pro Tag

Was die Leiden der beiden Ombudsleute noch erhöht, ist die schiere Anzahl der Beanstandungen. Wir sprechen hier von sage und schreibe 1114 Beanstandungen pro Jahr. Oder wie Girsberger und Schöbi in Fettschrift festhalten: «3 pro Tag». Immerhin, viele Beanstandungen konnten gebündelt werden. 70 Klagen betrafen zum Beispiel eine einzige Sendung. Doch dass sich viele Schweizerinnen und Schweizer über eine einzige Sendung ärgern, wird ihnen ebenfalls übelgenommen: «Auffallend ist die Häufung der konzertierten <Sammelbeanstandungen>».

Man weiss nicht genau, was sich die beiden Ombudsleute wünschen: gar keine Beanstandungen? Nur ideologisch vertretbare? Nicht mehr als eine pro Sendung? Eine pro Woche? Immerhin hat das Klagen etwas bewirkt: Das Stellenpensum wurde von 80 auf 140 Prozent erhöht. Wie viel die Unternehmerin (Girsberger) und der Dozent (Schöbi) nun zusätzlich verdienen, wird nicht verraten. «Aus datenschutzrechtlichen Gründen machen wir keine Angaben zur Bezahlung von einzelnen Personen», schreibt die SRG auf Anfrage.

Aus dem Jahresbericht wird nicht nur ersichtlich, dass die Ombudsleute angeblich kurz vor dem Kollaps stehen, sondern auch, dass sie von den Beanstandern wenig bis gar nichts hal-



«Bettel hinschmeissen»: SRG-Ombudsleute Girsberger, Schöbi.

ten. Dass sich viele Zuschauerinnen und Zuschauer an der neuen Gendersprache stören, tun Girsberger und Schöbi mit einem Witzchen ab: «Wiederholt stiessen sich Beanstander (die männliche Form ist hier bewusst gewählt) am Umgang der Geschlechtsformen bei SRF.» Aber auch wer sich damit arrangiert, hat schlechte Karten, ernst genommen zu werden. Nur jede 40. Beanstandung wird von der Ombudsstelle unterstützt. Alle anderen werden nur teilweise oder gar nicht getragen.

Schwärmerische Haltung

Dass von 40 Beanstandungen 39 nicht unterstützt werden, liegt vielleicht auch daran, dass die Ombudsstelle erstens von der SRG finanziert wird und zweitens die aktuelle Besetzung eine fast schwärmerische Haltung gegenüber den SRG-Redaktionen hat. «Grösstenteils», erfahren wir im Jahresbericht, betreiben die SRG-Angestellten einen «seriösen, umfassend recherchierten und attraktiv aufbereiteten Journalismus».

Lieblingskind scheint die «Arena» zu sein. Mit 82 hat sie von den einzelnen Programmen am meisten Beanstandungen verursacht. Keine einzige wurde von der Ombudsstelle unterstützt, nicht einmal teilweise. Wie das «Arena»-Schmerzmann Brotz kommentieren würde? «Punkt. Ausrufezeichen!»

Böse Kriegsgräuel, gute Kriegsgräuel

Seit dem Angriff Russlands auf die Ukraine hat plötzlich ein Thema wieder besonderen Zulauf: Kriegsverbrechen. Russische Kriegsverbrechen. Über 400 Tote in Butscha, Biden wirft Russland Völkermord vor, und der Chefankläger des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag erklärt die gesamte Ukraine zum Tatort.

Gute Kriegsverbrechen, böse Kriegsverbrechen, gibt es das? Ja, denn es herrscht Krieg, und da wird gerne mit zweierlei Mass gemessen.

Während es gerade für westliche Journalisten ein Leichtes ist, für Reportagen über russische Kriegsverbrechen Lob und Anerkennung zu bekommen, schmort der Wikileaks-Gründer und Enthüllungsjournalist Julian Assange immer noch im Londoner Hochsicherheitsgefängnis Belmarsh in Einzelhaft und wartet auf seine Auslieferung in die USA. Sein Gesundheitszustand ist miserabel, der UN-Sonderberichterstatter für Folter, Nils Melzer, sprach von psychologischer Folter. In den USA droht Assange ein Schauprozess, eine Strafe von 175 Jahren Gefängnis und damit ein Todesurteil auf Raten.

Assanges Vergehen: Er hat über die falschen Kriegsverbrechen berichtet. Über die Kriegsverbrechen «der Guten» in Afghanistan und im Irak. Wikileaks war die erste Plattform, die über «Collateral Murder» im Irak berichtete, einen Hubschrauber-Angriff der US-Armee auf Zivilisten und Reporter. Schon vergessen? Assanges Ziel war es, durch radikale Transparenz Kriege zu erschweren. Nach dem Motto: Wenn Kriege mit Lügen beginnen, können Sie durch die Wahrheit beendet werden. Der freie Westen hat aus der Pressefreiheit ein Privileg gemacht, obrigkeitstaatlich vergeben an die, die auf der richtigen Seite stehen. Aber es ist eben Krieg, und da heisst es: tarnen, täuschen, heucheln und sich möglichst tugendhaft dabei vorkommen.

Milosz Matuschek



Todesurteil auf Raten: Journalist Assange.

Mein Wahlkampf für Soros in der Ukraine

Der US-Milliardär wollte Wiktor Juschtschenko als Präsidenten. Also half ich mit, die orange Revolution anzuzetteln.

Klaus J. Stöhlker

Eines der grössten Rätsel, die sich aufmerksamen politischen Beobachtern stellen, ist die Frage, ob und in welchem Umfang amerikanische Milliardäre in den letzten zwanzig Jahren die Wahlen in Osteuropa, im Nahen Osten und in Nordafrika zum Vorteil des «freien Westens» beeinflusst haben. Der amerikanisierte Ungar George Soros, Milliardär und Philanthrop, ist deshalb zu einer hochgeachteten und in noch mehr Fällen tiefverachteten Figur geworden, die auf meist verdeckten Wegen weit über eine Milliarde Franken in Wahlkämpfe in aller Welt investiert hat. Sein Ziel war es, Kommunisten und illiberale Diktatoren abwählen zu lassen. An deren Stelle sollten talentierte Nachwuchspolitiker treten, die in erster Linie der amerikanischen und am Rande auch der europäischen Wirtschaft die Türen öffnen.

Bunte Koalition von Orbán-Gegnern

Von meinem Bürotisch in Zollikon aus sehe ich, nach links zur Bücherwand blickend, einen auffallend orangeroten Schal und eine gleichfarbige Mütze, auf denen steht «Tak. Juschtschenko». Es ist eine persönliche Erinnerung an den unglücklichen ukrainischen Politiker, der 2004, vor knapp zwanzig Jahren, die Wahlen zum ukrainischen Ministerpräsidenten gewann, um dann im Haus seines eigenen Geheimdienstchefs mit Dioxin vergiftet zu werden. Seine Koalition, mit welcher er regieren wollte, brach nach kurzer Zeit zusammen.

Es war die Geburtsstunde der Farbrevolutionen. Sie nahmen auf dem Maidan-Platz in Kiew ihren Anfang, um sich dann über den Nahen und Mittleren Osten bis Nordafrika auszubreiten. Wie es der Zufall wollte, war ich von Anfang an dabei als aktiver Beobachter, Kommentator und Berater. Nicht wissend, für wen ich wirklich arbeitete, erlebte ich den Beginn der Auseinandersetzung von Wladimir Putin mit den Ländern des Westens, allen voran den USA. Es war George Soros, der meine Honorare pünktlich bezahlen liess. Aber das verstand ich erst später, als ich das Soros-Aktionsmodell begriff.

Wie schwierig dieses Terrain ist, zeigt schon der häufig verwendete Ausdruck «illiberaler Diktator». Er wurde auch Viktor Orbán zugesprochen, der soeben die Wahlen in Ungarn souverän zum vierten Mal gewonnen hat. Wie die Erfahrung beweist, wählen die Menschen das Vertraute und glauben, damit sicher zu

Wie schwierig dieses Terrain ist, zeigt schon der häufig verwendete Ausdruck «illiberaler Diktator».

sein. Mit «Keine Experimente» gewann schon Konrad Adenauer die Wahlen in der jungen Bundesrepublik Deutschland. Er war ein gerissener Wahlkämpfer, ganz wie Orbán auch. Diesem gelang es, seinen Landsmann George Soros und dessen «Freie Universität» aus Ungarn zu vertreiben. Er sah in den Mitarbeitern von Soros' Stiftung Open Society politische Agitatoren, die seine Regierung und grosse Teile des ungarischen Volkes in der Substanz gefährden. Als gegen Orbán nichts mehr half, baute der Westen über seine NGOs und Stiftungen auch gegen den ungarischen Ministerpräsidenten, ganz wie vor zwanzig Jahren gegen Juschtschenko, eine bunte Koalition von Gegnern auf. Zur tiefsten Enttäuschung amerikanischer und europäischer Politiker wie ihrer Medien versagte das Soros-Rezept zum wiederholten Mal.

Begegnung im Hotel «Sacher»

Jetzt ist die Angst der Atlantiker, der Politiker und Wirtschaftsführer in den USA und Westeuropa, noch grösser als zuvor, die Autokraten Osteuropas würden sich weiter ausbreiten. Bundespräsident Ignazio Cassis nennt Wladimir Putin, den obersten Autokraten, einen «Barbaren». Das ist eine bisher unbekannte, neue Tonlage.

Orbán ist ein Freund von Wladimir Putin, der jetzt mit Waffengewalt die Regierung von Wolodymyr Selenskyj in Kiew vertreiben will. Selenskyj, dessen hochkorrupter Staat schon vor dem Krieg auf sehr wackligen Bei-



«Wem dient das?»: Investor George Soros.

nen stand, ein zweitklassiger Schauspieler wie einst Ronald Reagan, hat mit meisterhafter Kommunikation auf dem politischen Schlachtfeld die Oberhand behalten. Er hat alle Register der psychologischen Kriegsführung gezogen, sei es in seinen Reden, als deren Autor seine Frau, eine Schriftstellerin, vermutet wird, sei es in den PR-Aktionen auf dem Felde, wo die Russen jeden Tag mehr untergingen.

Im Herbst 2002 wurde ich von einem Freund in Wien, der als einstiger Sängerknabe beste Beziehungen in die internationale Gesellschaft hatte, zu einer Begegnung im Hotel «Sacher» eingeladen, die Folgen haben sollte. Mein Freund und dessen Gast, ein eleganter Engländer und, wie sich herausstellte, naturalisierter US-Amerikaner, fragten mich, wie ich zur Entwicklung in der Ukraine stehe. Als aufrechter Schweizer konnte ich die dortige Kutschma-Regierung und deren Oligarchen nur verurteilen. Darauf wurde mir empfohlen, mich weiter zu orientieren und speziell ein Auge auf den Abgeordneten Juschtschenko zu haben.



Kurzum, im Frühjahr 2003 erhielt ich von meinem Wiener Freund das Mandat, ihn und eine international zusammengesetzte Arbeitsgruppe zu begleiten und darin zu unterstützen, Wiktor Juschtschenko international zu verankern.

Das Soros-Prinzip

Das war das erste Soros-Prinzip: Es mussten junge Kandidaten aufgestellt und national aufgebaut werden. Sie wurden, wie ich dann im Laufe der Jahre erlebte, von sehr smarten Amerikanern begleitet, die in erster Linie als *pollster*, d. h. Fachleute für Meinungsumfragen, auftraten. Sie nahmen aber auch Einfluss auf die Zusammensetzung der nationalen Beratungsgruppen.

Das zweite Soros-Prinzip: Jeder Kandidat erhielt eine internationale Echokammer, wo erfasst wurde, wie er in Politik, Wirtschaft und Medien des Westens ankam. Diese Berichte wurden in Wien zentral gesammelt und an ein Mitglied des nationalen Beratungsteams weitergeleitet. Ziel: Die Innenwirkung sollte durch die Aussenwirkung gesteigert werden.

Den eleganten Engländer-Amerikaner der ersten Stunde sah ich nie wieder. Er war offensichtlich ein *selection officer*, der jedes Neu-Engagement überprüfen musste. Ich war sicher, dass es Amerikaner waren, welche in den Wahlkämpfen im Hintergrund die Hauptrollen spielten, denn ich verfasste alle Berichte nach einem vorgegebenen Schema in englischer Sprache. Das ist eine Technik, die in global tätigen US-Konzernen sehr beliebt ist.

Juschtschenko passte perfekt in die Vorstellungswelt, wie die Ukraine aus dem Ostblock herauszulösen sei.

Allmählich erkannte ich einige Berater in anderen europäischen Staaten. Es waren selten Vertreter grosser Agenturen, sondern kleinerer Agenturen oder politisch sehr erfahrene Einzelkämpfer, die man für diese Aufgabe ausgewählt hatte.

Als die Amerikaner uns besser kennengelernt hatten, erhielten wir auch Textbestandteile von

Reden, Grafiken und Fotos, um zu beurteilen, wie sie im Westen ankommen. Wenn es diskret möglich war, liessen wir Juschtschenko durch diplomatische Kanäle zu Auftritten einladen. Es wäre uns aber nie eingefallen, ein Land wegen seiner Politik zu beschimpfen oder unangemessene Forderungen zu stellen, wie dies jetzt Selenskyj tut.

Missachtet er die Westeuropäer, oder sind es seine US-Berater, die keinen Respekt mehr vor Europa haben?

Gesteigertes Image nach der Vergiftung

Warum eigentlich mich? Ich hatte kurz zuvor in deutscher Sprache mein Buch «Wahlkampf von A bis Z» publiziert. Es fand in den deutschsprachigen Nachbarstaaten einiges Interesse, so dass ich dort des Öfteren zu Auftritten und Vorträgen eingeladen wurde. In Wien war dies offensichtlich auch der Fall, weshalb man sich an mich erinnerte.

Wie aber entdeckte ich, dass es George Soros und seine Open-Society-Stiftung waren, die als Initiator und oft auch Geldgeber hinter diesen Farbrevolutionen stand? Es dauerte Jahre.

Im Falle von Juschtschenko war rasch klar, dass er die Ukraine nach Westen öffnen wollte. Der Beitritt zur Nato war sein grösster Wunsch, der aber von der deutschen Kanzlerin Angela Merkel abgefangen wurde. Seine Anhänger, alle mit orangen Fahnen und Tüchern, demonstrierten in erster Linie in der Hauptstadt Kiew, deren Bevölkerung schon sehr westlich-modern war, oder in Lwiw (Lemberg) ganz im Westen der Ukraine. Als jugendlich-attraktiver Präsident der ukrainischen Nationalbank war er dort eine Art Philipp Hildebrand, also ein idealer Kandidat zum Aufbau für die oberste politische Führung. Ich merkte dann bald, dass Juschtschenko, dessen Image im Westen durch die Vergiftung noch gesteigert wurde, in Wirklichkeit kein grosser Politiker war; vielleicht das Schicksal vieler Intellektueller.

Seine zweite Frau, die Ukraine-Amerikanerin Kateryna Tschumatschenko, eine Mitarbeiterin der Reagan- und Bush-senior-Administration im State Department, CEO der Barents Group/KPMG, Vertreterin der US Ukraine Foundation und bedeutender amerikanischer Think-Tanks, war sicher der politisch erfahrenere Kopf, aber ihr Mann passte perfekt in die amerikanische Vorstellungswelt, wie die Ukraine aus dem Ostblock herauszulösen sei. Diese westliche Politik über mehr als zwanzig Jahre hat sicher viel dazu beigetragen, Wladimir Putin auf die Palme zu treiben.

Da ich über eine beachtliche politische Bibliothek verfüge und die Prinzipien der politischen Soft Power, der psychologischen Kriegführung und der Public Affairs seit gut sechzig Jahren verfolge und zum Teil auch anwende, habe ich das vierte Soros-Prinzip der politischen Einflussnahme sehr früh entdeckt: Nie im Allein-



Idealer Kandidat: Ministerpräsident Juschtschenko, 2004.

gang handeln! In der Ukraine vor zwanzig Jahren wie in vielen späteren Fällen auch, trat die Open Society Foundation meist in Gesellschaft von Freedom House auf, einer amerikanischen Organisation, die von der US-Regierung finanziert wird. Waren die Staaten, in denen gehandelt werden musste, konservativ-katholisch, war oft auch die Konrad-Adenauer-Stiftung mit von der Partie. Man tat es ja für die Demokratie, die Freiheit und die Menschenrechte. George Soros war insofern eine Ausnahme, als er aus seiner Privatschatulle zahlte, während andernorts der Steuerzahler seinen Kopf hinhalten musste.

Junge Nationalisten im Vordergrund

Den zum Einsatz kommenden Handlungsrahmen entdeckte ich erstmals im alten Jugoslawien, als die Regierung von Slobodan Milosevic gestürzt wurde. Unter kundiger Anleitung wurden oppositionelle Gruppen miteinander vernetzt. Studentische Aktivisten und Akademiker, also eine neue, immer westlich gesinnte Intelligenzija, dienten als Motoren in die Gesellschaft hinein. Dazu amerikanische Berater und europäische Hilfskräfte. Aus der ukrainischen Pora! wurde eine jugoslawische Otpor!, eine georgische Kmara! und eine Subr in Weissrussland. Immer standen George Soros und weitere grosse Stiftungen dahinter. Fasziniert beobachtete ich sie, war aber selbst nicht mehr beratend tätig, weil ich für derartige Abenteuer keine Zeit mehr hatte. Im putinschen Russland entstand eine Einkreisungsphobie, die sicher nicht unbegründet war. Heute gibt es genügend glaubwürdige Angaben über die atlantische Offensivpolitik im Osten Europas gegen die Interessen Moskaus.

Die Farbenrevolution ging über Europa hinaus. Ich wurde von meinen neuen Freunden eingeladen, nach Ägypten zu kommen, denn dort werde in Kürze eine neue französische Revolution stattfinden. Es waren wieder die smarten jungen Amerikaner, nicht selten auch Frauen, die dort und in anderen Fällen das Kommando hatten. Stets stellten sie junge Nationalisten in den Vordergrund, die aber einen aktiven Bezug zu den USA haben mussten wie zum Beispiel ein Google-Mitarbeiter in Kairo. Ich zog es vor, in der sicheren Schweiz zu bleiben, hatte mich der Maidan doch gelehrt, dass das Volk leicht erregbar und verführbar ist. Derlei wollte ich mir nicht antun.

Auffällig war, dass die Stiftung von George Soros zusammen mit vielen anderen stillen US-Wahlkampfhelfern immer professioneller wurde. Ausländische Trainer, Berater und Wahlkampfmanager wurden zu einer Selbstverständlichkeit. Immer ging es darum, kleine hochaktive Gruppen zu schaffen. Sie wurden mit Prepaid-Handys ausgestattet, um Flash-Mobs auslösen zu können. Vor zehn Jahren wuchs die Bedeutung des Internets als Kommunikationsmittel, es folgten Twitter



und Facebook, dazu Handy-Filme auf YouTube. Die Sicherheitsbehörden der Regierungen kamen dem immer öfter kaum nach, so dass es mich nicht verwunderte, dass manche Regierungen zur Gewalt griffen, um Herr der Lage zu bleiben.

Aus den Farbrevolutionen wuchsen fürchterliche kriegerische Ereignisse heran. Wie Muammar al-Gaddafi in Libyen und Saddam Hussein mit seinem Bruder im Irak hingerichtet oder

Der an Einfluss verlierende «freie Westen» kämpft mit allen Mitteln gegen den aufsteigenden Osten.

umgebracht wurden, hat Syriens Herrscher Baschar al-Assad sicher darin bestätigt, bis zur letzten Bombe zu kämpfen. Setzten sich, wie Mohammed Mursi in Ägypten, nach einer Farbrevolution volksnahe Kandidaten durch, griff die aus den USA gesteuerte Armee sofort ein, um den demokratischen Zauber zu beenden. Korrekterweise ist anzufügen, dass auch Mursi, ganz wie Juschtschenko in der Ukraine, ein schwacher Präsident war. Das Pech mit dem obersten Personal erstreckt sich seit zwanzig Jahren über fast die ganze Welt. Nur in China und vielen Staaten Ostasiens, einschliesslich Indiens, herrscht ein höheres Mass an politischer Stabilität, mag man sie lieben oder nicht.

«Europa wird der Verlierer sein»

Die Anfänge dieser Entwicklung habe ich voll miterlebt. Daher fällt es mir leicht, heute die richtigen Schlüsse zu ziehen: Der an Einfluss verlierende «freie Westen» kämpft mit allen Mitteln gegen die politisch und wirtschaftlich aufsteigenden Staaten des Ostens. Es ist ein *big game*, wie es noch nie zuvor gespielt wurde. Besuche ich meinen Freund in Wien, sprechen wir über zwanzig Jahre Ost-West-Politik.

Er fragt mich: «War das nötig?»

Ich antworte: «Das ist Zeitgeschichte.»

Ich frage ihn: «War es das wert?»

Er sagt: «Kaum.»

Beide fragen wir uns: «Wem dient das?» und antworten gleichzeitig: «Europa wird der Verlierer sein, denn die Amerikaner opfern nicht ein Bein ihrer Soldaten. Europas Osten, Russland und die Ukraine, werden beide Verlierer sein. Europas Westen, die Staaten der EU, ohnehin, denn sie zahlen für den Schaden heute schon Milliarden.»

Dann denke ich an George Soros' in grauen Flanell gekleidete junge Männer, die später in Jeans die Flammen politischer Wut anbliesen. Weil die Farbrevolutionen nicht ans Ziel kamen, folgte das graugrüne Militär ihnen auf dem Fuss.

Klaus J. Stöhlker ist der Doyen der Schweizer Unternehmens- und Politberater. Er lebt in Zollikon.

Machtgeile Familienministerin

Ich bin es leid, dass für Verfehlungen von Frauen immer Entschuldigungen gefunden werden.



Familienministerin Anne Spiegel ist zurückgetreten. «Endlich», möchte man meinen, nach all den Verfehlungen aus ihrer Zeit als rheinland-pfälzische Umweltministerin. Als damals eine Flutkatastrophe im Ahrtal wütete, verduftete die Verantwortliche in die Ferien – vier Wochen lang.

Trotz des Missmanagements gibt es von Journalisten Verständnisbekundungen und Mitleid. Spiegels Fall zeige, wie schwer es immer noch für Frauen in der Bundesrepublik sei, Karriere und Familie unter einen Hut zu bringen. Letztlich sei nicht die grüne Politikerin schuld an ihrem Versagen, sondern das «patriarchale System».

Wenn es um die Verteidigung grüner beziehungsweise linker Politiker geht, sind der journalistischen Fantasie in Deutschland keine Grenzen gesetzt. Mit Alice Weidel oder Beatrix von Storch von der AfD wäre man sicherlich nicht so gnädig gewesen. Dabei spielt es nicht einmal eine Rolle, ob es sich um eine Politikerin der Grünen oder der AfD handelt, die hier verteidigt wird. Das Problem ist, dass überhaupt eine Verteidigung stattfindet.

Ich bin es leid, dass für das weibliche Geschlecht immer Entschuldigungen gefunden werden. Dass wir stets in den Status des Opfers versetzt werden, wenn es gerade genehm ist. Überall wird nach Gleichberechtigung und Gleichbehandlung gerufen, aber wenn tatsächlich einmal dieselben Anforderungen an eine Frau wie an einen Mann gestellt werden, dann ist plötzlich die «toxische Männlichkeit» schuld, wenn eine Familienministerin ihren Job nicht macht.

Nein, nicht das patriarchale System, in dem wir uns angeblich befinden, macht uns Frauen schwach, sondern linke Journalisten und feministische Berufsoffer, die für Inkompetenz und ideologische Borniertheit Ausreden erfinden. Als wären wir Frauen unmündige Babys, die nichts für ihr Verhalten können.

Das funktioniert natürlich nur, solange man wichtige Informationen ausblendet oder verklärt. Zum Beispiel, indem man behauptet, Frau Spiegel sei aufgrund eines Familienurlaubs mit ihrem kranken Mann und den vier Kindern in die Kritik geraten – und nicht etwa, weil sie

Wenn es um die Verteidigung grüner und linker Politiker geht, sind der Fantasie keine Grenzen gesetzt.

die Gefahr der Flut, die über 134 Menschen das Leben gekostet hat, grob unterschätzte. Auch nicht, weil es ihr und ihrem Team, wie aus Chat-Protokollen hervorging, zuvorderst um das eigene Image und korrekt gegenderte Sprache in Pressemitteilungen ging als um schnelle Opferhilfe. Und als wäre das nicht schon schlimm genug, machte die damals zuständige Ministerin bewusst falsche Angaben über ihre Teilnahme an wichtigen Kabinettsitzungen. Diesen habe sie telefonisch oder digital beigewohnt. Eine Lüge, wie sich herausstellte.

All das hat weder mit toxischer Männlichkeit noch mit einem patriarchalen System zu tun, sondern schlicht mit persönlichem Versagen, ideologisch bedingten Prioritäten und schlechtem Charakter. Man kann noch so oft ver-

suchen, Anne Spiegel zur warmherzigen Mutter von vier Kindern zu verklären. Es ändert nichts daran, dass sich ihr Team, während Menschen im Schlamm nach Angehörigen suchten, Gedanken über die richtige Inszenierung der Ministerin («Anne mit Schaufel») machte.

Ihr grotesker Auftritt, ihr den Tränen nahes Schuldeingeständnis bei der unlängst anberaumten Pressekonferenz war kein «emotionales Statement», wie von manch einem Pressevertreter herbeihalluziniert, sondern Ausdruck tiefer Überforderung eines Menschen, der noch keinen Tag ausserhalb der Polit-Blase existiert hat und deshalb nicht in der Lage ist, spontan empathisch und ohne unsicheren Blick auf die eigenen Berater zu agieren.

Nein, Spiegel musste nicht gehen, weil sie zu einem ungünstigen Zeitpunkt Urlaub machte, sondern weil ihr Verhalten nachweislich Bürgern in erheblicher Weise geschadet hat. Weil sie sich kaltschnäuzig um ihr eigenes Image sorgte, als sie sich hätte um die Opfer sorgen müssen.

Wer aus ihrem Fall die Geschichte einer überforderten Mutter bastelt, verkennt, dass es Spiegel war, die sich nach dieser anstrengenden Phase für ihre Familie dafür entschied, in Berlin Familienministerin zu werden. Machtgeilheit kann auch von Frauen ausgehen und ist für mich vielmehr ein Zeichen von Emanzipation als Ausdruck eines patriarchalen Systems.

Übrigens: 75 000 Euro Übergangsgeld erhält Ex-Familienministerin Spiegel für ihre Glanzleistung. Manche Familien aus dem Ahrtal warten bis heute auf Hilfe.

Ich will das Klima nicht retten

Weil ich mit dieser Anmassung nichts anfangen kann. Und eine Ideologie-Allergie habe. Gegen den Machbarkeitswahn hilft im Grunde nur: Demut.

Sylvie-Sophie Schindler

Vögel? Gibt es nicht mehr. Wer ihr Gezwitscher hören will, muss auf die Start-Taste eines Kassettenrekorders drücken – via Band übermitteln sich dann Geräusche aus einer Welt, wie sie einst gewesen. Ich erinnere mich genau, wie ich, noch Grundschülerin, im abgedunkelten Klassenzimmer sass und auf den per Zeichentrick dargestellten Kassettenrekorder starrte. Tränen stiegen in mir auf ob der trostlosen Zukunft, die mir bevorstehen würde. Mein geliebter Wald, er war doch mein zweites Zuhause! Doch die Botschaft des Unterrichtsfilms war erbarmungslos: Spätestens im Jahr 2010 wird es keinen Baum mehr geben. Keinen einzigen weltweit. Und damit, neben allen anderen Tieren, auch keine Vögel. Stattdessen maximale Ödnis. Ich war wochenlang kaum zu beruhigen, nachts «alpträumte» ich davon.

«Ökologischer Holocaust»

Im deutschsprachigen Raum, besonders in Deutschland, war man damals, in den frühen 1980er Jahren, höchst alarmiert. Zehntausende gingen auf die Strasse, über das sogenannte durch angeblich «sauren Regen» ausgelöste Waldsterben liefen zig Sondersendungen in TV und Radio, eine Schlagzeile jagte die andere. Der *Stern* mahnte in düsterer Poesie «Über allen Wipfeln ist Gift», *Die Zeit* wusste: «Am Ausmass des Waldsterbens könnte heute nicht einmal der ungläubige Thomas zweifeln.» Naturschutzaktivist Hubert Weinzierl gab den Nostradamus: «Das Sterben der Wälder wird unsere Länder stärker verändern als der Zweite Weltkrieg.» Der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland scheute sich nicht, von einem «ökologischen Holocaust» zu sprechen.

Einige Zeit kam ich fast jede Woche mit einer neuen Hiobsbotschaft heim. In der Schule kursierten unaufhörlich Gerüchte, dass die Welt bald untergehen werde; ich teilte meinen erstaunten, gegen Angstmache immunen Eltern mit: «Macht euch bereit, am Mittwoch geht die Welt unter.» Als das dann nicht geschah, sagte ich, vom nächsten Panik-Geraune auf dem Pausenhof befeuert: «Aber am Samstag bestimmt.» Als Kind wusste ich nicht so recht,



Poesie des Waldes.

wie ich mir das eigentlich vorstellen sollte. Wird die Erde von einem schwarzen Loch verschluckt, oder stürzen wir in Richtung Sonne ab?

Dann die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl. Der Wald war zwar immer noch da, aber der Zutritt nun verboten. Man solle keine Pilze sammeln und keine Erdbeeren, sie seien radioaktiv verseucht. Dass Krebserkrankungen zunehmen würden, war nur eine von zig alarmierenden Nachrichten. *German Angst* steigerte sich in *German Panik*. Noch dazu, es ging Schlag auf Schlag, hielt uns seit einem knappen Jahr eine weitere ökologische Tragödie in Atem: Über der Antarktis hatten Wissenschaftler ein Ozonloch entdeckt. Der Schutz vor gefährlichen ultravioletten Strahlen war dadurch nicht mehr intakt. Menschen mussten fürchten, an Hautkrebs oder grauem Star zu erkranken. In Chile erblindeten Schafe, Lachse verloren ihr Augenlicht. Das Worst-Case-Szenario hiess: Wir werden verbrennen – alle.

Unbestritten, als Kind in den achtziger Jahren brauchte man eine Dalai-Lama-Mentalität. Bereits der Frühstückskakao war umschattet. Ein Taumeln von einem apokalyptischen Szenario ins nächste. Unsere tägliche Katastrophe

gib uns heute. Was aber, wenn sie einfach nicht kommt? Der Wald wollte partout nicht sterben. Im Gegenteil. Sowohl die Waldfläche als auch die Walddichte wuchsen – just als die Hysterie kulminierte. Das Ozonloch, inzwischen geschrumpft, soll sich innerhalb der nächsten fünfzig bis hundert Jahre ganz schliessen. Inwieweit es an den Massnahmen lag – die Regierung Kohl erliess 1983 eine Verordnung zur Reduzierung der Luftschadstoffe, im Montreal-Protokoll einigten sich 24 Staaten und die Europäische Gemeinschaft auf einen FCKW-Ausstieg –, ist disputabel.

Radikalisierung der Aktivisten

Nicht für Klima-Ideologen, die sich am Dogma des anthropogenen Einflusses festkrallen, inklusive Inanspruchnahme päpstlicher Unfehlbarkeit. Und bei jedem «Hurra, wir leben noch» einen eisigen Fräulein-Rottenmeier-Blick aufsetzen. Bloss nicht übermütig werden, bloss nichts auf die leichte Schulter nehmen. Zieht euch warm an. Überhaupt – ist es nicht auffällig? –, es friert einen recht schnell, wenn man den Gretas und Luisas so zuhört. Es fehlt, so traurig wie unbezweifelbar: das Herz.

«Wir werden euch das nie vergeben! Wir werden euch das nicht durchgehen lassen!», donierte Thunberg gnadenlos auf dem Uno-Klimagipfel im September 2019. Gesinnungsgenosin Neubauer, gewohnt flapsig, beschwerte sich bei einem «Lanz»-Talk, dass demokratische Prozesse zu langsam seien, um den Klimawandel aufzuhalten. Wer allerdings eine «Ökodiktatur» wittert, wehe dem – und das ist noch freundlich – Ewiggestrigen.

Dass sich Menschen, gerade junge, um ihre Zukunft sorgen, wer wollte es ihnen verdenken. Doch worum geht es wirklich? Welche eigentlichen Nöte stecken hinter den klimaktivistischen Feldzügen, die sich, man denke an die illegalen Aktionen der Bewegungen Letzte Generation und Extinction Rebellion, immer mehr radikalisieren? Woher kommt diese Gewalt? Ab wann wird Zukunftsangst pathologisch? Es sind nicht einfach «Fridays for Future»-Flausen, wenn junge Frauen in den Gebärstreik gehen und junge Männer sich sterilisieren lassen, da sie eigene Kinder wegen ihres hohen CO₂-Ausstosses ablehnen. Mag es auch nicht mehr zeitgemäss sein, gesellschaftliche Phänomene tiefenpsychologisch zu beantworten, gerade deshalb sollte man es tun.

Zur Titanenmacht verführt

Ein Exkurs zu Arno Gruen. Der Psychoanalytiker und Gesellschaftskritiker zeigte auf, wohin die – meist schon frühkindliche – Abspaltung von unerwünschten Gefühlen wie unter anderem Wut, Angst und Scham führen kann. Er nannte das Beispiel eines deutschen Skinheads, der einen Menschen «einfach so» zu Tode getrampelt hatte und später, während seines Aufenthalts in der Psychiatrie, über sich sagte: «Ärger, Frust, Schmerz, Trauer, die dringen nicht in mein Inneres vor [...] Einfach verdrängen, das ist am besten, oder in eisigen Hass umwandeln.» Ein Mechanismus, der sich laut Gruen in der ganzen Menschheitsgeschichte findet: «In Wahrheit liefen die Feldherren vor ihrem eigenen Schmerz davon, um ihn ausserhalb ihrer selbst in vermeintlichen Feinden zu zerstören.» Daher noch mal: Worauf basiert der klimareligiöse Aktivistenterror tatsächlich?

Kindheitstrauma – muss das sein? So oder so, es bleibt unbequem. Man muss beispielsweise fragen, warum eine Nation, die vierzehn Jahre für den Bau eines gewöhnlichen Flughafens braucht und eine marode Infrastruktur hat – rund 3000 Autobahnbrücken in miserablen Zustand –, davon überzeugt ist, den weltweiten Klimawandel aufhalten zu können. Sind die Deutschen heimliche Disney-Helden mit Superkräften? Oder nur besonders begabt in der Disziplin Realitätsverlust? Um fair zu bleiben: Hybris gibt es nicht nur made in Germany. Und wahrscheinlich ist an allem sowieso Prometheus schuld. Indem er – sehr zum Missfallen von Zeus – das Feuer zu den Menschen brachte,

bemächtigte er sie, sich den Göttern gleichzustellen. Voilà, die Geburt des Homo Faber – der «Mensch als Verfertiger», der über ganze Planeten, mit Hilfe der Technik, herrscht.

Die, mit Sigmund Freud gesprochen, «menschliche Grössensucht» verführt ihn, seine Titanenmacht, mit der er sich selbst ausgestattet hat, in die Masslosigkeit zu treiben. Theodor W. Adorno und Max Horkheimer beschrieben in der «Dialektik der Aufklärung», welche Auswüchse der Wille zur Herrschaft

Wenig verwunderlich, dass die Klima-Missionare sich in ihrem Moralismus nicht zügeln können.

annehmen kann: «Was die Menschen von der Natur lernen wollen, ist, sie anzuwenden, um sie und die Menschen vollends zu beherrschen. Nichts anderes gilt.» Wenig verwunderlich also, dass ausgerechnet die Klima-Missionare sich in ihrem Moralismus nicht zügeln können – ihr Absolutismus verlangt radikale Unterwerfung. Allein: Wollen wir so miteinander leben? Als stünden wir permanent vor dem Jüngsten Öko-Gericht? Wozu das Fortbestehen der Menschheit sichern, wenn unser gesellschaftliches Zusammenleben auf Gängeln, Überwachen, Bestrafen basiert? Ergo: auf Herzlosigkeit.

Versöhnung mit der Natur

Was mich betrifft, ich will das Klima nicht retten. Weil ich mit dieser Anmassung nichts anfangen kann. Und eine Ideologie-Allergie habe. Gegen den Machbarkeitswahn hilft im Grunde nur: Demut. Und auch, man lerne aus der Passionsgeschichte Jesu, sich die eigene Ohnmacht eingestehen zu können. Nein, es gibt nicht immer eine Lösung. Das ist für eine Gesellschaft, die narzisstisch durchsetzt ist, natürlich eine maximale Kränkung. Und nun? Ist deshalb alles verloren? Soll man sich im Nihilismus begraben? Oder der Dystopie zuwarten im bei Hegel entliehenen «bacchantischen Taumel, an dem kein Glied nicht trunken ist»?

Adorno und Horkheimer appellierten, sich mit der Natur zu versöhnen. Dazu gehört sicherlich, ihr mehr zu vertrauen, ihren Selbstregulierungskräften, ihrer Resilienz. Das bedeutet mitnichten, sich aus der Verantwortung zu stehlen. Ich liebe die Natur, also bin ich gut zu ihr – es ist nicht nötig, mich dorthin zu peitschen. Mit drei Jahren stand ich auf meinem ersten Berggipfel; im Wald fühle ich mich immer noch zu Hause. In der ihm eigenen Poesie erzählt er von dem Wunder, das Leben heisst. Ich höre ihm gerne zu. Weit genug weg von klimaterroristischem Gutmenschen-Geschrei.

Sylvie-Sophie Schindler ist Philosophin und freie Journalistin. Sie lebt in München.

SRF-«Arena»: Sorry für Berset, nicht für Aeschi

In der Abstimmungs-«Arena» zum Filmgesetz (Lex Netflix) wurden Kulturminister Alain Berset und Mitte-Ständerätin Andrea Gmür auf dem falschen Fuss erwischt. Es gab Verduzttheit und rote Köpfe. Grund: Moderator Mario Grossniklaus überumpelte die beiden Befürworter während der Sendung mit einer eingeblendeten Karte.

Diese zeigte die Abgabe- und Investitionspflicht für Streamingdienste in anderen europäischen Ländern auf. Die «Arena»-Redaktion konnte nachweisen, dass die entsprechende Karte im Abstimmungsbüchlein fehlerhaft und unvollständig ist. Bertsers genervte Mitarbeiter und die Bundeskanzlei mussten ihre Karte korrigieren. Das war nur noch in den Online-PDF-Dateien möglich.

Ständerätin Gmür, Dauergast in der «Arena», ist nach wie vor stinksauer. Sie hat sich von der Filmgesetz-«Arena» noch nicht erholt. Gegenüber Nau.ch behauptete die Luzernerin vor ein paar Tagen, SRF habe mit seinem Vorgehen die Abstimmung klar beeinflusst. Ohne Vorinformationen so konfrontiert zu werden, widerspreche journalistischen Gepflogenheiten. «Immerhin», so Gmür weiter, habe sich die «Arena» im Anschluss offenbar bei Alain Berset «entschuldigt».

Von Brotz kam kein Pardon

Soso. Eine Entschuldigung ist dann angebracht, wenn man offensichtlich etwas falsch gemacht oder jemanden verletzt hat. Das hat SRF nicht getan. Die «Arena»-Redaktion recherchierte sauber und wies auf eine unkorrekte Karte in der amtlichen Publikation des Bundes hin. Das Abstimmungsbüchlein ist mit 5,5 Millionen Exemplaren die auflagenstärkste Veröffentlichung der Schweiz.

Sich entschuldigen muss man dann, wenn man jemanden verletzt oder etwas begangen hat, das den anderen in fataler Weise trifft. So geschehen, als Moderator Sandro Brotz den SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi wie einen Schulbuben abgekanzelt und ihm Rassismus vorgeworfen hatte. Von Brotz kam kein Pardon. Aeschi gegenüber der *Weltwoche*: «Ich fand die Sendung nicht korrekt. Es wäre charakterstark gewesen, wenn Herr Brotz es geschafft hätte, sich zu einer Entschuldigung durchzuringen.»

René Hildbrand

Wendepunkte im Ukraine-Krieg

Der Westen will unbedingt, dass Russland verliert.
Doch es gibt Hinweise, dass Moskau gewinnt.

Peter Hänseler

Die russische Armee wird von den westlichen Politikern, Medien und Massen als ein Haufen von Idioten dargestellt, die praktisch seit Tag eins ohne jede nachvollziehbare Strategie den Ukrainern ins Messer gelaufen sind und von den Helden aufgerieben werden. Möglicherweise aus Frustration schlachten die Russen Zivilisten ab. Jeder Zweitklässler kann das auf seinem Handy, unterlegt mit coolen Videos, mitverfolgen, aber «James Bond» gibt's erst mit sechzehn.

Ich verfolge seit vierzig Jahren Kriegsgeschichte und habe gelernt, dass das, was während der Waffengänge berichtet wird, sehr wenig damit zu tun hat, was effektiv vor sich geht. Ich habe mich daher zum aktuellen Kriegsverlauf bisher nie geäussert – ganz im Gegensatz zu den Experten im Westen, die alle einen direkten Draht zu den jeweiligen Hauptquartieren zu haben scheinen – beeindruckend! Im Folgenden stütze ich meine Gedanken auf Fakten in der Vergangenheit, auf die Militärdoktrin der Russen und auf Aussagen von Experten, unter anderem Scott Ritter, einem Amerikaner, der am ersten Golfkrieg als Soldat teilnahm und vor dem zweiten Golfkrieg Uno-Waffeninspektor war. Alle hier verwendeten Quellen sind frei zugänglich. Ich weiss nicht, ob vom Folgenden alles stimmt. Es sollte aber reichen, um sich Gedanken zu machen.

Zwanzig Jahre lang Siegesmeldungen

Zur Jubelberichterstattung während eines Krieges: Während des Vietnamkrieges wurde die amerikanische Öffentlichkeit erst mal täglich über die Erfolge am TV mit zum Teil grausamsten Bildern informiert, und irgendeines Tages sah man dann die berühmt gewordenen Bilder über die Evakuierung von Amerikanern aus Saigon mit Helikoptern. Ein paar Jahrzehnte danach wiederholten sich die Bilder in Afghanistan. Die Geschichte zeigt, dass es durchaus möglich ist, dass zwanzig Jahre lang Siegesmeldungen verkündet werden und ein Krieg trotzdem verloren wird.

Die Russen unterscheiden sich mentalitätsmässig vom Westen in vielen Belangen, aber



Strategisch wichtigste Stadt für die Russen: Mariupol.

in Kriegszeiten zeigen sich frappante Unterschiede: Die einen informieren und jubeln, um die Masse bei Laune zu halten – die andern desinformieren.

Die russische Militärdoktrin – Maskirowka, entliehen vom Wort Maske – prägte bereits die Kriegsführung der Sowjetunion im Zwei-

Die Russen sehen keinen Vorteil darin, herauszuplappern, was sie wirklich erreichen wollen.

ten Weltkrieg. Die Russen sehen keinen Vorteil darin, herauszuplappern, was sie wirklich erreichen wollen und wo sie genau sind. Dabei geht es einfach gesagt darum, eine grosse Palette von Mitteln und Aktionen dazu einzusetzen, den Gegner über die eigenen Pläne, Fortschritte und Fähigkeiten im Unklaren zu lassen. Die Doktrin passt sehr gut zur russischen Mentalität. Ein Russe denkt sich immer: Was bringt es mir, wenn ich diese Information preisgebe?

Der möglicherweise grösste Erfolg dieser Doktrin zeigte sich in der Vergangenheit im

Juni 1944 vor der Sommeroffensive Bagration, als die Sowjets es fertigbrachten, die Wehrmacht im Glauben zu lassen, dass die Sowjets nicht die Heeresgruppe Mitte in Weissrussland angreifen würden. 2,3 Millionen Soldaten wurden aufgestellt, und die Deutschen waren total überrascht und verloren in sechs Wochen ein Gebiet, das so gross ist wie Deutschland.

Der Hauptunterschied der russischen Strategie in der Ukraine zu dem, was wir etwa im Irak gesehen haben, liegt darin, dass es nicht das Ziel der Russen war, die gesamte Infrastruktur der Ukraine zu zerstören, bevor die Bodentruppen einmarschierten. Das ist wohl auch der Grund, warum die Russen dies eine militärische Aktion und nicht Krieg nennen.

Die Strategie der USA ist regelmässig eine andere. Die USA bombardierten etwa den Irak während 44 Tagen, was zur totalen Zerstörung der Infrastruktur und zu Tausenden von zivilen Opfern führte. Erst dann bewegten sich die Bodentruppen, vor allem um eigenes Personal auf Kosten der Zivilisten zu sparen.

Der Unterschied im Ergebnis der Zerstörung ist frappant. Die Infrastruktur, das Internet und

mobile Telefone in der Ukraine funktionieren noch immer. Das Ziel dieser Operation war nach russischen Aussagen die Entnazifizierung und Entmilitarisierung der Ukraine, nicht deren Zerstörung. Die Russen nahmen durch diese Taktik in Kauf, mehr Verluste zu haben. Gemäss Scott Ritter stirbt normalerweise für jeden Soldaten ein Zivilist. Obwohl Zivilisten umkommen, stehe diese Zahl jetzt aber bei sieben Soldaten für jeden Zivilisten.

Wo die Russen in der Ukraine hinkamen, bemühten sie sich darum, ein gutes Verhältnis mit der Zivilbevölkerung zu haben. Militärrationen wurden verteilt, und ein Tauschhandel entwickelte sich. Die ukrainische Regierung betitelt jedoch jeden Ukrainer, der mit den Russen kooperiert, als Feind und erklärt ihn für vogelfrei, wobei die Entgegennahme beziehungsweise der Handel von Gütern mit den Russen bereits als Verrat gilt. Die Russen behaupten denn auch, dass das Massaker von Butscha nicht von den Russen begangen worden sei, sondern von ukrainischen Sicherheitskräften, die an den Kollaborateuren Rache genommen hätten. Diese Version der Wahrheit wird im Westen nicht einmal diskutiert, weil sie wohl nicht mit dem Wunsdenken des Westens übereinstimmt.

Landweg auf die Krim

Bei der Intervention um Kiew ging es den Russen nicht darum, Kiew einzunehmen, sondern darum, die 100 000 ukrainischen Soldaten um die Hauptstadt zu fixieren – dies gelang mit 40 000 Soldaten, die von Weissrussland her einmarschierten. Damit wurde verhindert, dass die 100 000 ukrainischen Truppen in den Osten verschoben werden konnten. Dieselbe Taktik wandten die Russen in Odessa an. Die 80 000 ukrainischen Soldaten um Odessa wurden von 30 000 russischen Soldaten aus der Krim fixiert. Gleichzeitig zerstörten die Russen die Waffenarsenale und Treibstoffdepots der Ukrainer im Westen. Das Ergebnis sei, dass die Russen ihre militärischen Ziele im Osten erreichen könnten, ohne von vom Westen verschobenen Ukrainern gestört zu werden.

Die einzige Stadt, die von den Russen eingenommen wurde, ist Mariupol, die strategisch wichtigste Stadt für die Russen. Wer Mariupol kontrolliert, kontrolliert den Landweg von Russland auf die Krim. Ich bezweifle, dass die Russen Mariupol hergeben werden.

Ob sich das alles so abspielen wird, ist nicht sicher. Aber der Westen, vor allem Westeuropa, sollte sich mit dem Gedanken auseinandersetzen, dass Russland womöglich gewinnt und wird. Dann ist es an Europa, möglicherweise seine Politik von Eskalation auf Deeskalation umzustellen.

Peter Hänseler ist ein Schweizer Anwalt und Unternehmer und lebt in Moskau.

Diskriminierung à la carte

Die Sittenwächter der Woke-Schweiz wittern überall Rassismus. Bei Werbung, die nur Schwarze zeigt, bleiben sie auffallend still.

Max Kern

Man stelle sich vor: In Nigeria zeigt ein Versandhaus in seinem Mode-Prospekt nur weisse Menschen. Seltsam, nicht?

In der Schweiz ist der umgekehrte Fall zur Realität geworden. Im Januar-Katalog des Versandhauses Bonprix wird die Männermode auf den ersten acht Seiten ausschliesslich von dunkelhäutigen Models präsentiert.

Ein Einzelfall, eine spezielle Aktion, um in politisch bewegten Zeiten ein politisch korrektes Zeichen zu setzen? Nein, in der März-Ausgabe dasselbe Bild: acht Seiten Männermode, vorgeführt nur von dunkelhäutigen Models.

In der Hand eine Brezel

Bei der Postfinance, einer Tochter der Schweizer Post, verfahren die Werber nach demselben Muster. Im neuesten TV-Spot sieht man ein dunkelhäutiges Pärchen knutschend in der Küche. In der *Schweizer Illustrierten* bewirbt ein Unternehmen aus dem luzernischen Schenkon Unterwäsche für ältere Personen, die unter Inkontinenz leiden. Das Mannequin ist eine dunkelhäutige Mittsechzigerin. Bei einer TV-Werbung für Kinderschokolade ist ein weisshaariger Weisser beim Spielen mit seiner dunkelhäutigen Enkelin zu sehen.

Schwarze als Werbeträger für Schweizer Produkte – kein Problem, das gibt's doch seit langer Zeit, mag man einwenden.

Stimmt. Nur sollen diese Bilder ja aus der Öffentlichkeit verschwinden, und zwar lieber

heute als morgen, wenn es nach den neuen Sittenwächtern der Woke-Schweiz geht.

Beispiel Zürich: An der Hausfassade am Neumarkt 22 ist seit dem 19. Jahrhundert ein dunkelhäutiger Junge mit nacktem Oberkörper abgebildet. In der Hand hält er eine Brezel. Die Malerei wurde seinerzeit als Werbung für eine Bäckerei angebracht. Heute heisst es, die Darstellung des Jungen sei rassistisch und müsse entfernt werden.

Das «Café Mohrenkopf» im Niederdorf wurde auf Geheiss der rot-grünen Regierung bereits umbenannt. Auch mittelalterliche Häuser dürften ihre althergebrachten Namen

Wenn alte Werbung rassistisch sein soll, was ist mit der neuen Werbung à la Bonprix und Postfinance?

(«Zum Mohrentanz», «Zum Mohrenkopf») die längste Zeit getragen haben. Ein städtischer Untersuchungsbericht beschäftigt sich mit «Möglichkeiten zum Umgang mit kolonialen Spuren im Stadtraum». Verfasst hat ihn eine verwaltungsinterne «Projektgruppe Rassismus im öffentlichen Raum».

Ist das glaubwürdig?

Wenn die alte Brezel-Werbung rassistisch sein soll, was ist mit der neuen Werbung à la Bonprix und Postfinance? Ist sie «positiv rassistisch», wie es im Woke-Jargon heisst?

Bonprix wollte sich auf Anfrage nicht äussern. Die Postfinance schreibt: «Als national tätige Bank bilden wir unabhängig vom Thema die Vielfalt der Schweiz ab. Im Rahmen unserer neuen Anlage-Kampagne zeigen wir Schweizerinnen und Schweizer in unterschiedlichen persönlichen Situationen. Die Hautfarbe, die Sprache sowie die ursprünglichen Wurzeln dieser Menschen spielen dabei keine Rolle.»

Das klingt nobel. Aber ist es auch glaubwürdig? Laut der Menschenrechtsorganisation Humanrights leben in der Schweiz rund 100 000 Menschen mit dunkler Hautfarbe – bei 8,7 Millionen Einwohnern.



Ränke am Hofe zu Bern

So schlimm war's noch nie.

Hubert Mooser

Bern
Der Berner Professor am Institut für Politikwissenschaften, Adrian Vatter, hat über die Institution Bundesrat ein neues Buch («Der Bundesrat») geschrieben. Für ihn gehören die sieben Weisen, wie man den Bundesrat in der Romandie nennt, zur Spezies Prominenz, die regelmässig die Frontseite von Illustrierten schmückt. Wie beliebt sie im Volk seien, zeige sich nicht nur in regelmässigen Umfragen, sondern auch darin, dass zum Beispiel Eveline Widmer-Schlumpf (SVP/BDP) 2008 und Didier Burkhalter (FDP) 2014 vom Fernsehpublikum zur Schweizerin beziehungsweise zum Schweizer des Jahres gekürt wurden.

Diese Stellung ist bemerkenswert, wenn man wie der bekannte Historiker Urs Altermatt in Betracht zieht, dass sich die Schweiz den Luxus leiste, nicht die fähigsten, sondern die mittelmässigsten Politiker in die Landesregierung zu wählen. Vatter hat diese Feststellung anhand von Persönlichkeitsprofilen, die er von amtierenden und pensionierten Bundesräten erstellt hat, jetzt bestätigt. Die Charakterprofile von Schweizer Bundesräten ähneln jenen von Durchschnittsbürgern. In einem Punkt unterscheiden sie sich aber von *Monsieur Tout le monde*: Sie sind deutlich gewissenhafter und auch zielstrebig. Und: Charismatische Führerfiguren wie beispielsweise Christoph Blocher (SVP) oder Pascal Couchepin (FDP) haben es schwerer, von der Bundesversammlung in den Bundesrat gewählt zu werden.

Gegenseitige Demontage in den Medien

Wenn aber inzwischen selbst die staatstragende NZZ auf der Frontseite ihrer Samstagsausgabe prominent kommentiert, der Bundesrat gebe zurzeit ein betrübliches Bild ab, die sieben Würden zerstritten und unschlüssig durch die Ukraine-Krise stolpern, dann ist es mit der ehrenwerten Institution Bundesrat und der vielzitierten Kollegialität wohl nicht mehr weit her. Langsam verfestigt sich der Eindruck, dass es in der Regierung immer häufiger auch zugeht wie früher an Königs-

höfen. Ein Heer von Höflingen ist stets bemüht darum, die Bundesräte in ein günstiges Licht zu rücken. Sie schrecken auch vor Intrigen und Ränkeschmieden nicht zurück. Wobei sich die Bundesräte nun auch noch in der Öffentlichkeit gegenseitig demontieren.

Die Erklärung der Regierung zu den Gräueltaten an Zivilisten in der ukrainischen Stadt Butscha, begangen durch die Russen, bot dazu aktuellen Anschauungsunterricht. Bundespräsident und Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) hatte diese Tat zurückhaltend kommentiert, zumal nicht klar war, was sich dort genau abgespielt hatte. Dafür wurde er von den Me-

Es herrscht ein Klima wie zwischen Elisabeth von England und Maria Stuart von Schottland.

dien kritisiert. Nun griff Justizministerin Karin Keller-Sutter ein. Sie verurteilte gegenüber Medien den Vorfall in Butscha als Kriegsverbrechen und kündigte mehr oder weniger bereits schärfere Sanktionen an. Das war in doppelter Hinsicht problematisch: Erstens fiel sie ihrem Kollegen damit in den Rücken, zweitens hatte der Bundesrat zu diesem Zeitpunkt noch nicht über schärfere Sanktionen gesprochen.

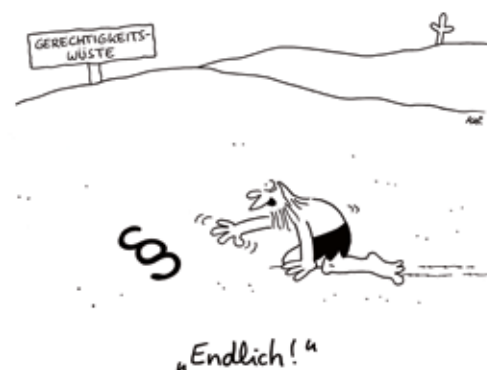
Rivalitäten zwischen Parteikollegen im Bundesrat, aus Angst vor einer Nichtwiederwahl, hat es schon früher gegeben. Zwischen den CVP-Bundesräten Joseph Deiss und Ruth Metzler ging es zeitweise auch etwas ruppig

zu, weil absehbar war, dass die CVP einen Sitz an die SVP abtreten musste. Die gegenseitigen Animositäten wurden aber damals nicht ständig nach aussen getragen. Auch jetzt wieder vergiften die bevorstehenden Erneuerungswahlen 2023 das Klima. Die Ausgangslage ist aber um einiges knackiger als damals. Grüne und Grünliberale legen bei den kantonalen Wahlen weiter zu; hält dieser Trend bis zu den Wahlen im nächsten Jahr an, wird man den Grünen und vielleicht gar den Grünliberalen einen Sitz in der Regierung nicht verwehren können. Unsicher geworden sind dadurch die zweiten Sitze von SP und FDP und bei gewissen Konstellationen auch jener der Mittepartei.

Gemeinsame Entscheide?

Diese Unsicherheit schlägt sich auf die Regierungstätigkeit durch, bestens illustriert durch die Kaskade an Interviews, welche die Bundesräte seit einigen Monaten gewähren, und das Gerangel um die Aufmerksamkeit des grossen Publikums. Das Kollegialitätsprinzip bleibt dabei häufig auf der Strecke. Damit gemeint ist, dass der Bundesrat alle wichtigen Entscheide gemeinsam fällt und Differenzen gütlich regelt. Dieses Leitmotiv ist in seiner reinsten Form zwar bloss noch Wunschdenken. Laut Vatter werden die Entscheide schon seit einiger Zeit nicht mehr am übergeordneten Interesse ausgerichtet, sondern daran, ob das politische Geschäft eines Regierungskollegen sich auf die Realisierung der eigenen Ziele auswirkt.

Unter den Bundesrätinnen Doris Leuthard (CVP) und Eveline Widmer-Schlumpf herrschte darum ein Klima wie zwischen den im 16. Jahrhundert miteinander verfeindeten Elisabeth von England und Maria Stuart von Schottland, weil Leuthard ihre Energiewende durch die von Widmer-Schlumpf zeitgleich forcierte ökologische Steuerreform gefährdet sah. Der Walliser Bundesrat Pascal Couchepin (FDP) liess sich zwischen 2003 und 2007 von den Medien zum Gegenspieler von Christoph Blocher aufbauen. Die Auseinandersetzung trug man auch über Indiskretionen aus. Blochers Vorschlag, den Bundesbeitrag an die Organisation Schweiz





Jeder gegen jeden.

Tourismus auf einen symbolischen Franken zu kürzen, wurde von einem Höfling Couchepins via Walliser FDP an die Medien geleitet. Die Freisinnigen wollten damit die im Wallis aufstrebende SVP bei den Walliser Wählern

Die Unverfrorenheit, mit der die Bundesräte heute die Kollegialität ritzen, ist von anderer Qualität.

schlecht darstellen. Der Schuss ging aber nach hinten los, weil man den Drahtzieher dieser Indiskretion ermitteln konnte. Es war einer von Bundesrat Couchepins engsten Beratern.

Dammbruch in der Corona-Krise

Die Unverfrorenheit und die hohe Kadenz, mit der die Bundesräte heute die Kollegialität ritzen, ist aber von anderer Qualität. Hat man schon einmal gehört, dass ein Bundesrat die Entscheide des Kollegiums öffentlich in Frage stellte (Ueli Maurer in der Corona-Pandemie)? Hat man schon einmal gelesen, dass eine Bundesrätin in einem Zeitungsinterview vertrauliche Diskussionen des Bundesrates ausplauderte (Viola Amherd im Zusammenhang mit der Kampfjet-Beschaffung)? Hat man schon einmal erlebt, dass ein Bundespräsident und eine Bundesrätin an einer öffentlichen Kundgebung gegen eine Kriegspartei teilnahmen (Ignazio Cassis und Simonetta Sommaruga an der Demonstration der ukrainischen Botschaft in Bern gegen Russland)?

Die Corona-Krise löste eine Art Dambruch aus, in vielerlei Beziehung. Sie hat die Tendenz verstärkt, sich nach der Medienlogik zu richten. Was die mediale Öffentlichkeit als relevant erachtet, interessiert Bundesratsmitglieder noch stärker als früher. Indiskretionen, welche die Gesprächskultur im Bundesrat verändern, sind zu einem alltäglichen Mittel der Regierungstätigkeit geworden.

Fast jedes Massnahmenpapier aus dem Departement von Alain Berset (SP) landete zuvor beim *Blick* und beim *Tages-Anzeiger*. Die Bundesräte bekamen die Papiere dagegen erst wenige Stunden vor der Sitzung zu sehen. Der mit Hilfe der Medien erzeugte öffentliche Druck führte meistens zu den von den Experten in den Medien verlangten und gewünschten Verschärfungen.

Für Berset bedeutete die Corona-Krise trotz seines teils haarsträubenden Krisenmanagements den fulminanten Aufstieg zum Medienstar. Es scheint, als habe er darob die Bodenhaftung verloren und nehme den Vergleich mit den Royals allzu wörtlich. Als die SRF-«Arena» ihn kürzlich mit Fehlern im Abstimmungsbüchlein konfrontierte, empfand er dies als eine Majestätsbeleidigung und stauchte Moderator Mario Grossniklaus deswegen nach der Sendung zusammen. Doch die Medien sehen ihm alles nach – selbst eine Liebesaffäre, für deren Bewältigung er Stabsmitarbeiter einsetzte und die im Einsatz von Elitepolizisten gegen die einstige Geliebte einen dramatischen Höhepunkt erlebte.

BRODER

«Maximale menschliche Hilfe»

Die Verlegerin und Chefredakteurin der Zeitschrift *Emma* hat in einem Online-Beitrag die frühere Bundeskanzlerin Merkel und den jetzigen Bundespräsidenten und früheren Aussenminister Frank-Walter Steinmeier gegen Vorwürfe verteidigt, die beiden wären mitverantwortlich für das aggressive Vorgehen Russlands gegen die Ukraine.

«Was soll die rückwirkende Schelte für Steinmeier und Merkel?», fragt Schwarzer rhetorisch an und weist darauf hin, dass es «während der Amtszeit des Ex-Aussenministers und der Ex-Kanzlerin keinen Krieg, sondern Frieden» gegeben habe. (Ausser in der Ostukraine, aber das vergessen wir mal.) Mehr noch: Mit dem Minsker Abkommen von 2014 habe Merkel «vielleicht einen Weltkrieg verhindert», so Schwarzer.

Merkels Lieblingsfloskeln

Wie wir alle wissen, sind retrospektive Aussagen so ziemlich das Riskanteste, das man unternehmen kann. Wäre der Welt das Dritte Reich erspart geblieben, wenn Hitler an der Wiener Kunstakademie angenommen worden wäre? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Und wäre der Nahe Osten heute eine Region des Friedens, hätten die Juden ihren Staat irgendwo in Europa ausgerufen, entlang der Donau oder rund um das Nördlinger Ries? Ganz ausschliessen kann man es nicht.

Was die Zukunft angeht, müssten sofort «Verhandlungen» aufgenommen werden, es sei nämlich «wenig hilfreich, den russischen Präsidenten zu dämonisieren». Das hätte Angela Merkel nicht schöner sagen können. «Wenig hilfreich» war neben «Wir schaffen das!» eine ihrer Lieblingsfloskeln.

Die Lieferung «schwerer Waffen» an die Ukraine lehnt Schwarzer entschieden ab. «Wir sollten es besser dabei belassen», schreibt sie, «maximale menschliche Hilfe zu leisten, für die Ukraine wie für die Flüchtlinge.»

Leider führt sie diesen Gedanken nicht weiter aus. Sollten «wir» den Ukrainern helfen, ihre Toten zu begraben, oder lieber jeder Ukrainerin, die in Deutschland ankommt, ein *Emma*-Abo schenken?

Wenn das bereits «maximale menschliche Hilfe ist», nehme ich zwei.

Henryk M. Broder

Die Eule der Minerva beginnt erst mit der Dämmerung ihren Flug

Wer sich die Dinge zu einfach macht, gerät leicht auf den Holzweg.
Nur im Modus der Grautöne ist differenziertes Denken möglich.

Alexander Grau

Denken bedeutet Komplexitätsreduktion. Anders wäre das Gehirn nicht in der Lage, die gigantische Masse an Information zu verarbeiten, mit der es in Bruchteilen von Sekunden konfrontiert wird. Würde unser Gehirn jede Information aufnehmen, die es erreicht, wäre es heillos überfordert. Also beginnt es, Information vorzubewerten, zu gewichten und auszusortieren. Grundlage dieser Selektion sind dabei unsere kollektiven und individuellen Erfahrungen.

Die Reduktion von Komplexität ist also die Grundvoraussetzung erfolgreichen Denkens. Allerdings gilt auch: Wer sich die Dinge zu einfach macht und Komplexität unnötig reduziert, gerät leicht auf den Holzweg. Überkomplexität ist schlecht, Unterkomplexität nicht besser.

Was die Sache doppelt kompliziert macht: Die Welt steht nicht still und unser Denken auch nicht. Permanent verändert sich unsere Aussenwelt, unsere Gesellschaft, unsere Wahrnehmung, ja sogar unsere Sprache und die Begriffe, in denen wir denken.

Wo ist der archimedische Punkt?

Der Philosoph, der dieses Problem als Erster in seiner Tragweite erkannt hat, war Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Über zwei Jahrtausende hatten Philosophen in starren Kategorien gedacht. Verzweifelt versuchte man, die Welt in ein Raster von Begriffen zu pressen. Das sollte entweder die Welt als Ganzes abbilden oder einen rationalen Zugang zu ihr eröffnen.

Das Problem, vor dem all diese Philosophien standen: Wo anfangen? Jede Schlussfolgerung beruht auf Voraussetzungen. Und diese wieder auf anderen Voraussetzungen und so weiter. Wo ist der archimedische Punkt, an dem das Denken einsetzen kann? Auf welches unerschütterliche Fundament kann man es bauen? Auf unseren Glauben? Auf unsere Meinungen? Auf irgendwelche angebliche Evidenzen?

Hegel nennt solche Versuche, das Denken auf eine letzte Wahrheit zu gründen, Dogmatismus. Ein solches Denken ist starr und unbeweglich und daher eigentlich kein Denken. Ein Denken, das wirklich seinen Namen verdient, das

Erkenntnis und Wissen verspricht, muss fluide sein, beweglich und undogmatisch. Ein solches Denken denkt nicht in festgelegten Begriffen und auch nicht in strengen Gegensätzen von Sein und Nichtsein, Gut und Böse, Freund und Feind oder Krieg und Frieden.

Denn, so Hegel, zu denken bedeutet, Begriffe zueinander in Beziehung zu setzen: links und rechts, oben und unten, rund und eckig. Das bedeutet zugleich, dass Denken darin besteht, Unterschiede aufeinander zu beziehen. Ohne

Unterscheiden heisst auf Altgriechisch kritik. Ein nicht kritisches Denken, ist alles Mögliche, aber sicher kein Denken.

Differenzen kein Denken. Erst indem wir unterschiedliche Begriffe miteinander in Beziehung setzen, beginnt der Prozess des Begreifens. Erst indem wir zusammendenken, was auf den ersten Blick vielleicht nicht zusammengehört, erweitert sich unser Horizont.

Umgekehrt bedeutet das: Ein Wissen, das keine Unterschiede kennt, keine Differenzen, ist kein Wissen. Es ist ein Scheinwissen. Hegel nennt Scheinwissen Unmittelbarkeit. Jeder kennt dieses unmittelbare Scheinwissen aus Diskussionen: Ein Gesprächspartner behauptet, etwas sei einfach so und so – Punkt, aus. Keine Widerrede, keine Debatte. Das ist die Rhetorik der Unmittelbarkeit, des scheinbaren Wissens.

Solches Scheinwissen ist nicht das Produkt des Denkens, sondern Behaupten des angeblich Evi-

denten. Unmittelbares Wissen ist unmöglich. Denken bedeutet vielmehr, die Begriffe, mittels deren man über ein Problem nachdenkt, als vermittelte darzustellen. Nichts ist unmittelbar. Jeder Begriff beruht auf anderen Begriffen. Diese wiederum auf weiteren Begriffen. Ein Themenfeld erschliesst sich uns nur, indem wir von Vermittlung zu Vermittlung schreiten, von Differenzierung zu Differenzierung.

Wahrheit liegt im Prozess

Das bedeutet zugleich, dass ernsthaftes Nachdenken immer eine Bewegung ist, ein Prozess. Jemand, der ewige, festgefügte Wahrheiten verkündet, lügt immer. Die Wahrheit liegt nicht in einer einzelnen Aussage, sondern im Prozess des Erkennens, also der Differenzierung selbst.

Unterscheiden bedeutet auf Altgriechisch *kritik*. Ein nicht kritisches Denken, das nicht unterscheidet, sondern einfache Wahrheiten verkündet, ist alles Mögliche, ganz sicher aber kein Denken. Noch einfältiger als das Verkünden undifferenzierter Wahrheiten ist für Hegel jedoch das Belehren darüber, wie die Welt sein soll. Da wirkliches Denken ein Prozess der Differenzierung ist, ist es Unsinn, Behauptungen oder Forderungen über die Zukunft aufzustellen. Insbesondere in der Politik und der Geschichte kann man nur über das solide nachdenken, was war. Im gleissenden Licht der Gegenwart endet jedes Denken im Unmittelbaren, also im Scheinwissen. Geblendet von der Gegenwart, geht uns jedes Differenzierungsvermögen verloren.

Hegel illustriert diesen zentralen Gedanken mit dem poetischen Bild von der Dämmerung, in deren Grau Erkennen erst möglich ist. Nur in der Dämmerung ist das Licht so mild und doch hell genug, um unterscheiden zu können. Die Dämmerung ermöglicht Grautöne. Im grellen Licht des Mittags gibt es nur Weiss und Schwarz, das Licht und das Schattenreich.

Nur im Modus der Grautöne ist vermitteltes Denken, ist differenziertes Denken möglich. Deshalb, so Hegel, beginnt die Eule der Minerva, also die Eule der Weisheit, erst in der Dämmerung ihren Flug. Gerade in diesen Wochen ist Hegels Mahnung aktueller denn je.



Wucht und Weiblichkeit

Abfahrts-Olympiasiegerin Sofia Goggia, 29, und ihr Ski-Team verdeutlichen: Italien bleibt Italien. Und Frauen bleiben Frauen.

Peter Rothenbühler

Auch Italien, das traditionelle Macho-Land, wo «Tagesschau»-Moderatorinnen neben den News ihre aufgespritzten Lippen und runden Formen präsentieren, macht eine radikale Entwicklung in Sachen Genderpolitik durch: Während sich der Vatikan schwer tut mit der Akzeptanz von Homosexuellen, wird ein Shitstorm losgetreten, wenn eine bekannte Persönlichkeit eine Bemerkung macht, die als schwulenfeindlich interpretiert werden könnte.

Letztes Beispiel ist das Interview im *Corriere della Sera* am Ostersonntag mit Sofia Goggia, 29, der überragenden Abfahrerin des letzten Winters (Abfahrts-Olympiasiegerin von 2018 und Zweite in Peking). «Die Goggia» äusserte sich zu ihrem Leben, ihrer einzigen Liebe (die schlecht ausging), zu Verletzungen und ihrem Charakter («Ich will immer mehr»). Zum Schluss gab sie ein paar saloppe Antworten auf leicht verfängliche Fragen: Ob sie gerne mit Puppen gespielt habe? Nein, sie habe Barbie gehasst, sei lieber mit Papa zur Jagd gegangen, sagte die Bergamaskerin, die schon als Mädchen eine Draufgängerin war.

Zoff wegen Geschlechterfragen

Ob es im Skizirkus auch homosexuelle Athletinnen und Athleten gebe, wollte die Zeitung wissen: «Bei den Damen schon die eine oder andere», sagte Goggia, «bei den Herren glaube ich nicht. Die müssen sich ja in Kitzbühl die Streif runterstürzen», flachste sie. Und schon war der Shitstorm da.

Noch eine weitere Aussage hat Empörung ausgelöst: Bei der Frage, ob es richtig sei, dass Trans-Athleten bei den Damen mitfahren, meinte sie, dass im Sport ein Mann, der sich in eine Frau umwandelt, physische Charakteristika habe, die es ihm ermöglichen, mehr zu leisten. «Deshalb glaube ich nicht, dass es richtig ist.»

Schon am Sonntagabend sah sich Sofia Goggia gezwungen, sich zu entschuldigen: «Es tut mir leid, und ich entschuldige mich

bei allen Personen, die sich durch meine Sätze angegriffen gefühlt haben. Als ich diese gesagt habe, wollte ich auf keinen Fall diskriminierend sein.» Auf die Frage, ob sie Feministin sei, meinte sie: «Ich glaube, dass die Frauen für gleiche Rechte kämpfen sollen, gleichen Lohn. Aber Frauen sind Frauen, und Männer sind Männer. Es gefällt mir gar nicht, wenn man von mir sagt, diese Frau hat Eier.



Schon war der Shitstorm da:
Ski-Ass Goggia.

Ich will nicht nach etwas beurteilt werden, das ich gar nicht habe.»

Nun wird sie nach Rom an die Uni Luiss zurückkehren, an eine der besten Hochschulen Italiens, wo sie Wirtschaft studiert und ausgerechnet bei Professor Alberto Orsini doktorieren will, der gerade als Putin-Versteher verrissen wird. Dieses Detail hat keinen Shitstorm ausgelöst. Sie sagt dazu nur: «Macht mir gar nichts, alles muss diskutiert werden können.»

Interessant ist die Auseinandersetzung, die sich nun in den Medien spiegelt, wenn man die Fotos der italienischen Skifahrerinnen anschaut, vor allem die Ferienfotos auf Instagram: Eine solche geballte Ladung an gutaussehenden Frauen, die auch im Bikini eine

gute Falle machen und stolz darauf sind, hat es im Skizirkus noch nie gegeben.

Die Italienerinnen setzen ihre Weiblichkeit mit Wucht in Szene; schaut her, wir sind schöne, starke Frauen. Federica Brignone (Gesamtweltcup Siegerin 2019/20), Marta Bassino, Elena Curtoni, Roberta Melesi – sie alle könnten bei jeder Schönheitskür gut abschneiden, wenn die antrainierten Schenkel auf Normalmass geschlankt sind.

«Freuen uns auf Gays auf der Streif»

Italien bleibt Italien, Frauen bleiben Frauen, und in einer Mailänder Schönheitsklinik werden pro Jahr 3000 krumme Nasen zu Stupsnäschen umoperiert. Ein sicheres Geschäft, denn die Töchter werden auch kommen (müssen).

Es fällt auf, dass mit zunehmender Radikalität der Genderdebatte viele Frauen, gerade im Sport, sich bewusst fraulicher geben, zwar nicht unbedingt, indem sie den typischen Sex-Appeal der Siebziger (mit betontem Busen und Po) herauskehren; sie legen vielmehr Wert auf die Inszenierung sekundärer Merkmale wie Langhaarfrisuren. Es gibt kaum eine Fernsehansagerin in Italien ohne diese wallende Mähne.

Auch Sofia Goggia wird sich vom Shitstorm erholen. Schon melden sich im Netz schützende Stimmen. «Macht keine Geschichte wegen einer flapsigen Bemerkung.» Oder: «Wir freuen uns auf den ersten homosexuellen Abfahrer, der sich die Streif runterstürzt.»

Übrigens: Der erste Skirennfahrer, der sich als Gay geoutet hat, war der Amerikaner Hig Roberts, zweimal US-Meister im Riesenslalom und erfolgreich im Super-G. Bei seinem Rücktritt 2020 gestand er, dass der Druck des Versteckens so gross gewesen sei, dass er Depressionen durchgemacht habe. Er hoffe, dass er damit anderen Athleten Mut machen könne, sich zu outen. Und vielleicht fährt ja mal einer die Streif runter.

Geniale Komplexitäten

Nr. 15 – «Ostern im Krieg»
Gedanken von Gottfried Locher

Wieso sollte Ostern im Anblick von Kiew ein Hohn sein? Als ob Ostern – und nicht boshafte Menschen – die Mordtaten von Kiew zu verantworten hätte und als ob die dort Verstorbenen die Auferstehung mehr in Frage stellen würden als alle bisher Verstorbenen der ganzen Welt! Als Jesus zu dem neben ihm am Kreuz hängenden Mörder sagte: «Wahrlich, ich sage dir, du wirst mit mir heute im Paradiese sein», war für alle klar, dass er damit Seele und Geist angesprochen hatte und nicht den verweslichen Körper. Die menschliche Unvernunft hat sich längst den Glauben einverleibt, dass die genialen Komplexitäten der Schöpfung, welche von Funktionen nur so strotzen, ohne göttlichen Geist, Willen und Macht entstanden seien – für Wunder fehlt ganz einfach der Verstand! *Heinz Oswald, Gräslikon*

Die gemeinsamen Merkmale aller Kriege sind das Fehlen der Menschenliebe, zu wenig Vertrauen, zu viel Intrige. In den Kriegen, immer vonnöten, entfällt das Gebot «Du sollst nicht töten». Und nicht vergessen: die Fremdinteressen... *Alexander Zemla, Steffisburg*

Ostern ist in vielen Religionen die Zeit der Wiedergeburt mit Geschichten von Tod und Leben, aber alles, was wir im Moment auf der Welt sehen, sind Todesfälle. Sogar Jerusalem, eine heilige Stadt auch für viele Religionen, ist derzeit Schauplatz von Gewalt und Unruhen, wenn es voller Menschen sein sollte, die ihren Glauben feiern. Vielleicht ist es an der Zeit, dass

die Gläubigen für Frieden beten, der Rest protestiert, Briefe an Politiker schreibt und Regierungen Kriegshandlungen verurteilen und sich zusammenschliessen, um einen Weg zu finden, damit der Frieden gedeiht. Frieden in unserer Zeit: eine entfernte Möglichkeit oder so imaginär wie der Osterhase? Es ist ein Test für die gesamte Menschheit.

Dennis Fitzgerald, Melbourne (AUS)

Schlechte Bilanz

Nr. 15 – «Rettet die Alpen vor den Grünen»
Hubert Mooser über linke Umweltpolitik

Um von Wind und Sonne Strom zu gewinnen, müssen erst einmal entsprechende Anlagen erstellt werden. Es muss also zunächst Energie investiert werden. Die Anlagen haben nur eine begrenzte Lebensdauer – und wenn das Verhältnis zwischen der gewonnenen und der investierten Energie schlecht ist, macht das Ganze keinen Sinn! Dieser Gesichtspunkt wird in der öffentlichen Diskussion seltsamerweise völlig ignoriert. Speziell Solarpanels (Fotovoltaik, Lebensdauer etwa zwanzig Jahre) liefern angeblich nur etwa dreimal so viel Energie, wie ihre Herstellung erfordert – und das auch nur, wenn sie optimal auf die Sonne ausgerichtet sind. Dazu kommt, dass sie nur tagsüber und bei Sonnenschein Strom liefern. Also muss in dieser Zeit Energie gespeichert werden, was die Energiebilanz nochmals drastisch verschlechtert. Es müssen nicht nur zusätzliche Anlagen erstellt werden – wir haben Verluste bei der Umwandlung der Energie in einem Speichermedium (z. B. Wasserstoff) und umgekehrt. Weil gleichzeitig der Strombedarf gedeckt und die Speicher gefüllt werden müssen, müssen die Anlagen entsprechend gross di-

mensioniert werden – noch grösser, als es ohne das Problem der Speicherung nötig wäre.

Eberhard Vogel, Worben

Schiefer Vergleich

Nr. 15 – «Willigt in einen Kompromiss ein»
Pierre Heumann über Yanis Varoufakis

Welch schiefer Vergleich, Herr Varoufakis! Die Griechen wollten sich im 19. Jahrhundert vom türkischen Joch befreien. Jeder Kompromiss bedeutete für sie einen Schritt näher zu ihrem Ziel. Die Ukrainer leben heute in einem freien Staat: Sie wollen ihre Freiheit bewahren. Jeder Kompromiss würde für sie einen Schritt weg von ihrem Ziel bedeuten.

Elsbeth Tzermias, Zürich

Z oder N?

Nr. 15 – «Z – wie bei Zorro»
«Zeitzeichen» von David Schärer

In allen Sprachen wird gerätselt, was das Z auf den russischen Fahrzeugen, die in die Ukraine eindringen, bedeuten soll. Für das Geheimnis gibt es inzwischen eine Deutung. Wenn die russischen Fahrzeuge von den tapferen Ukrainern angehalten und teilweise umgekippt werden, kippt auch das Z und wird zu einem N. Das N steht dann für «Niederlage». Unabhängig vom Ausgang dieses Kriegs wird dieser Angriffskrieg für Russland genau dazu führen. Für Jahre wird es verachtet werden und von dem zivilisierten Teil der Weltgemeinschaft ausgeschlossen sein. *Ernst Seiler, Muri*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Letizia Battaglia (1935–2022)
Joachim Streich (1951–2022)



Gesichter, die von Schmerz gezeichnet sind: Fotografin Battaglia.

Sie nannte sich «fotografa militante», und eine kämpferische Fotografin war sie tatsächlich. Die Sizilianerin Letizia Battaglia dokumentierte die Verbrechen der Mafia in ihrer Heimat fotografisch. Zusammen mit ihrem damaligen Lebenspartner Franco Zecchin hörte sie den Polizeifunk ab. Mit einer Vespa brausten sie zu den Tatorten, um den Schrecken festzuhalten. Diesen zeigte etwa ihr berühmtestes Bild. Es hält fest, wie der heutige italienische Staatspräsident, Sergio Mattarella, am 6. Januar 1980 den Leichnam seines erschossenen Bruders Piersanti Mattarella aus einem Auto zog. Der Ermordete war als Präsident der Region Sizilien ins Visier der Mafia geraten; sie ermordete ihn vor seinem Haus.

«Wir hatten Angst, man entriss uns die Kamera und bespuckte uns», erinnerte sich Letizia Battaglia in einem Interview an ihre Arbeit. Denn viele Menschen in Sizilien mochten es nicht, dass die Untaten der Mafia während der «bleiernen Jahre» in Sizilien fotografiert wurden. Doch Battaglia liess sich nicht beirren. «Ich bin eine Gerechtigkeitsfanatikerin», sagte sie von sich selbst. Dabei verstand sie ihre Arbeit immer anwaltschaftlich, nicht künstlerisch. Die Fotografin arbeitete für die kommunistische Zeitung *L'Ora*. Als das Blatt 1990 sein Erscheinen aus wirtschaftlichen Gründen einstellen musste, hörte Battaglia mit dem Fotografieren auf.

Sie war in einem sehr konservativen italienischen Haushalt mit einem dominanten Vater

in Triest und Sizilien aufgewachsen. Um ihm zu entkommen, heiratete sie bereits mit sechzehn Jahren und hatte mit ihrem Gatten, einem Kaffeeröster, drei Töchter. Nach einer Lebenskrise verliess sie mit den Kindern ihren Mann und schlug sich in Mailand zuerst als Journalistin, später auch als Fotografin durch. Dort lernte sie den wesentlich jüngeren Franco Zecchin kennen und zog mit ihm nach Sizilien zurück, um das pralle Leben zu fotografieren: Strassenszenen, Familienfeste, Alltagssituationen – allesamt in Schwarzweiss. Ihre berühmtesten Bilder sollten jedoch den Tod thematisieren, nicht nur die Aufnahmen von Ermordeten. Battaglia zeigte alle Facetten des Mafiakriegs mit Begräbnissen, Verhaftungen und Gerichtsprozessen. Ihre Fotos zeigen Gesichter, die von Schmerz gezeichnet sind; Menschen, deren Züge von Panik zeugen oder einfach erschütternde Leere zeigen. Neben den Opfern sind häufig Repräsentanten des Staats zu sehen, Juristen oder politische Würdenträger, denen Teilnahmslosigkeit anzumerken ist. Battaglias Arbeit wurde mit zahlreichen Auszeichnungen gewürdigt, darunter der internationale Kythera-Preis 2019.

Nach ihrer Laufbahn als Fotografin wandte sich Battaglia der Lokalpolitik in Palermo zu und wurde Stadträtin. Sie politisierte stets am linken Rand des politischen Spektrums, wollte ihren Prinzipien treu bleiben. Letizia Battaglia ist letzte Woche mit 87 Jahren in Cefalù verstorben. *Rolf Hürzeler*

Er hätte das Tor wohl auch mit verbundenen Augen getroffen. Er stand in der Regel schon dort, bevor ihm der Ball auf den Fuss sprang (und von dort über die Linie). Joachim Streich war der geborene Strafraumstürmer und eine der prägendsten Figuren des DDR-Fussballs. Die Medien nannten ihn «Gerd Müller des Ostens». Streich selbst freilich verstand dies nicht immer als Wertschätzung – und fragte sich: Warum kann einer nicht der sein, der er ist? In der DDR waren sie aber sowieso überzeugt, dass es andersrum war. Müller? Der Streich des Westens.

Die *Süddeutsche* bezeichnete Streich als «Helden im Schatten». Der instinktsichere Stürmer nahm sich nicht so wichtig. Rekordtorschütze der Oberliga (229 Tore), Rekordtorschütze der DDR-Nationalmannschaft (55 Tore), Rekordnationalspieler, Olympia-Bronze 1972. Und gleichzeitig ein Mann des Volkes, geerdet, gelernter Schaltanlagenmonteur.

Als die NDR-Reportagereihe «Sportclub Story» einen Dokumentarfilm über Streich zeigte, hiess es in einem Kommentar: «Vor Jahren war ich mit meiner kleinen Tochter im Sportgeschäft, um Inlineskates zu kaufen. Plötzlich bedient uns Joachim Streich, ich denke, ich sehe nicht richtig. Er war extrem höflich und geduldig mit den Wünschen meiner Tochter. Das hat mich sehr beeindruckt.»

Ganz sicher, das hätte ihm gefallen. In der Nacht auf Samstag ist Joachim Streich nach langer Krankheit gestorben, er wurde 71 Jahre alt. Der Kölner Trainer und gebürtige Rostocker Steffen Baumgart sagte im Fernsehen traurig: «Wenn wir früher auf dem Bolzplatz gespielt haben, war ich Achim Streich.»

Thomas Renggli



Mann des Volkes: Fussballer Streich.

Sanktionen zerstören Freundschaften

Schweizer Massnahmen gegen russische Ziele in Nachahmung der EU-Bürokratie.



Vor Tagen hat die Schweiz beschlossen, die neue Tranche der EU-Sanktionen gegen Russland und Weissrussland mitzumachen und damit die Wirtschaftsordnung weiter zu untergraben. So beschloss der Bundesrat Verschärfungen bei Handelsverboten, und das Wirtschaftsdepartement erliess Finanz- und Reise-sanktionen gegen weitere rund 200 Personen.

Die vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) verwaltete Liste der Schweizer Massnahmen gegen Russland und Russen ist mittlerweile gut 280 Seiten dick. Da wird festgehalten, wer im Visier ist. Sieht verwaltungsmässig korrekt aus.

Was heisst da also Wirtschaftsordnung untergraben? Das läuft doch in einem stabilen Rechtsrahmen ab, ohne viel Willkür. Das Embargogesetz ermächtigt ja den Bundesrat, Sanktionen durchzusetzen, die «von der Organisation der Vereinten Nationen, der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa oder von den wichtigsten Handelspartnern der Schweiz beschlossen worden sind». Mit «wichtigsten Handelspartnern» ist die EU gemeint.

Das ist der Orientierungspunkt der Bundesverwaltung. Der Bundesrat kann, muss aber nicht der EU folgen. Er kann dies auch nur teilweise tun, darf jedoch nicht weiter gehen als die EU. Ist das nicht Rechtssicherheit?

Nein, damit wird Willkür zwar nicht direkt im Inland geschaffen, aber importiert. Was Brüssels Bürokratie irgendwie auf irgendeiner wie auch immer beschaffenen Grundlage an Befehlen hervorbringt, gilt dann als Vorgabe für die Schweiz – weil sich der Bundesrat für die Anbindung an die EU und für die Parteinahme im Ukraine-Konflikt entschieden hat.

Die Zermürbung der Wirtschaftsordnung geht jedoch weiter und tiefer. Ziel der Handels-sanktionen ist es, dass in der Wirtschaft Freunde zu Feinden werden. Aus Zusammenarbeit, Tauschgeschäften und Zufriedenheit muss Abweisung werden, ja persönliche Enttäuschung, Abneigung, Rache. Vertrauen wird zerstört.

Moment, das muss man doch nicht so persönlich nehmen, Wirtschaftssanktionen sind ja gedacht, um auch aus der Ferne auf das feindliche Land zu zielen, etwa durch Ausschluss aus dem Finanzinformationssystem.

Doch die Wirtschaftsbeziehungen sind offenbar kleinräumig intensiver als über grosse Distanzen. Die vier deutschen Ökonomen Jonathan Federle, André Meier, Gernot Müller und Victor Sehn haben die Börsenreaktionen im Zusammenhang mit der Ukraine-Krise untersucht: Wie entwickelten sich die Kurse in 66 Ländern von einem Monat vor Kriegsbeginn bis einen Monat danach? Zentraler Befund: Je näher ein Börsenplatz bei der Ukraine liegt, desto grösser waren die Einbussen, desto mehr litten die Anleger und Unternehmer.

Da der Start der Sanktionen rasch nach dem Einmarsch der russischen Armee erfolgte, dürften die Schäden aus beiden Ereignissen miteinander zusammenhängen. Die fünfzehn mehr oder weniger benachbarten Länder erlitten Börseneinbrüche von rund 20 Prozent, die Länder in grosser Entfernung durchschnittlich nur ein Minus von 6 Prozent. Plakativ übersetzt: Eine Beschädigung des nachbarlichen Handels beispielsweise zwischen der Schweiz und Baden-Württemberg täte viel mehr weh, als wenn dies die Japan-Beziehung beträfe.

Inflation per Gaspedal

Die anziehende Inflation hält die Investoren auf Trab. In den USA mit jüngst 8,5 Prozent, in der Euro-Zone mit 7,5 Prozent. Wie kann man sich am besten schützen beim Investieren? Kurze Antwort: mit Anlagen, deren realer Wert sich hält. Deren Erträge und Bewertungen also mindestens im Gleichschritt mit der Inflation zunehmen. Besser mehr.

Das sind etwa Aktien guter Unternehmen, die ihre Produktpreise mit der allgemeinen Teuerung erhöhen und so Gewinne und Ertragskraft halten können. Stichwort Pricing Power oder Preissetzungsmacht: Die Produkte sind so begehrt, dass die Konsumenten Preiserhöhungen akzeptieren. Wer spitze ist, kann die Preise machen, zurzeit etwa Fluggesellschaften.

Aus Investoren- und Firmensicht tönt das verheissungsvoll, wenn es um die Bewältigung der Inflationszeit geht: mithalten mit den Preisspiralen, ja ihnen gar vorauslaufen. Pricing Power ist das grosse Thema der Anlageberatung: Welche Firmen bieten diese Stärke? Die Preiskometen, die der Inflation möglichst vorauslaufen?

Aber was heisst das aus gesamtwirtschaftlicher und gesellschaftlicher Sicht? Das bedeutet eine Beschleunigung der Inflation. Je mehr Leute und Unternehmen versuchen, die Preise ihrer Vermögen noch rascher steigen zu lassen als die Inflation, desto schneller werden die Preise auf breiter Front nach oben getrieben. Firmen mit starker Pricing Power sind aus Mikro-betrachtung Stars, aus der Gesamtsicht sind sie Beschleuniger in einem Rennen um immer höhere Preise. Wer da im Cockpit sitzt, hat es gut getroffen.

DER MORDFALL NINA KANDINSKY



«AktENZEICHEN XY... ungelöst»: ermordete Malerwitwe Nina Kandinsky (1896–1980) im Jahr 1927.

Der Mord an einem
der berühmtesten Opfer
des Landes blieb ungelöst
und ungesühnt.

Der unbefleckte Ruf
des schicken Kurorts
Gstaad stand auf
dem Spiel.

Vor der eigenen Türe
müssen sich die Fahnder
Beisshemmungen
vorwerfen lassen.

Wer erwürgte Nina Kandinsky?

Die Witwe des grossen Malers starb 1980 unter ungeklärten Umständen in ihrem Chalet in Gstaad. Haben die Ermittler geschlampt, vielleicht sogar mit Absicht? Wir haben die Fallakten gesichtet.

Mark van Huissing

Der 2. September 1980 begann wie ein gewöhnlicher Tag im aussergewöhnlichen Leben der Nina Kandinsky. Die damals zirka 84-Jährige – in amtlichen Papieren gibt es zwei Geburtstage, 16. April 1896 respektive 17. April 1895 – verbrachte den Frühherbsttag in ihrem Ferienhaus am Oberbort, es ging leichter Nieselregen über Gstaad nieder. Sie sass im Wohnzimmer des Chalets mit Namen «Esmeralda», las im Kommissar-X-Krimi «Der Henker kam um Mitternacht», dazu lutschte sie ein Kirschbonbon. Am Nachmittag erwartete sie zwei Freundinnen zum Tee. Doch ihr Mörder kam dem zuvor. Und er, oder sie, setzte ihrem beschaulichen Dasein ein brutales Ende: «Erwürgt mit blossen Händen», rief zwei Tage später die *Blick*-Schlagzeile von Seite eins.

Nina Kandinsky, *née* Andreevskaja und vielleicht russischem Adel entstammend, der Vater angeblich ein General, war Wassily Kandinskys Witwe. Sie hatte Kandinsky, Russe ebenfalls, mit zwanzig kennengelernt, er war damals bereits fünfzig, geschieden und ein Malerfürst. Das heisst, der künstlerische Wert seiner Bilder wurde hochgeschätzt, kommerziell hingegen war das Werk noch ein Nonvaleur. Nina wurde seine zweite Ehefrau und später, nach seinem Tod im Jahr 1944, Verwalterin seines Erbes. Bald zogen die Preise des Nachlasses stark an. Und machten Nina zu einer reichen, sehr reichen Witwe.

Einen Teil ihres Vermögens investierte sie in Immobilien – ihr Hauptwohnsitz war im Pariser Vorort Neuilly-sur-Seine, einer bevorzugten Adresse des arrivierten und vermögenden französischen Bürgertums –, in den 1960er Jahren kaufte sie das Chalet Esmeralda in Gstaad. Ein «Chalet» ist im Grunde ein ländliches Haus aus Holz, im hübschen Ort in den Berner Voralpen dürfen nur solche gebaut werden, um Bausünden vorzubeugen. Darum weisen dort alle Gebäude ein Satteldach aus Holz auf und heissen «Chalet», die Preise zählen zu den höchsten der Welt; das zweistöckige Chalet Esmeralda ist gross, aber nicht *grand*. Denn was Nina wichtiger war als die schicksten Gebäude: Sie wollte die edelsten Steine beziehungsweise die schönsten Stücke, die

die besten Kunsthandwerker daraus herstellen konnten, besitzen. Sie war eine der ausgabe-freudigsten Kundinnen von Van Cleef & Arpels, dem *haute joaillerie maison* aus Paris; Mitarbeiter der Boutiquen in New York beziehungsweise Genf sollen sich fast darum geprügelt haben, wer sie bedienen durfte. Madame lebte für ihre Juwelen. Sie sollte auch dafür sterben, so sieht es aus.

Am frühen Abend des 2. September alarmierte der Direktor des «Alpina» den diensttuenden Beamten der Gstaader Polizeiwache. Zwei Hotelgäste, die Damen Schlemmer und Arendt aus Deutschland, waren für 17.00 Uhr zum Tee mit der Kandinsky verabredet gewesen. Doch als sie bei ihrem Haus eintrafen und läuteten, habe niemand geöffnet. Obwohl im Inneren des Chalets Esmeralda Licht brannte – ein untypisches Verhalten für ihre zuverlässige Freundin.

Der Dorfpolizist rückte aus und traf vor dem Haus den Hotelier sowie den Architekten des Chalets, der einen Passepartout, Ersatzschlüssel, mitbrachte. Diesen hatte ihm die

ängstliche und darum in einer gutgesicherten Liegenschaft lebende Besitzerin überlassen. Sie öffneten die verriegelte Türe und traten ein. «Frau K. lag regungslos nach der Türschwelle quer in Rücklage am Boden im Badezimmer. Die Beine, mit angezogenen Schuhen [an den Füssen], gespreizt, den Oberkörper zwischen Klosett und Wand und in der linken Hand ein graublaues Handtuch», hielt der Polizist das Bild, das sich bot, im Protokoll fest.

Der leblose Körper schien unversehrt

An dieser Stelle eine Information, die als *spoiler*, das Verderben des Genusses am folgenden Inhalt beziehungsweise der darin enthaltenen Spannung, gekennzeichnet werden muss: Am 12. September 2013 wurde die Einstellung der Untersuchungen im Mordfall Kandinsky, Nina von der zuständigen Behörde verfügt. Vergangenes Jahr stellte ich bei der Staatsanwaltschaft des Kantons Bern ein Gesuch um Akteneinsicht, dieses wurde genehmigt, erstmals für einen Journalisten. Weshalb ich im Januar dieses Jahres einen Tag in einem kleinen Zimmer des Thuner Verwaltungsgebäudes mit den vier grauen, gutgefüllten Bundesordnern, in denen sich die Unterlagen zum Tötungsdelikt befinden, verbringen durfte.

Auf den ersten Blick sah die *crime scene* nicht aus, wie man sich eine vorstellt: Die Eingangstüre war verschlossen und unversehrt gewesen. Im Haus herrschte kaum Unordnung, Blutspuren fehlten. Der leblose Körper Kandinskys schien unversehrt. Erst bei genauerem Durchsuchen des Hauses, als Fahnder aus Thun am späten Abend eingetroffen waren, fiel auf, dass eine schmale Schublade im Entrée offen stand. Der oder die Täter hatten einen Schraubenzieher entnommen, mit dem sie einen Schrank öffneten. Und, vor allem, dass der in eine Schlafzimmerwand eingelassene Tresor ausgeräumt worden war.

Der alten Dame, so sah es aus, war widerfahren, wovor sie sich nach Auskunft von Bekannten – nahe Freunde oder Freundinnen soll sie keine oder fast keine gehabt haben – die längste Zeit geängstigt hatte: Sie war



Aufmerksamkeit weit über die Landesgrenzen: *Blick* vom 4. September 1980.

Opfer eines Raubs geworden. Eines Raubs, bei dem die Täterschaft keine Zeugin zurückliess zudem. Die Leichenöffnung ergab, dass Madame erdrosselt worden war; die vom Gericht eingesetzten Mediziner stellten Würgemale am Hals fest, den Bruch des Zungenbeins sowie punktuelle Blutungen in den Augen.

Die Untersuchungen förderten ausserdem zutage, dass 42 Schmuckstücke, die im Tresor lagen, fehlten, ihr Wiederbeschaffungswert wurde auf mehr als zwei Millionen Franken geschätzt (zu heutigen Preisen ungefähr 4,4 Millionen). Die Bilder Wassily Kandinskys hingegen, die es im Chalet gab und deren erzielbare Verkaufspreise über denen der Juwelen lagen, hingen unberührt an den Wänden; sie sind bis heute in Bern ausgestellt, die Witwe hatte zu Lebzeiten verfügt, dass diese Werke ihres Mannes nach ihrem Tod dem dortigen Kunstmuseum geschenkt würden; die Mehrheit seines Œuvre war an das Centre Georges-Pompidou in Paris gegangen.

Zwei Tage später leiteten die Behörden eine Fahndung nach dem oder den Mördern ein. Am Freitag, 5. September, war in Zeitungen die von Associated Press (AP) verbreitete Meldung zu lesen, dass die Witwe des Malers Wassily Kandinsky erwürgt worden sei, «möglicherweise von einem Einbrecher». Tags darauf wurde von AP nachgereicht, unter Bezugnahme auf Untersuchungsrichter Johannes Friedli, ein ver-

Sie «verkehre in Judenkreisen», habe «strube Typen zu Besuch gehabt», wusste einer.

schwundenes Diamantencollier «im Werte von mindestens einer Million Schweizerfranken» könnte nach Ansicht der Polizei ein Hinweis auf das Motiv sein und Madame Kandinsky zum Opfer eines Raubmords machen.

So weit, so plausibel. Und so weit, so bescheiden. Doch in den folgenden 32,5 Jahren, bis die Ermittlungen offiziell aufgegeben wurden, sollte nicht wesentlich mehr über das Verbrechen herausgefunden werden. Der Mord an einem der berühmtesten Opfer des Landes blieb ungelöst und ungesüht.

Von den 142 vorsätzlichen Tötungen, die 1982 in der Schweiz erfasst wurden – das Jahr nach der Tötung der Kandinsky ist das erste,



Rolle als «Nur-Gattin»: Wassily und Nina Kandinsky, 1917.

für das beim Bundesamt für Statistik minimale Kriminalzahlen vorliegen (Fedpol-Daten) –, konnte die Täterschaft in 125 Fällen registriert werden. Das entspricht einer Rate von 88 Prozent (heute werden rund hundert Fälle von Gewalttaten mit Todesfolge mehr registriert, um 250 jährlich, die Aufklärungsrate liegt zirka 10 Prozentpunkte höher, bei gegen 99 Prozent, dies wegen der Möglichkeit, Gewalttäter anhand von DNA-Spuren, dem genetischen Fingerabdruck des Menschen, zu überführen). Der Mord an Nina K. zählte bereits damals zur kleinen Minderheit von Tötungsdelikten, die mit dem aus dem Fernsehen bekannten «Aktenzeichen XY... ungelöst» abgelegt werden mussten.

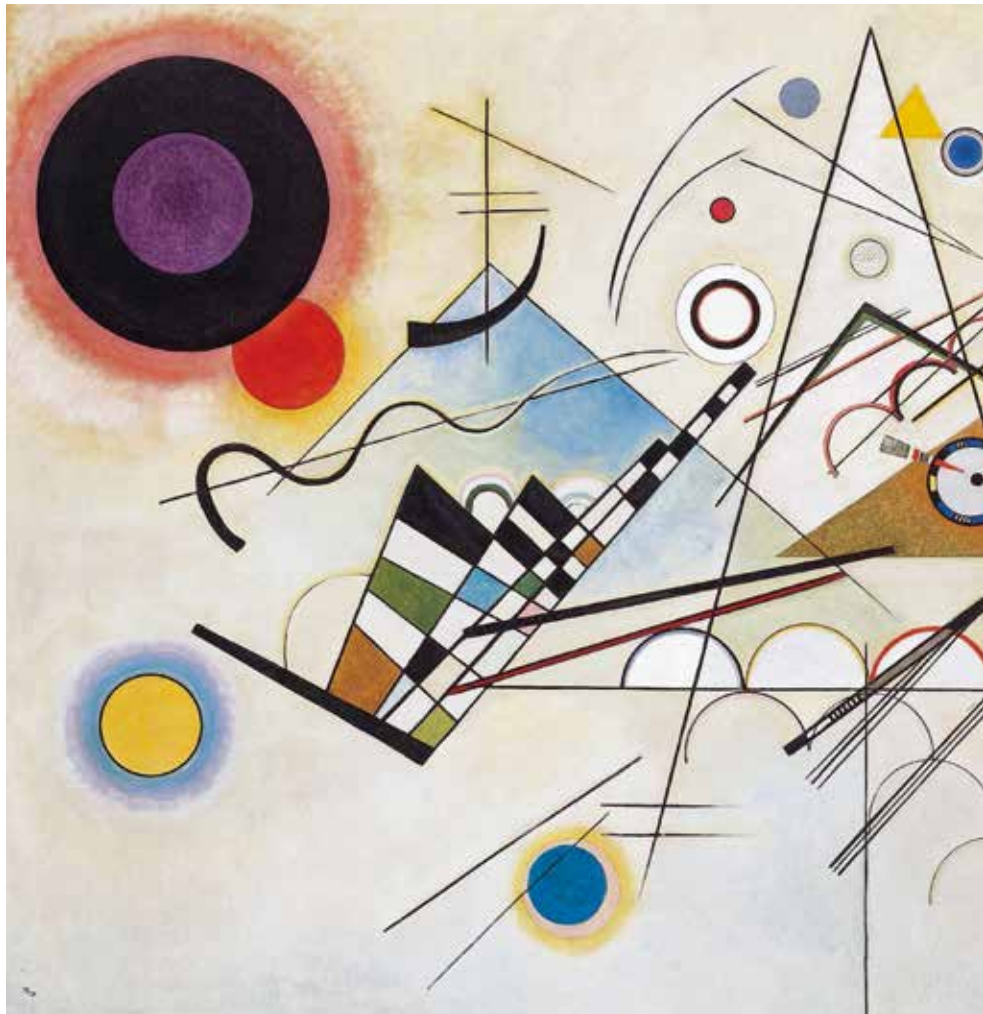
Doppelstandards der Ermittler

Doch weshalb konnte wohl just in diesem Fall, mit einem berühmten Mordopfer und weit über die Landesgrenzen ausstrahlender Aufmerksamkeit, kein Täter eruiert sowie dingfest gemacht werden? Der Zufall, sagt man, sei die in Schleier gehüllte Notwendigkeit. Aber worum handelt es sich hier – um einen Zufall oder um Notwendigkeit?

Bereits achtzehn Monate nach der Bluttat urteilte Angelika Overath, eine Journalistin aus Deutschland, heute Schriftstellerin im Engadin, in der Zeitschrift *Transatlantik*, es schein im Kanton Bern niemanden zu bekümmern,

dass die Ermittlungen (sozusagen) eingestellt worden seien. «Wunderbar, wie diskret die Schweizer Kriminalpolizei arbeitet.» Später, 1995, stand in der *Süddeutschen Zeitung*, die Ermittlungsbehörden hätten sich kein Bein ausgerissen, stattdessen gar etwas vertuscht. Der Journalist berief sich auf Bekannte von Kandinsky und reichte einen Erklärungsversuch nach: Der unbefleckte Ruf des schicken Kurorts sei auf dem Spiel gestanden: «Dass einige der reichsten Leute dieser Welt in Gstaad ihre Wintersaison verbringen, hat nämlich mindestens ebenso viel mit der vielgerühmten Sicherheit und Abgeschlossenheit des Ortes zu tun wie mit seinen weltbekannten Skipisten.»

Ganz unglaublich scheinen die Behauptungen der *amies de Nina* beziehungsweise der Journalisten nicht. Ein Vierteljahrhundert nach der Tat, 2006, fragte Walter Däpp im *Berner Bund* erneut: «Wurde damals vielleicht nicht mit jener Dringlichkeit und Entschiedenheit ermittelt, wie man es anderswo getan hätte?» Dieses Mal handelte es sich nicht um eine rhetorische Frage, sondern eine an Peter Baumgartner, den Chef der Berner Kriminalpolizei. Aufgrund seiner Aktenkenntnis sei er überzeugt, dass an dem Fall während Monaten intensiv gearbeitet worden sei, antwortete er. Jahre später habe man die Spurensuche erneut aufgenommen – ohne Ergebnis allerdings. «Polizeilich wurde damals also gut gearbeitet.» Was die Meinung der zu



Ehepaar Kandinsky, Georg Muche, Paul Klee, Walter Gropius (v.l.) am Bauhaus in Dessau (oben, 1926); Blick auf Gstaad (unten).

Zweifeln Neigenden aber nicht zu ändern vermochte. Ein Artikel, der erst vorvergangenes Jahr in den Tamedia-Zeitungen erschien, beschrieb Doppelstandards der Ermittler (beim Befragen von Schweizern respektive Ausländern) unter der Headline: «Ein einheimischer Täter? Undenkbar!»

Wer hat recht, die schreibenden Laienrichter oder der zwar nicht selbst an den Ermittlungen beteiligt gewesene Polizeichef (möglicherweise befangen dennoch)? «Beide», komme ich zum Schluss, nachdem ich *quality time* mit den Untersuchungsakten verbracht habe.

Polizisten sowie der Untersuchungsrichter und seine Mitarbeiter haben während Monaten eine Vielzahl von Bekannten sowie Leuten, die irgendwann irgendwie mit dem Opfer zusammengekommen waren – Nachbarn, Hauswarte, Taxifahrer, Ladenmitarbeiterinnen, Kosmetikerinnen –, einvernommen. Im Laufe der Ermittlungen wurde dieser Kreis noch erweitert sogar, die Beamten befragten sozusagen jede Servicemitarbeiterin, jeden Küchenmitarbeiter, die/der seinerzeit in einem Gstaader Hotel oder Restaurant arbeitete, wo Madame mal zu Gast gewesen war.

Sie arbeiteten sich auch haarklein durch Kandinskys Adressbuch mit, unter anderem,

Namen und Nummern hoher Tiere im In- und Ausland: Ballardur, Edouard (Paris); Chirac, Jacques (Hôtel de Ville); Zumsteg, Gustav (Bellevue-Platz, Zürich); Beyeler, Ernst (Basel) oder Bill, Max (Zumikon). Doch weder der ehemalige Premierminister noch der ehemalige Präsident der Französischen Republik war's, so sah es aus. Auch der Schweizer Kunstsammler sowie «Kronenhalle»-Besitzer respektive der Galerist plus Museumsgründer oder der Architekt, Professor und Grosskünstler wurden der Tat nicht verdächtigt. Immerhin bringen die Protokolle der Prominenten ein wenig Glanz in die Bundesordner: «Kronenhalle»-Zumsteg, der zurückrief, teilte mit, dass er die Kandinsky zwar nicht sehr gut gekannt, sie aber darauf hingewiesen habe, es sei gewagt, teuersten Schmuck alltäglich zu tragen. Professor Bill, den die Berner ebenfalls an den Telefonapparat bekamen, konnte noch weniger beitragen.

Bösartige Freunde aus der Bauhaus-Zeit
Näher dran gewesen waren ihr Arzt, Psychiater, Physiotherapeut oder Anwalt, ihre Kosmetikerin, Coiffeuse, Blumen- und Buchhändlerin. Doch die Gesprächsabschriften der Dienstleister enthalten bloss ein paar Allgemein-

plätze – sie «verkehre in Judenkreisen», wusste der Doktor, sie habe einmal «strube Typen zu Besuch gehabt» oder eine «Italienreise in Begleitung eines ungepflegten Herrn mittleren Alters» geplant, meinten andere. Nicht zielführend zwar, was ihr Sterben angeht, erhellend trotzdem für Leser, die sich für ihr Leben interessieren. Man stellt sich dieses

In den folgenden 32,5 Jahren sollte nicht wesentlich mehr herausgefunden werden.

chic und elegant vor, schliesslich hatte die reiche Dame Zugang zur feinen Gesellschaft von Paris oder Gstaad, erwartet somit aufregendere Kalendereinträge als «Rendez-vous avec docteur A. B.», «Massage», «Maniküre/Pediküre», «Béatrice kommt zu Besuch» . . . Die Wiedergabe ihrer Tage liesse sich mit «Banalität des Reichen» überschreiben.

Nicht in den Akten steht, dass bösartige Freunde aus der Bauhaus-Zeit ihres Mannes sie als «strohdumm» bezeichneten. Dem kann entgegengehalten werden, sie habe sich «äusserst bemüht, wie alle Witwen, der Nachwelt ein engelhaftes Bild von sich zu hinterlassen,



Witwe Kandinsky (1977); Wohnhaus in Dessau (oben); «Komposition 8» von Wassily Kandinsky (links, 1923).

was ihr in der Biografie «Kandinsky und ich» meisterhaft gelungen sei» (Quelle: *Sie + Er*). Und auf ihrer Wikipedia-Seite steht: «Während Gabriele Münter [die deutsche Lebensgefährtin Wassily Kandinskys während langer Jahre] als Malerin in künstlerischer Konkurrenz zu ihm stand, konnte Nina mit der Unterlegenheit gegenüber Wassily umgehen und nahm ihre Rolle an seiner Seite als «Nur-Gattin» wahr.»

Ein *lead*, der genau verfolgt wurde, war ein Deutscher und gelegentlicher Hausgast, geboren 1925, wohnhaft in Paris, freier Kunstkritiker von Beruf, letztmals um Mitte August *chez* Kandinsky in Gstaad gewesen (sein Name ist mir bekannt, darf aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes aber nicht veröffentlicht werden). Oder war er am Sonntag vor dem Dienstag, an dem die Tat verübt wurde, noch immer im Dorf? Das behauptete jedenfalls eine Bekannte von Madame, die ihn gesichtet haben will («sichtlich erregt»). Der Verdächtige reiste dann auf Vorladung des Untersuchungsrichters ohne Anstalten zur Einvernahme nach Bern und konnte ein Alibi vorlegen – er hatte eine Verabredung mit einem Kunsthändler in einer Pariser Galerie wahrgenommen. In den Akten ist ferner erwähnt, er sei der Einzige gewesen, der an der Trauerfeier für Madame in Tränen ausgebrochen ist (was den Verdacht

eher erhärtete – «Reue?»), sowie die Umstände, dass er ein «Homo» war plus «finanziell nicht auf Rosen gebettet».

Ein *long shot* im Vergleich zum Kunstkenner-Hausgast war der Verdacht gegen einen Schweden, der in der Nachbarschaft gewohnt hatte. Es handelte sich dabei um einen Schauspieler und Schriftsteller («ohne Einkommen», wie den Akten zu entnehmen ist), der für zweihundert Franken Monatslohn ein nahes Chalet gehütet hatte. Er habe die Kandinsky nicht gekannt beziehungsweise nicht gewusst, wer sie war («unwahrscheinlich, gestützt auf ihre Bekanntheit», ausserdem «einem Hotel 9000 Franken geschuldet»). Aber vermutlich immer noch heisere Spuren als die eines Tschechen, der untersucht wurde, nachdem er in einem Gstaader Lokal «mit Geld um sich geworfen» habe und danach «überstürzt abgereist» sei, oder eines deutschen Hotelgasts, der eines Nachts versucht habe, ins Zimmer einer Serviertochter einzudringen. Personen, die Bewegungen am Flugplatz Saanen gleich nebenan verursacht hatten, wurden überprüft, ebenso ein wegen Hehlerei vorbestrafter Hotelmitarbeiter. Die Passagierlisten von Nachtzügen nach Moskau waren angefordert worden (doch sowjetische Behördenmitarbeiter boten keine Hand zur Rechtshilfe).

Ernst genommen wurde auch ein im französischen Besançon wegen Raubes einsitzender deutscher Gewohnheitsverbrecher, der erzählte, er habe in einem Gasthaus in Baden-Württemberg («mit Besuchern aus der Unterwelt») vor seiner jüngsten Verhaftung von einem geplanten Raub bei einer reichen Alten in einer Villa in Gstaad mit kostbarem Schmuck gehört.

Die Wiedergabe ihrer Tage liesse sich mit «Banalität des Reichen» überschreiben.

Untersuchungsrichter Friedli fuhr dafür nach Frankreich, musste aber feststellen, dass Einzelheiten über das Verbrechen und die Täter, die der Mann kannte (und zuvor nicht schon in der Zeitung veröffentlicht worden waren), nicht belastbar waren. Sowie dass sich der «Informant» in Vergangenheit bereits wenigstens dreimal mit nicht haltbarem angeblichem Insiderwissen wichtig gemacht hatte.

War der Blumenkavalier der Mörder?

Closer to home, vor der eigenen Türe, müssen sich die Fahnder Beisshemmungen vorwerfen lassen, so sieht's aus. Mehr oder weniger genau zur angenommenen Tatzeit hatte ein Sanitärinstallateur eine Verabredung mit Madame gehabt. Anlässlich seiner Befragung gab der Einheimische zu Protokoll, er sei wenige Minuten nach 16.00 Uhr beim Chalet Esmeralda eingetroffen – er wisse das exakt, weil die Kirchenglocken *vieri* geläutet hätten, als er seine einen Kilometer oder so entfernte Werkstatt verlassen habe, um die Kundin aufzusuchen. Nachdem er am Hauseingang zweimal geläutet habe und einmal um das Chalet gegangen sei, ohne dass Frau Kandinsky ihn eingelassen habe, sei er retour ins Geschäft gefahren und habe gedacht: «So ein Seich – eine halbe Stunde vertan, für die ich keine Rechnung schreiben kann.» Darauf der Eintrag eines Dorfpolizisten: Der Sanitär sei glaubwürdig und unverdächtig, schon sein Vater sei in Gstaad aufgewachsen, zudem habe die Familie Immobilienbesitz und es zu Wohlstand gebracht, «das Vermögen übersteigt eine Million, und auch der Junior hat bereits einiges auf der Seite – für einen Raubmord fehlt das Motiv.»

Gelegentlich glänzen die Protokolle mit unfreiwillig komischen Einträgen, die für kleine Fluchten vom brutalen Inhalt sorgen. Unter «Administratives» steht zum Beispiel: «Grümpeltturnier, abwesend werden sein Wachmeister W., Korporal B. und Gefreiter S.»

Weniger erbaulich ist, in meinen Augen, dass die Ermittler auch mit den wohl auffälligsten Beweisstücken, die der oder die Täter zurückliessen, nichts (oder jedenfalls zu wenig) anzufangen wussten. Es handelt sich dabei um drei Portionen Dünger Marke Mio-Plant, abgefüllt in kleine Kunststofftüten, wie Migros-Kun-

den sie beim Kauf von Schnittblumen offeriert bekommen. Zwei davon wurden im Entrée des Chalets Esmeralda hinter der Eingangstüre gefunden, eine lag vor der Begrenzungsmauer zur Liegenschaft, ausserhalb des Grundstücks. Das, dünkt's den Laien, ist ein Steilpass für jeden Berufsfahnder.

Einer erkundigte sich tatsächlich bei einem leitenden Migros-Mitarbeiter nach den Regeln der Kundenbemusterung mit Mio-Plant-Dünger und lernte, in der Regel werde eine Packung je Blumenstrauss ohne Kostenfolge übergeben, in seltenen Fällen aber auch mehrere, beziehungsweise es könnten zusätzliche Einheiten gekauft werden. Weiter wird die Spur aber nicht verfolgt.

Geld im Pariser Bankfach

Was überrascht, ich deute die Mio-Plant-Funde so: Der Täter hatte Blumen in einer Migros-Filiale gekauft. Und Düngemittel dazu bekommen. Weshalb drei Packungen? Vielleicht kannte er die Verkäuferin. Vielleicht war er besonders nett. Danach verschob er/sie sich mit dem Blumenstrauss (und den angeklebten Mio-Plant-Säckli) zum Chalet Esmeralda – dessen vorsichtige und ängstliche Hausherrin ihn/sie erkannte. Darum die Türe entriegelte und den Besucher einliess. War der Blumenkavalier der Mörder? Ich weiss es nicht genau. Die Möglichkeit besteht aber. Ein Blumenstrauss wurde am Tatort nicht gefunden. Drei Dünger-Tüten, wie geschrieben, dagegen schon. Einen Blumenstrauss lässt man nicht zurück als Täter, Mio-



Fussabdruck ihres Mannes: Nina, gemalt von Wassily Kandinsky (1917).

Plant-Packungen verliert man möglicherweise unbemerkt . . .

Stimmt der oben angenommene Ablauf, darf schlussgefolgert werden, die Täterschaft kaufte den Strauss wohl in einer Migros in der Umgebung. Und weiter: Kaufen Leute vom Stande der Kandinsky ihre Gastgeschenke beim Grossverteiler (Jetset in der Migros)? Wie gesagt, das sind Mutmassungen eines True-Crime-Lesers- und-Schreibers cum Hobbydetektivs. Bestimmt wurden aber Verkäuferinnen und Verkäufer von Schnittblumen in den drei, vier, fünf nächstgelegenen Migros-Läden befragt, ob sie sich an einen Kunden/eine Kundin erinnerten, der/die Blumen kaufte am 2. September und dazu drei Säckli Mio-Plant verlangte beziehungsweise unverlangt bekam. Würde man meinen. Gemäss Akten befragten die Polizisten aber keine Migros-Verkäuferinnen entsprechend.

Drei Jahre später, das Jahr war 1983, und in der Zwischenzeit war viel Wasser die Simme hinabgeflossen, verhaftete man den damals 37-jährigen Deutschen Peter Michailik und den 42-jährigen Österreicher Otto Turker aufgrund dringenden Tatverdachts. Die beiden wurden schliesslich vom Geschworenengericht Solothurn zu einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe verurteilt, wegen Mordes an einem Polizisten. Die Tötung der Nina K. konnte ihnen aber nicht bewiesen werden.

Das Raubgut, Schmuck im Wert von mehr als einer Million, wurde nie sichergestellt; die

Täter haben wohl die Edelsteine aus den Fassungen gebrochen und nackt verkauft. Auch konnten, nebenbei erwähnt, keine Anspruchsberechtigten für den Nachlass der Kandinsky – ihre Häuser, verbliebenen Juwelen, weiteren Wertsachen und dergleichen sowie ihr Geld – gefunden werden. In einem Bankfach in Paris, das auf ihren Namen lautete, immerhin entdeckten Behördenvertreter später einige Schmuckstücke, die die längste Zeit als vermisst und Teil der Beute gegolten hatten. Die Deliktsumme musste in der Folge nach unten berichtigt werden.

Kurzes Aufsehen entstand dann noch, als ein französischer Spiritist behauptete, ihm sei der Name des Mörders erschienen: Es handle sich, *tout simple*, um Alexis Gehjake, Nina Kandinskys Sohn, wohnhaft in Gstaad ebenfalls. Das war, *tout simple, un canard*, eine Ente – es gab keinen Alexis Gehjake in Gstaad. Und Ninas einziges Kind, der Sohn Wsewolod, wurde 1917 geboren, starb aber bereits 1920.

So endete das Leben von Nina Kandinsky am 2. September 1980, der begonnen hatte wie ein weiterer beschaulicher Tag in einer langen Reihe ebensolcher. An dem aber die Schreckensvorstellung der 84-Jährigen (vielleicht 85-Jäh-

Das Raubgut, Schmuck im Wert von mehr als einer Million, wurde nie sichergestellt.

rigen) eintrat – und sie wegen des vielen kostbaren Schmucks, den sie tagein, tagaus trug, Opfer eines Verbrechens wurde.

Der Fussabdruck ihres Mannes, sein künstlerisches Werk, ist noch immer im Centre Pompidou in Paris und im Kunstmuseum Bern zu betrachten. Die Hinterlassenschaft der Witwe sind vier mit Akten gefüllte Bundesordner in der Verwaltung in Thun. Und der Anspruch, der Mord an ihr sei das bis heute vielleicht rätselhafteste Verbrechen der neueren Schweizer Kriminalgeschichte. Was es vermutlich auch bleiben dürfte. Falls nicht noch jemand, in mittlerweile fortgeschrittenem Alter, sein Herz und Gewissen, falls vorhanden, erleichtern möchte – und ein Geständnis ablegt.

Nina Kandinsky (unter Mitarbeit von Werner Krüger): «Kandinsky und ich». Kindler (1976).
Gebraucht erhältlich etwa über www.zvab.com



„Herr Maier mit seinem Urlaubsantrag ...“

LITERATUR UND KUNST

Wilde Tiere haben nicht
nur Intelligenz, sondern
auch Kultur – und einen
Sinn für Schönheit.
Wolfgang Koydl, Seite 60

Herausgegeben von Daniel Weber

Lesser Ury, *Nächtliche Strassenszene, Berlin, 1920* – Man kann nur raten, ob die junge Dame im Tunnel des nächtlichen Berlins dem Vergnügen entgegenschreitet oder seinen Schatten zu entkommen sucht. Das ist das Schicksal aller Nachtschwärmerinnen; irgendwann kommt der Tag, und aus der Helle des Dunkels wird das Dunkle im Licht.

Die Nacht ist damals Anfang der 1920er Jahre die Zeit des Lebens, der Tag jene, die nur darauf wartet, ihr, der Zeit, zu entrinnen, ihr abhandenzukommen und sich zu verlieren im wuchernden, für Momente ewigen Elysium, das an jedem Rande eines Vulkanes gedeiht, um dort zu tanzen, was sonst, zum Rhythmus des Glücks und der Melodie des Vergessens der Zeit und der Zeiten.

Nachtschwärmerinnen und Nachtschwärmer sind immer Einzelgänger auf der Suche nach sich selbst in anderen, im Champagner auch, der das Meer war, auf dem sie alle schaukelten, so fern der angestammten Häfen, dass sie nur deren Lichter schummern sahen, wenn überhaupt. Und so vergnügten sie sich, Moment für Moment, beuteten sich aus, ohne sich darum zu kümmern, dachten, sie tanzten immer noch, dabei waren sie schon lange, von tiefer Erschöpfung ausgebrannt, auf der Strecke geblieben.

Lesser Ury (1861–1931) war Einzelgänger und schon immer ein Maler, dessen Welt die grosse kleine vor seinem Atelier war. Er war kein Weltenschöpfer, aber er gab vielen, kleinen Inseln ein Bild, gab ihnen Leben, Unverwechselbarkeit, Schönheit und jenen Hauch von Tragik, Drama und Komödie, die sie stets umbranden.

Sein kleines, eigenes Drama war, dass er nur lebte, wenn er beobachtete und das Beobachtete später auf eine Leinwand auftrug. Er war sich selbst ein Dorf, das die Grossstadt nicht leben, nur abbilden konnte. Er konnte oder er mochte nicht tanzen auf den Bühnen und Rändern der Vulkane seiner Zeit, er konnte sich nicht abhandenkommen im Licht der Nacht. Aber auch nicht in der Dunkelheit des Tages.

Michael Bahnerth



Er war sich selbst ein Dorf, das die Grossstadt nicht leben konnte.

Ausgebrannter Star

Der norwegische Grossschriftsteller Karl Ove Knausgård legt mit «Der Morgenstern» einen neuen Roman vor. Er ist eine herbe Enttäuschung.

Anton Beck

Karl Ove Knausgård: Der Morgenstern.
Aus dem Norwegischen von Paul Berf.
Luchterhand. 896 S., Fr. 38.90

Karl Ove Knausgård hatte mit seiner sechsteiligen Autobiografie, die im Norwegischen den provokativen Titel «Min Kamp» und im Deutschen aus guten Gründen alternative Titel trug, einen internationalen Sensationserfolg. Das war vor gut einem Jahrzehnt. Im ersten Teil («Sterben») beschreibt er den Tod seines Vaters und die Reaktionen der Familie, im zweiten Teil die Beziehung seines Lebens («Lieben»), im dritten seine Kindheit («Spielen») und so fort. In dem Tausende von Seiten umfassenden Werk spiegelt sich das alltägliche und zugleich abgründige Leben eines Norwegers im 21. Jahrhundert. Karl Ove Knausgård ist der moderne Star der Autofiktion, also der Verbindung von Leben und Schriftstellerei, wie sie vor ihm schon viele praktizierten.

Als Romancier versagt er mit seinem neusten Buch nun aber völlig. Dabei sieht «Der Morgenstern» auf den ersten Blick wie ein interessantes Experiment aus, wie der Versuch eines erfahrenen Autors, der so stark einem Genre und einer bestimmten Schreibweise verhaftet ist, auszubrechen. So erzählt Knausgård zwei norwegische Sommertage aus der Perspektive von neun Figuren.

Eine Art Supernova

Da gibt es Kathrine, eine Pastorin, die an der Ehe mit ihrem Mann Gaute ebenso zweifelt wie an ihrer religiösen Überzeugung und sich eben mal spontan ein Hotelzimmer nimmt, um der Familie zu Hause für eine Nacht aus dem Weg gehen zu können und sich am Telefon bei ihrer Mutter auszuweinen. Da gibt es Iselin, die sich als Scheidungskind durch die Turbulenzen der Jugend kämpft. Es gibt Arne, den Literaturprofessor, der zunächst ruhige Tage in einem Sommerhaus verbringt, sich aber bald schon mit dem labilen Zustand seiner bipolaren Frau Tove auseinandersetzt. Und Jostein, den Journalisten, der sich auf die Spuren

grausamer Morde macht, was einen seltsamen Krimi-Touch hat, der keineswegs zum Rest des Buches passt.

Diese Erzählerstimmen ereilt allerdings im Laufe der Lektüre dasselbe Schicksal wie den Rest von Knausgård's Personal: In der schieren Menge an Namen, an Haupt- und Nebenhandlungen verlieren sie ihre Umrisse und gehen in einer kollektiven, gleichklingenden Sprache auf. Wer frühere Texte von Knausgård gelesen hat, erkennt in der Erzählweise der Figuren, welche die verschiedensten Alter und Biografien haben, vor allem eine Stimme: die von Knausgård selbst. Deutlich zeigt sich das auch auf der für das Buch erstellten Website

Wer frühere Texte von Knausgård gelesen hat, erkennt in den Figuren vor allem den Autor selbst.

www.themorningstar.no, auf der alle Figuren mit einer Playlist ihrer Lieblingsmusik vertreten sind. Wenig überraschend haben fast alle den gleichen Musikgeschmack.

Entsprechend monoton präsentiert sich auch der Spannungsbogen, auf dessen Spuren Knausgård seine Figuren führt. Sie alle sehen am Horizont einen hellen Stern, eine Art Supernova. Die Tiere benehmen sich ko-

misch, Kreuzottern häufen sich, Katzen verschwinden. Oft enden diese Szenen so abrupt, wie sie eingeleitet werden. Als Kathrine mit ihrer Mutter essen geht, erzählt sie: «Über uns rauschte etwas durch die Luft heran. Ich blickte hoch und sah es heranschiessen, immer näher, immer grösser. Es war ein grosser Raubvogel. Er stiess zum Nachbartisch hinab und packte sich einen der kleinen Vögel, schlug ein paar Mal mit den Flügeln, stieg über die Dächer auf und verschwand. «Hast du das gesehen?», sagte ich. «Mitten in der Stadt?» Mutter nickte.» Dann geht das Gespräch schlagartig in eine andere Richtung.

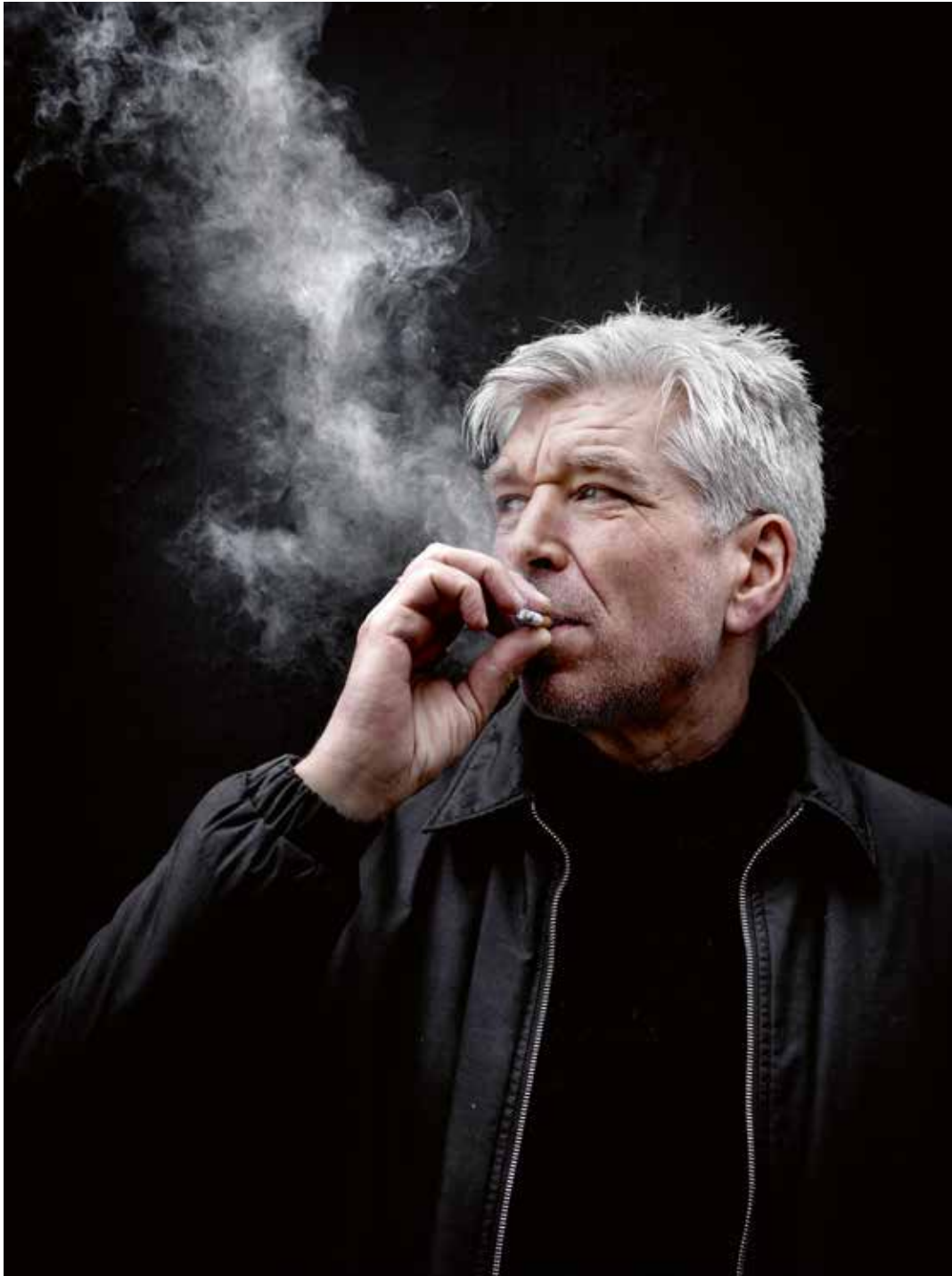
Vulgäre Männer

Der Erzählstrang rund um das Erscheinen des neuen Sterns am Horizont, der das Verhalten der Tiere für manche erklärt, führt ebenfalls ins Leere. Vielmehr erzählen alle Figuren primär die Alltäglichkeit ihres Lebens. Wie schon in Knausgård's Autofiktion. Die letzten Sätze des Romans lauten: «Ich weiss, was dieser Stern bedeutet. Er bedeutet, dass es begonnen hat.» Tatsächlich hat die Handlung rund um den Stern gerade erst begonnen, und weder sein Auftauchen noch das Leben der Figuren hat sonderlich an Tiefe gewonnen – und das nach fast 900 Seiten.

Auch sonst arbeitet «Der Morgenstern» mit Klischees. Die Männer sind vulgär und sexbesessen, die Frauen anhänglich und zärtlich. In zu vielen Passagen liest sich das Buch wie ein simpler Erotik-Roman, dem es darum geht, Sexszenen möglichst explizit zu schildern. Seitenlang zieht sich beispielsweise die Beschreibung hin, wie der Journalist Jostein eine Künstlerin, die ihn aufgrund eines Interviews erst nicht mag, verführt und dann fallenlässt. Einen wirklichen Nachhall haben solche Seitenstränge über fiese Männer mit einfacher Sprache aber nicht.

Was bringt die Lektüre dieses Romans? Er ist weder unterhaltsam, noch wirft er einen neuen Blick auf unsere Gegenwart. Unter dem Strich bleibt ein dickes Buch, das in keinen Kanon und auf keinen Nachttisch gehört.





Fragen nach Gott, dem Teufel, den Engeln: Schriftsteller Knausgård.

Dabei hatte Knausgård früher einmal bewiesen, dass ihm auch die Romanform liegt. «Aus der Welt», sein Debütroman aus dem Jahr 1998, erst kürzlich in deutscher Übersetzung erschienen, ist ein grandios aufgebauter und psychologisch komplexer Roman über Henrik, einen Lehrer, der sich in seine 13-jährige Schülerin Miriam verliebt. Als das Verhältnis ruchbar wird, verlässt Henrik die Schule und zieht in sein Heimatdorf, wo er sich mit der eigenen Kindheit konfrontiert sieht. Noch heute hat «Aus der Welt» nichts an seiner Provokation, nichts von seinem Sog verloren. Knausgård gelingt es, diese eine Figur, Henrik, vollkommen zum Leben zu erwecken und sie auf über 900 Seiten

in aller Tiefe darzustellen, ohne dabei alles zu erklären.

«Aus der Welt» faszinierte auch durch seine Experimentierfreudigkeit. Mal zeigt sich Henriks Erleben in surrealen Traumzuständen, mal schweift er in Kindheitserinnerungen ab, immer wieder aber holen die handlungsgetriebenen Schilderungen ihn ins Hier und Jetzt zurück, etwa, wenn er Miriam, die krank zu Hause liegt, besucht, um ihr die Hausaufgaben vorbeizubringen – in Wahrheit aber will er nur bei ihr sein.

Auch im «Morgenstern» versucht Knausgård, diese Experimentierfreudigkeit seines Debüts wieder zum Leben zu erwecken, und

baut seitenlange Exkurse ein – etwa in die Philosophiegeschichte. Allerdings passen diese weder in die Handlung noch zu der jeweiligen Figur, die sie erzählt. Es wirkt vielmehr so, als habe Knausgård, der in «Das Amerika der Seele» (2016) auch schon als Essayist auftrat, den ein oder anderen Essay in seinem neuen Buch verweben wollen, ohne genau zu wissen, wie sich das mit dem Rest verträgt.

Besonders auffällig ist das am Ende des Buches, als Knausgård einen ellenlangen Essay mit dem Titel «Über den Tod und die Toten» einbaut und einer

Steht Knausgård an einem Punkt, an dem er sein Werk nur noch überleben kann?

Figur zuschreibt, die sich davor nie sonderlich durch solche Überlegungen hervortat. Der Essay ähnelt stark dem, was Knausgård in seinem ersten Buch der autofiktionalen Reihe durch-exerzierte. Er stellt die Frage, was von uns bleibt, wenn all die chemischen Prozesse in unserem Körper zum Stillstand kommen, und versucht, eine anthropologische Antwort zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu finden.

Zugegeben eine interessante Fragestellung, allerdings nichts, was Knausgård literarisch nicht schon deutlicher und nahbarer am Tod seines Vaters veranschaulicht hätte. Auch die Passagen, die sich mit der Pastorin Kathrine und ihrer Ehekrise beschäftigen, kommen Knausgård-Fans bekannt vor. Schliesslich hat er die Höhen und Tiefen einer Ehe im zweiten Band der autofiktionalen Reihe in all ihrer Vielfältigkeit beschrieben. Und die religiösen Fragen nach Gott, dem Teufel, den Engeln und der Aussagekraft der Bibel, der sich manche Figuren im «Morgenstern» hingeben, füllen voluminös Knausgårds zweiten Roman, «Alles hat seine Zeit» (2004).

Schliesslich bleibt die Frage, ob Knausgård mit seinem bisherigen Œuvre schon alles, was es für ihn an literarischen Lebensumständen zu erkunden gibt, erkundet hat. Ist er ein Schriftsteller, der sich die Seele aus dem Leib geschrieben hat und nun nichts Neues mehr hinzuzufügen weiss? Oder ist er unfähig, wirklich Neues heraufzubeschwören? Steht er an einem Punkt, an dem er sein Werk nur noch überleben, es aber nicht mehr erweitern kann? Zumindest nicht mit dem Werkzeug, mit dem er bisher hantierte?

Mit Blick auf den «Morgenstern» ist das leider alles zu bejahen.

Mystik als dritte Spur

Peter Ruch

Volker Leppin: *Ruhen in Gott. Geschichte der christlichen Mystik.* C. H. Beck, 2021. 476 S., Fr. 47.90

Die Geschichte der christlichen Kirchen ist geprägt vom Graben zwischen dem Reich Gottes und der Realität. Der Überwindung dieses Grabens dienen die Theologie und die Verkündigung, für priesterliche Kirchen auch die Institution als Vermittlerin. Als dritte Spur zieht sich die Mystik durch die Kirchengeschichte. Volker Leppin, Kirchenhistoriker in Tübingen, hat ihr sein Buch gewidmet. Schon Origenes sah Gottes Abstieg und des Menschen Aufstieg nahe beisammen. Deshalb wurde die Jakobsleiter zum beliebten Symbol der Mystiker.

Die Christianisierung des Römischen Reiches machte Römer zu Mystikern, aber auch Christen zu Politikern. Die Klöster wollten eine



Schlüssel zur Weiblichkeit:
Hildegard von Bingen.

Alternative zur Staatskirche sein. Ihre Regeln, ihre Architektur sowie die Standorte wiesen nach innen. Auch Christus hatte sich in entscheidenden Momenten zurückgezogen. Die Spannung zwischen *Vita activa* und *Vita contemplativa* verglich Augustinus mit Maria und Marta (Lukas 10). Kulturgeschichtlich bildeten die Klöster allerdings einen Ersatz für die römischen Städte und wurden zunehmend weltlich. Bernhard von Clairvaux rief zur Reue, aber auch zum Kreuzzug auf.

Die in der Kirche zurückgesetzten Frauen fanden in der Mystik ein Betätigungsfeld. Hildegard von Bingen durchlebte als Theologin, Visionärin und Prophetin in der Klosterklause intensive Erfahrungen. Auf keinem Feld der mittelalterlichen Kultur traten weibliche

Akteurinnen so zahlreich auf wie in der mystischen Literatur. Da nicht alle klosterwilligen Frauen in den Klöstern Platz fanden, entstand die Beginen-Bewegung. Sie bildete eine Nische, in der das Zusammenspiel von Männern und Frauen den Glauben mit der Erotik verband. Die «Fleischwerdung» Christi, eine Grundlage des Christentums, legt eine leibliche Wahrnehmung nahe und gipfelt unter Umständen kaum verhohlen im Geschlechtsakt mit ihm. Bei Mechthild von Magdeburg wird die Weiblichkeit zum Schlüssel für mystische Erfahrungen.

Vom rationalen Denken überwältigt

Die Scholastik mit dem Dominikaner Thomas von Aquin war stärker dem rationalen Aristoteles als dem mystischen Platon verpflichtet, doch gingen auch aus dem Dominikanerorden Mystiker wie Meister Eckhart hervor. Johannes Tauler anerkannte Tätigkeiten wie Mistausführen als dem Klosterleben ebenbürtig – eine Vorahnung der Reformation. Viele Reformversuche bis hin zu den Kartäusern waren von der Mystik inspiriert, blieben jedoch im Schoss der Kirche.

Mit der Reformation versiegte die Mystik keineswegs. Die Bücher Johann Arndts lieferten Impulse für den Kirchengesang. Paul Gerhardt mit seiner Leidensgeschichte im Dreissigjährigen Krieg wurde zum Kronzeugen mystischen Christusglaubens. Auch der Lutheraner Johann Sebastian Bach vertonte entsprechende Texte. «Deiner wart ich mit Ver-

Die Frauen waren (und sind) in der Kirche zurückgesetzt und fanden in der Mystik ein Betätigungsfeld.

langen», singt die Seele in einer Kantate. «Dich hab ich je und je geliebet, drum zieh ich dich zu mir», antwortet Jesus.

Im 19. Jahrhundert wurde Europa vom rationalen Denken überwältigt, pflegte jedoch intensiv die mystischen Nischen. Die Pariser Kirche Sacré-Cœur de Montmartre ist ein Beispiel für Jesumystik und wurde 1919 eingeweiht. Schon der Mathematiker Blaise Pascal hatte aus Enttäuschung über den «Roi très chrétiens» den Ausweg in der Mystik gefunden. Schliesslich formten die Mystiker in den pietistischen Werken und Gemeinden ihre eigenen Institutionen. Doch je mehr der Pietismus die Welt veränderte, desto mehr wurde er selbst verändert. Der Bezug zu den christlichen Inhalten lockerte sich, und schliesslich mündete die Mystik in die Romantik. Die Überhöhung des Papstes durch das Erste Vatikanische Konzil gehört in diesen Zusammenhang.

Auf Seiten der Protestanten trieben diese Blüten im religiösen Sozialismus aus. Christoph Blumhardt war Erweckungsprediger und sass für die SPD im württembergischen Landtag. Dichter wie Rilke und Trakl beschrieben die

Nähe zu Gott. Martin Heidegger schätzte Meister Eckhart hoch. Für Karl Barth hingegen war die Mystik eine Schwester des Atheismus. Diese schroffe Sicht erklärt sich durch seine Frontstellung gegen die Nationalsozialisten. Manche NSDAP-Grössen wie etwa Alfred Rosenberg sahen sich selbst in der Tradition der Mystik. Leppin findet weitere mystische Spuren bei Albert Schweitzer, Dag Hammarskjöld, Ernesto Cardenal, Hugo Lassalle und Dorothee Sölle. Nicht alle waren frei von ideologischen Anleihen. Das ändert jedoch nichts daran, dass die Mystik in Ergänzung zu Theologie und Kirche eine wichtige Spur des Christentums darstellt und durchaus an Relevanz gewinnen könnte.

Schimpanzen im Boardroom

Wolfgang Koydl

Carl Safina: *Die Kultur der wilden Tiere.* C. H. Beck. 428 S., Fr. 39.90

Beginnen wir mit einem Ratespiel. In der folgenden Passage sind die Individuen, um die es geht, mit «X» gekennzeichnet. Aber es dürfte nicht schwerfallen, sie zu identifizieren.

«So gut wie alle selbstgemachten Probleme der X werden durch männliche Aggression verursacht, angetrieben von der männlichen Besessenheit auf Status. X sind selbst ihre ärgsten Feinde, gefangen in einem sozialen Geflecht von auferlegtem Ehrgeiz, Unterdrückung, erzwungenem Respekt, Nötigung, Gewalt zwischen Gruppen und Episoden tödlicher Gewalt innerhalb der Gemeinschaft.»

Wer für «X» Männer eingesetzt hat, liegt nur knapp daneben. Die Rede ist von unseren nächsten Verwandten, den Schimpansen. Die Vorstandsetage eines grossen Unternehmens würde sich in einer Schimpansengruppe vermutlich ebenso daheim fühlen wie die Primaten in einem Boardroom. Überraschende An- und Einsichten sind ein Markenzeichen des amerikanischen Naturschriftstellers Carl Safina. Seine anscheinend banalen Fragen entpuppen sich schnell als alles andere als selbstverständlich



„Du immer mit deinem Billig-Urlaub...“



Schönheit hat einen Grund: Ara.

und gewähren Einblicke in philosophische Probleme. In einem früheren Buch widmete er sich der Intelligenz der Tiere, die mittlerweile von niemandem mehr angezweifelt wird. Diesmal legt er die Latte noch einmal höher und nimmt sich die Kultur wilder Tiere vor. Gemeint sind mit dem Begriff freilich nicht die Sixtinische Kapelle, «Hamlet» oder «Das Wohltemperierte Klavier», sondern Kultur als Weitergabe von Fähigkeiten und Traditionen, als das Stiften von Identität und Zusammengehörigkeitsgefühl in einer Gruppe.

Anrührend poetisch

So definiert, muss man nicht lange suchen, um in der Tierwelt zahlreiche Beispiele für Kultur zu finden. Denn anders als frühere Biologen und Naturforscher, die glaubten, dass die spezifischen Eigenheiten von Tieren genetisch bedingt und vererbt waren, weiss man heute, dass diese Fähigkeiten erlernt, weitergegeben und falls notwendig angepasst und verändert werden. Wale, so Safina, haben eine Walkultur, Elefanten eine Elefantenkultur und Menschen eben eine Menschenkultur.

Safina greift drei Begriffe heraus und untersucht sie anhand dreier Spezies: Familien, Schönheit und Frieden am Beispiel jeweils von Walen, Aras und Schimpansen. Und immer ist Safina auf der Suche nach Wundern – ohne grosse Probleme: «Ich befinde mich am exakt richtigen Ort: auf einer überwiegend nassen, harten Kugel in der dritten Planetenbahn eines Sterns namens Sonne, einem Ort, wo Wunder so

leicht zu haben sind, dass sie regelmässig weggeworfen werden.»

Wale eignen sich besonders gut zur Analyse von Familie und Identität – dank ihrer ausgeprägten sozialen Strukturen, die sich auch in den unterschiedlichen Gesängen niederschlagen, in denen sie kommunizieren. Jungtiere erlernen diese Sprache, und sie lernen auf ihren Wanderungen durch die Weltmeere auch, sich von fremden Walen fernzuhalten. Multikulti, das lehrt Safina, kommt in der Natur nicht vor: Das archaische Gehirn meidet Fremdes.

Geradezu anrührend poetisch wird Safina im Kapitel über Schönheit. Sein Beispiel sind die farbenprächtigen Aras, die es sich leisten können, im grünen Dschungel mit ihrer Federpracht hervorstechen, weil sie keine Fress-

Die Papageien sind füreinander schön, so wie sich auch andere Tiere für den Partner schönmachen.

feinde haben. Die Papageien sind füreinander schön, so wie sich auch andere Tiere für den Partner schönmachen, schöne Nester bauen oder schön singen.

So weit, so gut, so banal: Diese Schönheit hat einen Grund. Sie dient der Fortpflanzung. Warum aber finden wir Menschen den Gesang der Nachtigall schön? Warum gefällt uns das Gefieder des Papageis, die Mondnacht, das Meer, die Blumenblüte, aber nicht ihre Wurzel? Warum empfindet der menschliche Geist

alle Strukturen im Massstab 2:5, dem Goldenen Schnitt, als schön, und weshalb findet sich diese Ratio nicht nur in Michelangelos Zeichnungen, sondern auch in der Anordnung von Blütenblättern, den Umlaufzeiten von Planeten und Kristallstrukturen? «Könnte es sein», stellt Safina die entscheidende Frage, «dass für alle Geschöpfe die ganze Welt vor Schönheit überfließt?» Und er kommt zu der atemberaubenden Schlussfolgerung: «Die Welt sieht schön aus, damit alles Leben daran Freude hat, auf ihr zu existieren. Das Leben hat den Schönheitssinn herausgebildet, damit wir uns auf der Welt zu Hause fühlen – ohne tiefere Gründe.»

Von diesen ästhetischen Höhen führt Safina den Leser rasch zurück in die brutale Realität des Alltags – sei es in unserem Berufsleben oder in jenem von Schimpansen. So wie bei uns spielen auch bei ihnen im gesellschaftlichen Zusammenleben Status und Hierarchie, Strategien, Bündnisse, Loyalität und Verrat eine Rolle. Sie sind – ausser uns – die einzige Spezies, die vorsätzlich mordet, auch Säuglinge.

Der Grund: Die Schimpansen-Kultur ist männlich dominiert. Dass es auch anders geht, beweisen die eng mit ihnen verwandten Bonobos. Bei diesen Affen regieren die Weibchen. Wo die Schimpansen Probleme – auch sexuelle – mit Gewalt lösen, lösen Bonobos Probleme – auch nicht sexuelle – mit Sex.

Make love, not war. Und das Schönste: Mit den Bonobos sind wir genauso eng verwandt wie mit den Schimpansen.



Unerbittlich eigenwillig: Elle Fanning in «Mary Shelley» (2017).

Skandalnudel der Weltliteratur

Rolf Hürzeler

Barbara Sichtermann: Mary Shelley – Freiheit und Liebe. Osburg, 300 S., Fr. 37.90

Dem fiktiven Schweizer Tüftler Victor Frankenstein graut vor seinem eigenen Monster. «Als die Muskeln und die Gelenke die Fähigkeit erlangten, sich zu bewegen, wurde es zu einem Wesen des Grauens, wie nicht einmal Dante es sich hätte vorstellen können.» Mit diesen Worten schilderte die englische Schriftstellerin Mary Shelley die ersten Lebenszeichen des künstlich erschaffenen Menschen in ihrem Roman «Frankenstein oder Der moderne Prometheus».

Der Mensch erhebt sich über Gott, schafft sein eigenes Ebenbild – und damit ein Ungeheuer.

Das passte wunderbar in die Zeit nach der Aufklärung: Der Mensch erhebt sich über Gott, schafft sein eigenes Ebenbild – und damit ein Ungeheuer. Das Buch gehört heute zur Weltliteratur, auch wenn es nach seinem Erscheinen zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorerst wenig Beachtung gefunden hatte.

Barbara Sichtermann hat sich in ihrer Romanbiografie dieser aussergewöhnlichen Frau angenommen. Denn Shelley (1797–1851) war nicht nur eine wegweisende Schriftstellerin ihrer

Zeit. Sie war vielmehr eine Avantgardistin, die sich in jungen Jahren den gesellschaftlichen Normen ihrer Zeit entziehen wollte. Sie bewunderte republikanische Ideale, strebte die Unabhängigkeit der Frau an; auch freie Liebe und Atheismus gehörten dazu.

Ihre Überzeugungen waren das eine, danach zu leben, das andere: Denn Mary Shelley war gemäss dieser Biografie eine gutbürgerliche Intellektuelle, die eigentlich an Werte wie Treue und Redlichkeit glaubte. So litt sie fürchterlich unter den amourösen Eskapaden ihres vergötterten Ehemanns, des Dichters Percy Bysshe Shelley, und verstand es nicht, wenn er sie anderweitig verkuppeln wollte.

Vorschlag für die kühlen Tage

Mary Shelleys Mutter war die Frühfeministin Mary Wollstonecraft, die Partnerin des Freidenkers William Godwin. Sie überlebte die Geburt nicht; die Kleine wuchs in einer Art Patchwork-Familie mit einer autoritären Stiefmutter auf.

Laut Sichtermann prägten diese frühen Jahre den unerbittlichen Eigenwillen der jungen Mary. Sie verliebte sich als Halbwüchsige in den adligen Lyriker Percy Bysshe Shelley. Die Beziehung war zuerst eine Amour fou, später das spannungsgeladene Verhältnis zweier Menschen, die nicht voneinander lassen konnten, bis zum frühen Unfalltod 1822 von Percy Shelley im Golf von Livorno.

Die Schlüsselszene im Leben der Schriftstellerin Mary Shelley soll sich am Abend des 16. Juni 1816 in der Villa Diodati in Coligny am Genfersee zugetragen haben, eine Episo-

de, die schon unzählige Male in vielen Varianten erzählt wurde. Als gesichert gilt, dass jener Sommer verregnet war, nach dem Ausbruch des indonesischen Vulkans Tambora im Jahr zuvor. Der mit dem Ehepaar befreundete Dichter Lord Byron soll in der Version von Sichtermann die bei ihm weilende Abendgesellschaft mit einem amüsanten Vorschlag überrascht haben, um die kühlen Tage besser durchzustehen: «Lasst uns alle eine Gespenstergeschichte schreiben!»

Mary Shelley ging nicht sogleich ans Werk, sondern trug sich tagelang mit dem Gedanken, eine Story zu schreiben, die ihre Stiefschwester erschrecken könnte: «Sie würde einen Jüngling erfinden, der diesem Elixier des Lebens, dieser Kraft auf die Spur gekommen war, der sie herstellen konnte und einem Toten, oder besser: aus Leichenteilen zusammengesetzten, menschenähnlichen Wesen Leben verlieh.» Mit dieser Idee trug sich Mary Shelley laut Sichtermann allerdings schon jahrelang und suchte nach Wegen, sie schriftstellerisch umzusetzen. Erst mit dem Vorschlag von Lord Byron kam die Erleuchtung.

Zu Lebzeiten war Mary Shelley das, was heute als Skandalnudel durchgeht. Ihre Liaison mit dem flamboyanten Percy sorgte für einen Furor, weil dieser verheiratet war. Seine Frau erwartete das zweite Kind, als er mit der achtzehnjährigen Mary in Richtung Kontinent türmte. Praktischerweise insistierte Percy darauf, dass Marys Stiefschwester Claire mit von der Partie war, um ihre Nähe ebenfalls zu geniessen.

Die Verbindung eines verheirateten Mannes mit zwei Halbwüchsigen aus dem gleichen Haushalt kam Ende des 18. Jahrhunderts denkbar schlecht an. Da mochte Marys Vater Godwin noch so sehr an die Ideale der Französischen Revolution glauben; er brach den Kontakt zu seinen beiden Töchtern ab. Er nahm aber weiterhin bereitwillig das Geld des adligen Shelley an,



„Spannender Krimi gut und schön, aber du hättest nicht die Pop-up-Version kaufen dürfen.“

weil er mit seiner revolutionären Denkarbeit nichts verdiente und stets den Schuldeneintreiber am Hals hatte.

Nach dem Tod ihres Mannes suchte sich Mary Shelley mehr schlecht als recht als Schriftstellerin durchzuschlagen, und ging keine dauerhafte Beziehung mehr ein. In späteren Jahren wandte sie sich den konservativen Werten der englischen Gesellschaft zu. Die einstige Rebellin Mary Shelley lehnte die liberale Erneuerungsbewegung Ende der 1840er Jahre vehement ab.

Gesteigerte Sensibilitäten

Daniela Niederberger

Bernd Ahrbeck: Jahrmarkt der Befindlichkeiten – Von der Zivilgesellschaft zur Opfergemeinschaft. Klampen. 158 S., Fr. 24.90

Leben wir in einer freien Zeit, einer Zeit, in der Frauen Verteidigungsministerinnen sein können und Männer einen Dutt tragen und ein Baby im Tuch? Eine so offene Zeit, dass ein dunkler US-Präsident und ein händchenhaltendes Männerpaar niemanden mehr juckt? Nein. Wir leben in einer Zeit der Opfer, in der «immer mehr Gruppierungen [...] an sich in immer feineren Verästelungen Diskriminierungen und Benachteiligungen» feststellen, schreibt der Psychoanalytiker Bernd Ahrbeck in seinem Essay.

«Mit den gesteigerten Sensibilitäten wächst auch das Bedürfnis nach Sprachkontrolle» und Sanktionen. Medien und Parteien machen freudig mit, der Anspruch auf moralische Hegemonie wird offen unterstützt: «Irgendwie, diese diffuse Formel ist berechtigt, scheint es, dass etwas angesprochen wird, das Aufgeklärtheit verspricht und gute Gefühle vermittelt, vor allem Schuldfreiheit und die narzisstische Gratifikation, weltoffen auf der Seite des Fortschritts zu stehen.»

Alles für alle

An Universitäten herrschen Rede- und Denkverbote, am weitesten sind dabei die USA, aber auch der deutsche Hochschullehrerverband warnt, Political Correctness werde zunehmend ausgrenzend und latent aggressiv instrumentalisiert. Abweichende wissenschaftliche Meinungen würden stigmatisiert: «Die Freiheit der Wissenschaft ist in Gefahr.»

In Berlin muss ein Gedicht von Eugen Gomringer, in dem Frauen mit Blumen verglichen werden, von der Fassade einer Hochschule entfernt werden; Noten und ein gegliedertes Schulsystem werden mit der Apartheid verglichen, schwächere Schüler sind die armen

Schwarzen; Behinderte sind in allem genau gleich, und Sonderschulen sind «skandalöse Menschenrechtsverletzungen»; Kinder dürfen nicht ihrem biologischen Geschlecht entsprechend anders behandelt werden, das wäre persönlichkeitschädigend; die Polarität zwischen Mann und Frau ist ein Konstrukt. Was das alles miteinander zu tun hat? Es ist die neue Welt, in der allen alles möglich ist und «Differenzen als anrühlich und ungerecht erscheinen, wo selbst elementare Unterschiede infrage gestellt werden».

Wehe aber dem, «der Grenzen benennt und sich den Nivellierungsbestrebungen widersetzt». Dann werden ganz schnell und unachgiebig neue Grenzen gezogen: entlang der eigenen Weltanschauung. Alle Weissen sind dann Rassisten, ausnahmslos. In dieser neuen moralisierenden Ständeordnung gelten Frauen mehr als Männer, Homo- und Transsexuelle

*Ohne uns wären
Dramen stromlos
nicht tragbar!*

SCELLENBERGGRUPPE
+41 44 953 11 11
schellenberggruppe.ch

mehr als Heterosexuelle, Schwarze mehr als Weisse, «und am Ende der Kette ganz unten in der Hierarchie steht der weisse, alte, europäische Mann», schreibt Ahrbeck.

Das tönt im Buch weniger weinerlich, auch wenn Bernd Ahrbeck ein alter weisser Mann ist. Es tönt auch nicht professoral, obwohl Ahrbeck Professor ist. Der Essay fasst auf angenehm lesbare Art den Diskussionsstand in Sachen Inklusion, Sexualpädagogik, Transgender und Rassismus zusammen, und die vielen im Einzelnen seltsamen Ansichten und Phänomene werden zu einem Ganzen. Ahrbeck hat eine klare Meinung, aber er ist kein Hetzer. Er vermag mit vielen Beispielen Begriffe wie Identitätspolitik und «Doing Gender» mit Leben zu füllen.



Die Bibel Voller Gefühle

Heute hast du wahrlich zu verstehen gegeben, dass Anführer und Diener dir nichts bedeuten. Ja, heute habe ich erkannt: Wenn Absalom noch lebte und wir alle heute tot wären, dann wäre es recht in deinen Augen (2. Samuel 19, 7). – Der König David hatte mehrere Söhne. Absalom war der rechtmässige Thronfolger, fürchtete jedoch, der Vater könnte ihn zugunsten von Salomo herabsetzen. Deshalb zettelte er einen Aufstand an, um die Königswürde vorzeitig an sich zu reißen. Dadurch verlor er allerdings die Zuneigung Joabs, seines wichtigsten Unterstützers am Hofe. In den Bürgerkriegswirren zwischen seinen und seines Vaters Truppen tötete Joab ihn eigenhändig. Als David vom Tod seines Sohnes erfuhr, trauerte und weinte er tagelang. Das machte seine Getreuen missmutig, hatten sie doch ihr Leben riskiert, um den Staatsstreich Absaloms zu verhindern. Daher ihr obiger Vorwurf an ihn.

Diese Geschichte ist ein Lehrstück für die Unvereinbarkeit der persönlichen Gefühle mit den Erfordernissen der Politik. Dass die Vaterliebe des Staatsoberhauptes mit dem Aufruhr des Sohnes zusammenprallt, ist ein Extremfall. Doch die Vermengung von persönlichen Empfindungen mit dem öffentlichen Auftrag ist gang und gäbe geworden. Die Sympathie von Bundespräsident Cassis für die Ukrainer hat ihn dazu verleitet, Selenskyj als «my friend» anzusprechen. Das ist ein Übergriff der Gefühle auf die Politik. Das Gleiche geschah mit Sommarugas Teilnahme an einer Ukraine-Demo «nur als Privatperson». Und nun wollen manche Politiker und Medien aufgrund ihres Bauchgefühls die Schweiz in die Nato führen. Bisher war es vor allem die Eigenart von Autokraten, ihre Gefühle zur Staatsräson hochzustemmen und aller Welt aufzudrängen. Wer die Fassung verliert, könnte auch die Verfassung und den Rechtsstaat aus den Augen verlieren.

Peter Ruch

Er ist ein überzeugter Renaissance-Mensch geblieben

Charles Mingus fiel tief und kämpfte sich zurück als einer der vielgestaltigsten Musiker des Jazz. Zu seinem 100. Geburtstag erscheint ein grossartiges Konzert.

Peter Kemper

Mingus: The Lost Album From Ronnie Scott's. Resonance Records/Harmonia Mundi. HCD-2063 (ab 29. April)

Die späten Sechziger waren für Charles Mingus (1922–1979) keine gute Zeit. Es mag wie eine traurige Ironie der Geschichte wirken, dass der innovative Bassist, Pianist, Sänger, Komponist und Bandleader – zugleich einer der profiliertesten Sozialkritiker – während der heissen Phase der Bürgerrechtsbewegung in den USA und der sie begleitenden «Fire Music» des Free Jazz weitgehend verstummte. Ab 1966 litt er für fast fünf Jahre unter schweren Depressionen, die Paranoia, Verfolgungswahn, Schlaflosigkeit und kreative Erschöpfung nach sich zogen.

Nervenzusammenbruch im Central Park

Und das alles, als seine sozialen und ästhetischen Prophezeiungen wahr zu werden schienen. Sein Aufruf zur Gründung von Musiker-Selbstorganisationen (Jazz Artists Guild), zu eigenen Festivals («Newport Rebels»), seine harsche Kritik an den Ausbeutungsmethoden der Musikindustrie (Debut Records), seine zahlreichen Widerstandsaktionen gegen den Rassismus in den USA – überall im Land wurden diese Anregungen aufgenommen und in die Tat umgesetzt. Doch nach der Scheidung von seiner dritten Frau Judy, dem plötzlichen Tod seines Freundes Eric Dolphy 1964 in Berlin und dem Scheitern vieler enthusiastisch begonnenen Projekte zog Mingus sich zurück.

Er wohnte nun in einer heruntergekommenen Gegend an der Lower East Side in New York, lebte zunehmend disziplinlos in den Tag hinein, ass Unmengen und wurde richtig fett, während er gleichzeitig mit verschiedenen Kombinationen aus Vitaminpräparaten und Aufputzmitteln experimentierte. Später bekannte er: «Ich dachte, ich wäre am Ende. Manchmal kam ich nicht mal aus dem Bett. Ich war nicht müde, ich lag einfach nur da.» Oft nahm seine Paranoia krankhafte Züge an: Den Türknauf seiner Wohnungstür setzte er unter Strom, neben dem Eingang stand griffbereit ein Gewehr. Nach



In einem Moment aggressiv, im nächsten zärtlich: Jazzmusiker Mingus.

einem öffentlichen Nervenzusammenbruch im New Yorker Central Park wies man ihn in das Mount Sinai Hospital ein, wo er einen Monat lang sediert wurde. Nach seiner Entlassung musste er regelmässig das antipsychotische Medikament Melleril einnehmen, das zwar stimmungsdämpfend wirkte, aber auch Unruhe und Orientierungslosigkeit hervorrufen konnte. Zwischen 1965 und 1970 veröffentlichte er keine neue Musik und betrat auch kein Aufnahme-Studio.

Als Mingus es dann zu Beginn der neuen Dekade mit Hilfe seiner Frau Sue schaffte, die zersplitterten Einzelteile seines Lebens wieder zusammzusetzen, die Zeit des aggressiven Gefühlschaos und des Selbsthasses hinter sich zu lassen und als *living legend* des Jazz in die Öffentlichkeit zurückzukehren, konnte er endlich die Ernte seiner wechselvollen Karriere einfahren. Er gab wieder Konzerte, erhielt für seine Lebensleistung im Frühjahr 1971 ein grosszügiges Stipendium der Guggenheim Foundation und veröffentlichte endlich seine gefeierte, kontrovers diskutierte Autobiografie «Beneath the Underdog».

Ursprünglich ein Manuskript von mehr als 600 Seiten, entpuppte sich die publizierte Fassung als eine fantastische, egozentrische, manchmal freundliche, oft aber auch frauen- und schwulenfeindliche Geschichte der eigenen Mannwerdung. Schonungslos beschreibt Mingus die Aufspaltung seines Selbst in verschiedene, sich scheinbar widersprechende Egos. Gerahmt durch Gespräche mit seinem Psychotherapeuten, erforscht das Buch Kindheits-erfahrungen, musikalische Entwicklungen, sexuelle Ausbeutungen und Mingus' fiktive Karriere als *pimp*, als Zuhälter. Es finden sich unzählige Storys darüber, wie Mingus und seine Mitmusiker von der Gewerkschaft, der Regierung, Agenturen, Nachtclubbesitzern und Jazzkritikern unfair behandelt wurden, wie sie sich gegen lärmende Veranstaltungsorte, zu geringe Gagen und polizeiliche Übergriffe wehren mussten.

Jubilierende Kollektivimprovisation

Von Zeitgenossen ist Mingus immer wieder als hitzköpfige Persönlichkeit charakterisiert worden. Er ging keiner Auseinandersetzung aus dem Weg, hatte unverrückbare Prinzipien, wirkte in einem Moment aggressiv, im nächsten zärtlich und konnte gleichwohl seine Mitmenschen vor den Kopf stossen. Doch Anfang der Siebziger bekam Mingus sich wieder in den Griff und war bereit, sich den Herausforderungen des Musikmarktes erneut zu stellen. Langsam löste er sich aus seiner Medikamentenabhängigkeit, absolvierte im Frühjahr 1971 eine erfolgreiche Japan-Tournee und kehrte zum Newport-Jazzfestival zurück.

Im Juli fand die Premiere von «The Mingus Dances» in New York statt, für die er neun seiner

Stücke grossorchestral neu arrangiert hatte. Die Musik erschien im Februar 1972 auf dem monumentalen Big-Band-Album «Let My Children Hear Music», das bald zu Mingus' Lieblingsplatte avancieren sollte. Er war weiterhin bei Columbia Records unter Vertrag, bis zu jenem unglücklichen Tag im Frühjahr 1973, als der Label-Boss Clive Davis den gesamten Jazzkatalog mit Ausnahme von Miles Davis strich und Musiker wie Mingus, Bill Evans, Keith Jarrett oder Ornette Coleman ihre Plattenverträge verloren – kurz bevor Clive Davis dann selbst von Columbia gefeuert wurde, weil seine obsessive Orientierung an Rockmusik das Label viel an mühsam erwirtschafteter Reputation gekostet hatte.

Im Jahr zuvor war es also durchaus konse-

Mingus beschreibt die Aufspaltung seines Selbst in verschiedene, sich scheinbar widersprechende Egos.

quent, dass Mingus während einer ausgiebigen Europatour und eines abschliessenden zweieinhalbwöchigen Engagements im «Ronnie Scott's»-Klub mit seinem optimal eingespielten Sextett einen Live-Mitschnitt zur späteren Veröffentlichung bei seinem Noch-Label Columbia plante. Die Besetzung seiner Band hatte sich seit seinem letzten Gastspiel in dem renommierten Klub verändert: Am Piano sass jetzt anstelle von Jaki Byard der noch wenig bekannte John Foster, der Gospelharmonien mit harfenähnlichen Arpeggios mischte, der Drummer Roy Brooks hatte Dannie Richmond abgelöst, und der erst neunzehnjährige Joe Faddis, ein Protégé von Dizzy Gillespie, bediente jetzt die Trompete – die beiden bewährten Saxofonisten Charles McPherson und Bobby Jones waren weiterhin mit von der Partie.

Schon das erste brodelnde Stück, «Orange Was the Color of Her Dress, Then Silk Blues», des jetzt anlässlich seines 100. Geburtstags unter dem Titel «The Lost Album from Ronnie Scott's» veröffentlichten Konzerts legt den revolutionären Charakter von Mingus' «Jazz Workshop»-Idee offen: Mit diesem gegenkulturellen Gruppenkonzept suchte er seit Mitte der Fünf-

ziger das Ideal eines *performative composing* zu erreichen. Dabei sang oder spielte er seinen Mitmusikern lieber eine musikalische Idee vor, anstatt sie zu notieren, nahm die Anregungen der Musiker auf und gestikulierte nicht selten wild, um seine Intentionen zu verdeutlichen.

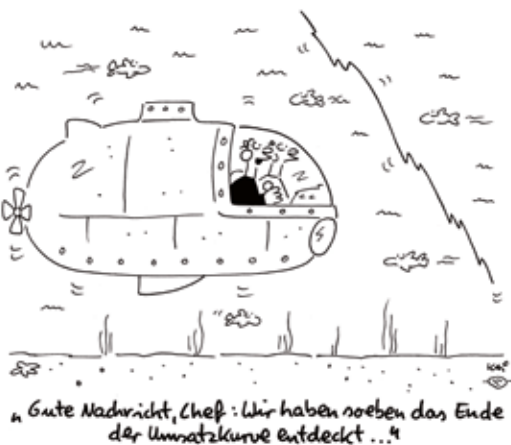
Bei «Ronnie Scott's» werden im «Noddin' Ya Head Blues» die Gesangsqualitäten seines Pianisten John Foster hörbar, kommentiert von der Tenorstimme des Saxofonisten Bobby Jones. Gegen Ende dieses «Slow Blues» in F ist der Drummer Roy Brooks mit sehnsüchtigem Wimmern auf einer «singenden Säge» zu hören, bis sich alle in einer jubelnden Kollektivimprovisation zusammenraufen. Das Stück «Mind-Readers' Convention in Milano» – von Mingus als eine Komposition beschrieben, «um die Dinge ein bisschen schwieriger zu gestalten» – war auf dieser Tour gänzlich neu im Repertoire. «Pops» greift dagegen den Kosenamen des grossen Louis Armstrong auf, mit dem Mingus 1942 seine ersten Konzerte ausserhalb seiner damaligen Heimatstadt Los Angeles absolviert hatte. In seiner Vokaleinlage mischt Foster den Gospel-Jubel von «When the Saints Go Marching In» mit Brechts «Mack The Knife».

Atemberaubende Neudeutung

Die atemberaubende Neudeutung seines Protestklassikers «Fables of Faubus», 35 Minuten lang, beweist einmal mehr, welche aufstörenden Qualitäten in Mingus' Musik schlummern. Es ist die bis heute bekannteste, politisch konnotierte Jazzkomposition – erstmals in instrumentaler Fassung 1959 auf dem Album «Mingus Ah Hum» veröffentlicht. Die Verantwortlichen von CBS-Records hatten es abgelehnt, die Vokalversion in ihrer unverblühten Abrechnung mit der segregationistischen Politik des Gouverneurs Orval E. Faubus in Arkansas herauszubringen. Dieser hatte versucht, die Rassenintegration in der Schule von Little Rock mit Hilfe der Nationalgarde zu verhindern.

Charles Mingus wollte nie clean klingen. Für ihn artikulierten sich die rebellischen Sound-Potenziale des Jazz allein im «organisierten Chaos». So vielgestaltig Charles Mingus wirkte, so vieldimensional klingt bis heute seine Musik. Sie bezog ihre Inspiration aus so unterschiedlichen Genres wie Gospel, Blues, Bebop, Boogie-Woogie, New Orleans Jazz, Swing, spanischer Volksmusik, kubanischer Folklore, deutscher Romantik und französischem Impressionismus.

Was wie heillosen Eklektizismus wirken könnte, hat dennoch sein integrales Zentrum in Mingus' Persönlichkeit. Seine Überzeugung lautete «All music is one». Ihm ging es zuallererst um Authentizität. In dieser Hinsicht ist er ein überzeugter Renaissance-Mensch geblieben: Ein Künstler sollte vor allem ehrlich sich selbst gegenüber und in der Lage sein, seine spontanen Ideen und Gefühle in einer unverwechselbaren Sprache zu artikulieren.



TV-Kritik

Currywurst fürs Abendmahl

Wolfgang Koydl

Passion live: RTL.

Thomas Gottschalk nannte es ein Experiment, und er hatte recht. Denn für Experimente gilt zweierlei: Sie verlangen Mut, und sie können danebengehen.

RTL gelang beides mit dem Experiment, die Passionsgeschichte modern auf den Bildschirm zu bringen: Der Sender bewies Mut, zur besten Sendezeit einen Quotenkiller zu zeigen. Die Umsetzung indes schrammte Lächerlichkeit und Peinlichkeit.

Die Idee war so alt wie «Jesus Christ Superstar» – modernes Kostüm, moderne Schlager-
texte, aufgeführt von B-Schauspielern und B-Sängern. Der Nachteil: Die einen konnten nicht singen, die anderen nicht spielen. Manche beides nicht.

Zielgruppe war die religionsferne Jugend. Da wurde Jesus beim Erzähler Gottschalk zum «erfolgreichen Influencer». Und er fragte, warum er nicht seine Allmacht gezeigt habe – «nach dem Motto: «Ich bin ein Star, holt mich hier raus»».

So besorgt Jesus Currywürste fürs letzte Abendmahl, Polizisten stecken Judas einen Umschlag zu und holen Jesus mit Tatütata ab. Die Jünger sind PC-sortiert: Frauen, Behinderte, Schwarze.

Einer ist Gil Ofarim, der vermeintlich antisemitisch Verfolgte. Peinlich. Aus den vorproduzierten Szenen konnte man ihn nicht mehr herauschneiden. Immerhin war er beim Schlussapplaus live nicht dabei.

Während Gottschalk vor dem Essener Dom das Publikum unterhält, schleppen Freiwillige ein 225 Kilo schweres Leuchtkreuz heran – begleitet von RTL-Moderatorin Annett Möller. Sie zumindest piff aufs Christentum. Sie dankte dem Wettergott für seine Gnade.



Mephisto des aktuellen Zeitgeistes: Gary Oldman als Jackson Lamb.

Serie Stunde der Komödianten Wolfram Knorr

Slow Horses (GB/USA 2022)

Von James Hawes. Mit Gary Oldman, Jack Lowden, Kristin Scott Thomas. Apple TV+

«Der kleine, rundliche und, schonend ausgedrückt, mittelalte Mann gehörte dem Aussehen nach zu Londons Sanftmütigen.» So beschrieb in den 1970er Jahren John le Carré seinen tragischen Helden George Smiley in seinem Spionageroman «Tinker, Taylor, Soldier, Spy» («Dame, König, As, Spion», 1974). Längst passé die Zeiten, in denen die westlichen und östlichen Geheimdienstler noch Gestalten mit würdigen Manieren waren und miteinander umgingen, als würden sie mit raffinierten Zügen Schach spielen. Die Himmelsrichtungen gibt's nicht mehr, der Kompass ist wertlos geworden, die Agenten haben Anstand und Orientierung verloren – auf Jackson Lamb und seine Pappkameraden, «Slow Horses» genannt, trifft das zu. Als Versager ausgemustert, fristen sie den Rest ihres Beamtenlebens in einer Hinterhof-Bruchbude.

Schachspiel ade, das Chaos mit Terroristen aller Couleur beherrscht das Agentendasein unter dem Imperativ «Einer muss bezahlen, sieh zu, dass du es nicht bist». Sonst landest du im «Slough House», der Entsorgungsabsteige des britischen MI5. Und Chef dieser

Looser-Truppe ist Jackson Lamb, die Trümmer-
version von George Smiley.

Folglich kein Zufall, dass Gary Oldman, der Smiley in «Tinker, Tailor, Soldier, Spy» (2011) verkörperte, nun in der TV-Serie «Slow Horses» auch die schlammige Reptilversion Jackson Lamb spielt («Geht es nur mir so? Oder ging um 1977 der ganze Spass verloren?»), der im Sumpf (slough) seines Hauses mit Fiesheiten nach seinen Versagerangestellten schnappt. Seiner Sekretärin im knarrenden Rieselkalk-Drei-Stockwerke-Haus stellt er regelmässig einen Whisky vor die Nase, wohl wissend, dass sie wegen Alkoholismus geschasst wurde und bei den Anonymen Alkoholikern gegen die Sucht ankämpft.

Legt sie ihm Akten vor, wischt er diese, sich fläzand am Schreibtisch hockend, mit den Füßen in löchrigen Socken auf den Boden, zu den Zigarettenschachteln, Bierbüchsen und anderem Unrat. Lamb, saufend, kettenrauchend und furend, war mal eine grosse Nummer im Regent's-Park-Hauptsitz. Im Abstelllager «Slough House» reagiert er seine Bitterkeit mit toxischen Beleidigungen ab, ist aber nicht bereit, seine «lahmen Gäule» von der arroganten Diana Taverner (Kristin Scott Thomas), Chefin des MI5, genannt «Lady Di», für ihre Fehler zahlen zu lassen. «Lady Di» ist auch nur Abschaum; nur schwimmt der halt oben und federleicht über dem Sumpf.

Lamb mag wie ein sprühfroher Gullenwagen seine Versager und Diana besprenkeln; kommt es aber darauf an, stellt er sich schützend vor seine Deppen. So läuft eine Entführung katastrophal aus dem Ruder, und Madame Taverner will es den «lahmen Gäulen» unterschieben.

Neuzugang unter den Parterre-Akrobaten ist River Cartwright (Jack Lowden), der zum furiosen Auftakt der Serie als angehender Top-Spion übereifrig ein Sprengstoffattentat vergurkt. Mitschuld trägt allerdings ein Kollege, der ihm eine falsche Personenbeschreibung durchgab; im «Sumpfhaus» aber landet River und muss Müllsäcke eines obskuren Journalisten durchwühlen, ohne zu erfahren, wonach er eigentlich suchen soll. Ungefragt geht er lieber dem Fall der missglückten Entführung nach. Seine Kolleginnen und Kollegen, die ahnen, dass sie wohl nie mehr aus der Bruchbude herauskommen werden und den Rest ihres Berufslebens in der kafkaesken Beschäftigungsmühle bleiben dürften, werden auch aktiv – zum Spott ihres Chefs.

Die Tiefe ist an der Oberfläche versteckt

«Slow Horses», die Apple-TV-Serie, basiert auf dem ersten Roman der erfolgreichen Jackson-Lamb-Reihe des britischen Autors Mick Herron (auf Deutsch bei Diogenes). Mit der Figur des galligen Zynikers, der seine Jammerlappen malträtiert, um seinen Frust übers kaputte System abzureagieren, schuf Herron eine Art Mephisto des aktuellen Zeitgeistes. Einen Typ, der stets verneint, denn alles, was noch entsteht, richtet sich selbst zugrunde, schafft aber am Ende Gutes, obwohl er nur Böses will, in einer Welt,

Die Dialoge sind messerscharf, und die Pointen entfalten ihren Biss durch Verzögerung.

die nur noch irrsinnig ist. Herron erzählt das im Sinne Oscar Wildes, indem er die Tiefe an der Oberfläche versteckt, mit feixender Lust in einer Mischung aus Büro-Komödie à la «The Office» und Thriller. Es ist die Stunde der Komödianten, mit Jackson Lamb im Zentrum eines Altbaus, von dem der soziale und seelische Bröckelputz rieselt, und einer Diana Taverner, die porzellan-glatt ihre Winkelzüge zum eigenen Vorteil macht, aber Verantwortung vorgaukelt. Das funktioniert glänzend und macht richtig Spass.

«Slow Horses» ist Satire, Endspiel und Intrigantenstadel. Die Dialoge sind messerscharf, die Pointen entfalten ihren Biss durch Verzögerung, und Gary Oldman und Kristen Scott Thomas verkörpern in ihrer Gegensätzlichkeit – hier die Sumpfkroete, dort die kristallharte Eitelkeitskracherbse – vortrefflich ein Business, das nur noch dank Missgunst, übler Nachrede, Ressentiments, Schadenfreude, Hinterfotzigkeit funktioniert. «Surrounded by losers, misfits and boozers...» singt Mick Jagger im Titelsong «Strange Game». Verlierer, Aussenseiter, Alkoholiker sind vielleicht die Letzten mit menschlichen Zügen. Alle Mick-Herron-Romane sollen verfilmt werden. Wenn sie so gelingen wie «Slow Horses», besteht Grund zur Freude.

Kunst Nacktheit, die von innen kommt Angelika Maass

Manon – Einst war sie «La dame au crâne rasé». Fotostiftung Schweiz, Winterthur. Bis 29. Mai

Irgendwie habe ich sie alle verpasst, die grossen und kleineren Einzelausstellungen, und Manons Schaffen immer nur im Kontext von Gruppenausstellungen wahrgenommen. Umso mehr ist die aktuelle Schau in der Fotostiftung Schweiz wie ein grosses Geschenk für mich – und gewiss für viele andere auch. «Manon – Einst war sie «La dame au crâne rasé» ist reich, tiefgründig und so überzeugend komponiert, dass sie jedem Kunsthaus Ehre machen würde. In sechzehn Werkkomplexen, die von 1977 bis in die Gegenwart reichen, ist eine Künstlerin zu erfahren, die einen packt und beeindruckt und nicht mehr loslässt – in ihrer Verletzlichkeit und Stärke, ihrem Mut.

Und in dem, was die Vergänglichkeit dem Menschen zufügt. Die 1940 geborene Zürcher Künstlerin Manon zeigt es immer wieder. Dadaistisch schön, ironisch distanziert stellt sie ihre Kunstfigur, die längst eins geworden ist mit der Frau, die sie schuf und verkörpert, vor Berechnungen zu «Lebensdauer», «Banalitätenfaktor», «Wehmut», «allen Irrtümern», «den gesammelten Lächerlichkeiten», nämlich in der Werkgruppe «Künstler Eingang», mit der die Fünfzigjährige nach langer Schaffenspause im Jahr 1990 ihre künstlerische Arbeit wieder aufnahm.

Mit vollem Körpereinsatz

Wie wichtig Zeit und ihr mit Angst besetztes Vergehen sind, wird gleich zu Beginn der Ausstellung sinnfällig. In der Installation «Zeitanzeige in Rot» (2014) hat die sprechende Uhr das Wort und gibt listig den Ton an für alles, was folgt. Noch ausserhalb dieses ersten Raumes hängt ein Spiegel, dem die bald 82-Jährige mit Lippenstift ein «too late!» aufgemalt hat, und dies nicht nur, weil das Winterthurer Projekt wegen Corona nicht wie geplant im Herbst 2020 starten konnte.

So begegnet uns denn die Pionierin der Selbstdarstellung, die Wegbereiterin feministischer Kunst, diese Existenzialistin unter den Verwandlungskünstlerinnen und Identitätsbefragern in der Winterthurer Schau – an deren Einrichtung Manon zusammen mit ihrem Assistenten Sacha Nacinovic und Kuratorin Teresa Gruber massgeblich beteiligt war – vor allem unter dem Zeichen der Vergänglichkeit, was die sehr persönlichen, zugleich mitmenschlich und gesellschaftlich-politisch relevanten Aussagen ihrer Werke doppelt unterstreicht.

Da ist es nur logisch, dass die Chronologie keine entscheidende Rolle spielt. Das jüngste Werk, «Meines Vaters Bücher» (2022), findet sich irgendwo in der Mitte, ein Turm aus dreissig Publikationen, die der renommierte Hochschulprofessor veröffentlichte: seltsam berührend, gerade wenn man weiss, dass Manon von frühester Kindheit an einen schwierigen Weg gehen musste, ungeliebt, sich für immer wie ein Fremdkörper in der Familie fühlend.

Die Klammer, die alles zusammenhält, sind grossformatige Foto-Tableaus aus dem umfassenden Langzeitprojekt «Hotel Dolores» (2008–2011), einer verschwörerisch-inspirativen Ode an die Vergänglichkeit. Nicht nur die Vergänglichkeit der verlassenen und heruntergekommenen Interieurs dreier Kurhotels in Baden, sondern an die «Vergänglichkeit von allem», wie die Künstlerin in Lekha Sarkars Film «Manon – Glamour und Rebellion» betont (2013, in einem Nebenraum der Ausstellung zu sehen). Da braucht Manon, die mit vollem Körperein-



Pionierin der Selbstdarstellung: Künstlerin Manon.

satz alles zu geben vermag, gar nicht mehr unbedingt selbst aufzutreten; sie zeigt und belebt Gewesenes in seiner ganzen Nacktheit, einer Nacktheit, die von innen kommt und zu jedem Betrachter, jeder Betrachterin anders spricht.

So wie sich auch die anderen Werke im Hier und Jetzt neu bewähren: die Aufnahmen von der schönen jungen Frau mit dem rasierten Schädel, von all den Maskeraden, Umwertungen, dem von innen und aussen bestimmten Gefangensein mit seiner Preisgabe, seiner Entblössung, seiner Provokation und Scham.

Oper

Tode und Verklärung

Gerhild Heyder

Marina Abramovic: 7 Deaths of Maria Callas.
Deutsche Oper Berlin

Unter den berufsbedingt egozentrischen Künstlern sind Performancekünstler sicher die ausgeprägtesten Egomanen: Der volle Körpereinsatz erfordert ein gebührendes Mass an Exhibitionismus. Und wenn sich die berühmteste lebende Performerin Marina Abramovic auf der Bühne mit ihrem Idol Maria Callas vereinigt, indem sie die sieben Bühnentode der Primadonna assoluta nachstellt, dann hat das zunächst etwas Verführerisches.

Seit sie mit vierzehn Jahren zum ersten Mal eine Arie der Callas im Radio hörte, verfiel die heute 75-Jährige dem Zauber ihrer Stimme. Sie entdeckte Ähnlichkeiten im Lebenslauf, die strenge Mutter, die Besessenheit, die alles andere der Kunst unterwirft, das Leiden und den Schmerz. Und brauchte doch dreissig Jahre der Auseinandersetzung mit dem Objekt ihrer Verehrung, bis die Bühnenidee Gestalt annahm.

Nach der Uraufführung in München 2020 war das hundertminütige Opernprojekt jetzt in der Deutschen Oper Berlin zu erleben. Während des ersten Teils liegt Marina Abramovic für

Marina Abramovic stirbt alle Bühnentode persönlich, begleitet von Willem Dafoe.

eine gute Stunde regungslos im Bett, wächsern, wie dahingeschieden. Ihre starre Präsenz beherrscht die nicht gerade ereignisarme Bühne, in deren Hintergrund eine riesige Leinwand mit wechselnden dräuenden Wolkenformationen, Donner und Blitz auf das Kommende hinlenkt, untermalt von poetischen Texten, pathetisch raunend vorgetragen von der dunklen, hypnotischen Stimme der Künstlerin.

Dann treten nacheinander in seltsamen Dienstmädchen-Uniformen sieben Sopranistinnen auf (herausragend Adela Zaharia als Lucia), die die berühmten, hochdramatischen Callas-Arien aus den tödlich endenden Opern von Verdi («La Traviata», «Otello»), Puccini («Tosca», «Madame Butterfly»), Bizet («Carmen»), Donizetti («Lucia di Lammermoor») und Bellini («Norma») singen dürfen.

Allerdings sind es nicht in jedem Fall die Todesarien, obwohl die (stummen) filmischen Szenen dies suggerieren: Marina Abramovic stirbt alle Bühnentode persönlich, begleitet von Willem Dafoe, der die männlichen Rollen übernimmt – ein zarter und doch kraftvoller sensibler



Starre Präsenz: Performerin Abramovic.

Gegenpart zu der statuarischen Schmerzengestalt. Violetta verlöscht an der Tuberkulose; Tosca stürzt sich von einem Wolkenkratzer in die Tiefe; Otello setzt Desdemona eine massige Würgeschlange an den Hals; Madame Butterfly läuft im Schutzanzug durch eine kontaminierte Landschaft, in der sie stirbt; Carmen wird im Tanz, einem Stierkampf gleich, von Don José erstochen; Lucia stirbt im Wahnsinn; Norma geht ins Feuer, tapfer folgt ihr Pollione. Alle Szenen werden in weihevoller Langsamkeit zelebriert, immer an der Grenze zum Kitsch, die hier überschritten wird: Dafoe als Pollione, geschminkt und in Goldlamé gewandet, die entschlossene Norma an der Hand, so ergibt sich das hohe Paar den Flammen.

Im zweiten Teil der Aufführung verlässt Marina Abramovic das Bett, schleppt sich mühsam

durch das Schlafgemach (die letzte Wohnung Maria Callas' in Paris, in der sie 1977 mit 53 Jahren an einem Herzinfarkt starb), zerschmettert noch eine Vase und verlässt den Raum, untermalt von den sphärischen Klängen des Komponisten Marko Nikodijevic (musikalische Leitung: Yoel Gamzou). Das Kostüm der Sängerinnen erklärt sich nun, sie reinigen das Sterbezimmer und verhängen das Interieur mit schwarzen Tüchern. Auftritt Marina Abramovics als Callas, deren Originalstimme nun den Opernraum ausfüllt. Ende.

Das ist alles recht fern von der früheren Radikalität der Marina Abramovic. Vielleicht war die Verschmelzung mit einer angebeteten Ikone doch keine so gute Idee. Jedenfalls keine zündende. Dennoch erhielt die Performerin tosenden Beifall und Standing Ovations.

Pop

Crooner unserer Zeit

Thomas Würdehoff

Father John Misty: Chloë and the Next
20th Century. Sub Pop/Bella Union

Kaum jemand hörte ihn kommen. Irgendwann, vor gut zwanzig Jahren erschien Joshua Michael Tillman plötzlich im Unterholz der Pop-industrie. Ziemlich früh schon, um 2003, nahm er sein erstes Album auf, noch ein bisschen verschämt unter dem Namen J. Tillman («Untitled No. 1»), dann noch eines, und schliesslich bekam er für «Minor Works» 2005 schon ein wenig Anerkennung. 2008 fand er dann einen Job als Drummer bei den bald sehr angesagten Fleet Foxes und blieb dann erst mal in der Band. Das zog sich so hin bis 2012, und dann endlich platzte der Knoten: Father John Misty sprang aus der Torte, J. Tillman hatte seine Bestimmung und Projektionsfläche gefunden.

Fortan liess der Mann mit dem schwarzen Rauschebart, der sich ausnahm wie eine Mischung aus Eremit und Hipster, bei seinen ins Romantische lappenden Songs mehr und mehr einen Hang zu orchestraler Schwermut erkennen. Irgendwie erinnerte sein sangbarer Pop immer auch an die Schwarzweiss-Melodramen Hollywoods – unterfüttert mit rätselhaft-stimmungsvoller Lyrik, gelegentlich (und Gott sei Dank!) von galligem Sarkasmus durchzogen.

Tatsächlich erfordern seine Texte ein einigermaßen schwindelfreies Gemüt. Als früherer Beatles-Jünger fühlt man sich bisweilen an die bunten Metaphern-Blitze aus «Lucy in the Sky With Diamonds» oder an surreale Genreporträts wie «Eleanor Rigby» erinnert.

Gedrechselte Verse

So erzählt Father John Misty etwa von Chloë, einer Sozialistin in einem Gemeindebezirk, die als Kunstkennerin auf Cocktailpartys in der City ihre Spuren hinterlässt und deren Seele, fast im Sinne des Suprematisten Kasimir Malewitsch, als «pechschwarze Ausdehnung» beschrieben wird. Nach einem Bootsunfall, bei dem sie in Zeitlupe unnachahmlich ihre Zigarette zu Boden gleiten lässt, endet der kurze Sommer der kühlen Chloë an ihrem 31. Geburtstag. Auf dem Balkon lauscht sie noch einer Aufnahme von Wagners «Walkürenritt» und stürzt sich dann beseelt hinunter ins Herbstlaub. Dieses bizarre Stimmungs- und Schicksalsgemälde lässt Father John Misty von einem flotten Quickstepp mit gestopfter Trompete und kleiner Tanzkapelle untermalen – so etwas hätte glatt auch in einer englischen Music Hall erklingen können. Man wäre

nicht überrascht, wenn ein blasierter Dandy wie Noël Coward mit Zigarettenspitze und spöttischer Miene durch die gedrechselten Verse tänzeln würde.

Oft zeigen die ausladend-melodiösen Songs des 42-jährigen Songwriters einen ausgeprägt klaustrophobischen Charakter. So in seinem melancholischen Roadsong «Goodbye Mr. Blue», der sich zunächst wie eine sentimentale Erinnerung an John Schlesiingers New-York-Klassiker «Midnight Cowboy» und dessen Titelmelodie «Everybody's Talkin'» ausnimmt. Doch in Father Johns eigentlich zukunftsfroher Countrynummer um Abschied und Ernüchterung dreht sich der Text wie irre im Kreise, als wär's ein Bild von M.C. Escher:

*Vielleicht ist Father John Misty
es sogar, der den grossen gefühligen
Popsong wieder einmal rettet.*

«When the last time was our last time / If only then I knew / The last time was our last time / Would've told you that the last time comes too soon.»

Ob nun in schwelgerisch orchestrierten Hollywood-Elegien wie «Funny Girl» oder in einem introvertierten Bossanova wie «Olvidado» – Father John Misty ist ein vielseitiger Meister seines Metiers. Vielleicht ist er es sogar, der den grossen gefühligen Popsong wieder einmal rettet (seine cleveren Melodien heften sich geradezu unablösbar im Gehörgang fest). Erstaunlicherweise vermeidet er bei seiner Reanimationsaktion jegliche Nostalgie, nimmt noch nicht mal eine theatralische Attitüde an. Er schafft das verblüffende Sowohl-als-auch: Zum einen verkörpert er sein Alter Ego, das seine Songs mit einem Schleier von irisierender Künstlichkeit vor Klischees schützt, zum anderen bleibt er ganz bei sich. Anders als sein weibliches Pendant Lana Del Rey (die gelegentlich seine Songs singt und in deren Videos er auftritt), geht ihm alles Mondäne ziemlich ab. Vielleicht ist er ja gerade deshalb ganz beiläufig zum Crooner unserer Zeit geworden.



Cleverer Melodien: Father John Misty.

Jazz

Gang zu den Vätern

Peter Rüedi

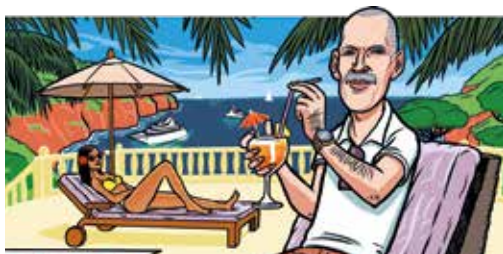
Scott Hamilton: Classics.
Stunt Records. STUCD 22032

«Innovation» ist in der Kunst als Begriff so zwiespältig wie «Wachstum» in der Wirtschaft. Ich erinnere mich, in welche Nöte die Kulturförderung der Pro Helvetia gelegentlich geraten ist, weil sie «Innovation» als eine unabdingbare Voraussetzung in ihren Förderkriterien festgeschrieben hatte. Wann ist Kunst, wann ist Jazz «innovativ»? Meint das, der Künstler, der Musiker habe in einem Prozess der steten Verwandlung eine neue Sprache nach der andern (und damit sich selbst) zu erfinden? Oder ist schon «innovativ», wer in einer einmal erfundenen (oder gefundenen) Sprache spannende Geschichten erzählt? Es gibt bekanntlich ganze Kulturen, in denen «Originalität» nichts, «Tradition» aber fast alles bedeutet. Unter gewissen «avantgardistischen» Jazzanhängern gilt dagegen als «Reaktionär», wer sich auf Traditionen, auf eine Art Klassik bezieht.

Der Tenorsaxofonist Scott Hamilton ist ein Klassizist. Mit Jahrgang 1954 wurde er Mitte der siebziger Jahre bekannt mit einem Jazz, wie er vor der «modernen» Revolution des Bebop in war, des Swing der dreissiger Jahre. Er verstand sich als Enkel jener Protagonisten, die das Tenorsaxofon recht eigentlich zur wichtigsten Stimme dieses Stils gemacht hatten: Coleman Hawkins und Ben Webster zumal, aber auch Don Byas, Chu Berry oder Flip Phillips. Sie alle, aber auch deren «stilistische Söhne» wie Zoot Sims beschwört Hamilton mit mächtigem Atem. Er verschmilzt deren zupackend voluminöse, hart swingende, aber auch unvergleichlich entspannte Stilistik in einem eigenen rauchig-lyrischen Sound, einer Art aus klassischen Ingredienzien zusammengesetztem Tenor-Klassizismus. Selbst Hawkins' grosser Antagonist Lester Young ist darin präsent – nicht im Ton, aber im Timing.

Jetzt präsentiert sich Hamilton noch in anderem Sinn als Klassizist. Mit einer exzellenten skandinavischen Rhythmusgruppe (Jan Lundgren, *piano*, Hans Backenroth, *bass*, Kristian Leth, *drums*) interpretiert er Ohrwürmer aus dem klassischen Repertoire, als wären es Songs aus dem «Great American Songbook»: Stücke oder einzelne Themen von Rachmaninow, Ravel, Debussy, Dvorák, Chopin. Die Knüller sind der berühmte Hit aus Tschaikowskys «Schwanensee» und «Dein ist mein ganzes Herz» aus Lehárs «Land des Lächelns». Keine verkrampfte «Third Stream»-Fusion. Swingender, entspannter, zeitloser Mainstream-Jazz.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Freund Igor

Mark van Huisseling

Ich lernte Igor in St. Moritz kennen, natürlich, vor zwölf Jahren. Er war Chef einer Firma, die irgendwas mit Energie zu tun hatte, *pretty boring*, eher langweilig, sagte er selbst. Was aber nicht schlimm war – er hatte Ausstrahlung, war gebildet und witzig (für einen Russen), seine Frau Natasha handelte mit Kunst. Mit anderen Worten: Ein Paar, das ankam in der sogenannten feinen Gesellschaft; «neue Russen» galten damals als hoffnungsvoll (im Gegensatz zu den «alten Russen» mit Banknotenbündeln in den Taschen ihrer Pelzmäntel und Escort-Girls am Arm).

Zuvor war Igor Finanzchef der Zürcher Beteiligungsgesellschaft von Viktor Vekselberg gewesen (den man als «guten Oligarchen» beschrieb). Später trat er als Unternehmer auf, ohne zu betonen, dass «seine» Firma respektive das Geld, mit dem er diese gegründet hatte, Vekselberg gehörte. Das Businessmodell war, eben, irgendetwas mit Energie(erzeugung), dem wichtigsten Markt Italiens. «Warum Italien?», fragte ich. «Ah, easy, das Land ist chaotisch und korrupt», antwortete Igor, «damit kenne ich mich aus.»

Womit ich mich auskenne (ein wenig): Zeitschriften. 2010 verstand ich noch weniger davon, weshalb ich eine gründen wollte. Immerhin war ich erfahren genug, es nicht nur mit eigenem Geld tun zu wollen. Also fragte ich Igor, ob er investieren möchte. Ich pitchte ernsthaft, inklusive Einladung zum Abendessen ins «La Rocca». Bereits vor dem Hauptgang sagte er zu – «I'm excited, let's do this». Klar, es ging um kleines Geld für seine Verhältnisse, dennoch staunte ich, wie angetan er von meiner Geschäftsidee war. Bis ein Bekannter

darauf hinwies, dass er wohl kaum wegen der allfälligen Rendite auf seiner halben Million einsteige, sondern weil er mit Statusgewinn rechne («Kennst du diese Zeitschrift? Gehört mir . . .»). Doch ich hatte Glück, ich fand keine weiteren Investoren, besser: Mäzene, verwarf den Plan darum (und kaufte stattdessen einen Hausteil auf Ibiza).

Igors geschäftliches und privates Leben, so sah's aus, entwickelte sich erfreulich. Und zwar schneller, als man «Strohmann» oder «OPM» (*other people's money*) sagen konnte: Haus am See (mit Privatstrand) für die wachsende Familie, schicke Location im Zentrum Zürichs für die Galerie der Gemahlin, Zweitimmobilie in Saint-Tropez. Während eines Dinners fragte er mich, ob es einen Russen gebe, den ich befragen möchte, vielleicht könne er behilflich sein. Ich antwortete: «Roman Abramowitsch, ein Interview mit ihm würde jede Zeitung drucken.» – «Roman, aha – du wärst überrascht, Mark, wie wenig der zu sagen hat», erwiderte er.

Im Frühjahr 2014 dann fand die Annexion der Krim durch Russland statt, das warf Wellen bis ans Zürichseeufer: Auf Igors Party im Juni erblickte ich *zero* Schweizer (ausser Thomas Borer, doch der zählt in dem Bezugsrahmen nicht). Einen Monat später wurde Igor an der Riviera von der Polizei festgenommen und nach Mailand in Unter-

«Die Behörden haben voll danebengehauen, sie verdächtigen mich, bloss weil ich Russe bin.»

suchungshaft überführt. Es ging, verkürzt, um Betrugs- sowie Urkundenfälschungsvorfälle et cetera, seine Firma habe vom italienischen Staat Zuschüsse von 37 Millionen Euro erschlichen.

Als er wieder draussen war, sagte er mir: «They got it all wrong», die Behörden hätten voll danebengehauen, «sie verdächtigen mich, bloss weil ich Russe bin.» Ich dachte: «Maybe, maybe not.» Smart und fleissig ist er, kein Zweifel, aber der Aufstieg war auffallend schnell und steil. (2019 wurde er von einem Mailänder Richter zu einer Haftstrafe von viereinhalb Jahren verurteilt. 2021 hob das Appellationsgericht «überraschend», *NZZ am Sonntag*, die Gefängnisstrafe auf, auch

dieser Entscheid ist anfechtbar; Vekselbergs Beteiligungsgesellschaft erlitt aus den Geschäften einen Verlust von 200 bis 350 Millionen, angeblich; das Verhältnis zwischen dem guten Oligarchen und Igor soll getrübt sein.)

Vergangene Woche habe ich mitbekommen, übrigens, dass Igor, zu dem ich keine Verbindung mehr habe, sein Haus am Zürichsee zu verkaufen versucht, wieder mal und ganz legal (sein Name steht nicht auf den Sanktionslisten gegen Putin-Vertraute), mit Russen-Malus dennoch – für 20 Millionen, vor zwei Jahren wollte er noch 25 Millionen.



UNTEN DURCH

Mobile Schweiz

Linus Reichlin

Mein Vater buchte seine Reisen immer bei der Firma Kuoni. Als Kind war diese Firma für mich eine Art mobile Schweiz, die man überallhin mitnehmen konnte. Wenn man zum Beispiel mit Kuoni nach Tunesien reiste, entfaltete sich bei der Ankunft ein unsichtbarer helvetischer Schutzschirm, unter dem man im politisch unsicheren und armen Tunesien in völliger Sicherheit und im gewohnten Wohlstand lebte.

In Tunesien gab es Kinder, die auf der Strasse lebten, weil sie nicht mit Kuoni hierhergereist waren, sondern es vorgezogen hatten, gratis und ohne Buchungscode hier geboren zu werden, was ich als Kind für einen schweren Fehler hielt. Denn wenn diese Kinder Tunesien mit Kuoni gebucht hätten, hätten sie wie ich im Hotel wohnen können, und abends hätten sie nicht die übriggebliebenen Datteln essen müssen, sondern sie hätten sich am Buffet aus Butter modellierte Schwäne auf knusprige Brötchen streichen können.

Mein Vater versuchte mir zu erklären, dass die Wirklichkeit ein bisschen komplizierter war, als ich sie mir vorstellte, aber für komplizierte Gedankengänge war es mir in Tunesien zu heiss.

Die Fähigkeit von Kuoni, überall auf der Welt ein schweizerisches Umfeld zu schaffen, endete eindeutig beim Wetter. Ich hatte zwar in Tunesien genauso viel zu essen wie in der Schweiz, ein ebenso bequemes Bett und sogar ein eigenes Telefon auf dem Zimmer, aber das Wetter war überhaupt nicht wie in Wil, St. Gallen. Meine Mutter sagte, deshalb seien wir ja hier, damit wir einmal etwas anderes erlebten als zu Hause in Wil. Das fand ich unlogisch, denn alles ausser dem Wetter war ja genauso wie zu Hause, das war ja in meinen Augen das Prinzip von Kuoni! Beim Wetter versagte Kuoni einfach, daran gab es doch nichts zu beschönigen!

Bei den archologischen Ausgrabungsstätten funktionierte das Kuoni-Prinzip übrigens auch nicht. Alle drei Tage musste ich in einem klimatisierten Bus zu einer archologischen Städte der Römer fahren. Während der Fahrt erklärte mein Vater mir, es heisse «archologische Ausgrabungsstätte», und ich solle mir die Ruinen ansehen, um zu lernen, dass Tunesien einmal eine hochentwickelte römische Provinz gewesen sei, und heute sei es nur noch ein Trümmerhaufen. Er sagte, daran könne man erkennen, wie schnell eine Zivilisation zusammenbreche, sobald die Araber ins Spiel kämen. Meine Mutter sagte, er solle mir nicht einen solchen Unsinn beibringen, die Römer seien an ihrem Untergang selber schuld gewesen, «wie du an deinem auch». Daraufhin stritten sie sich während der ganzen archologischen Besichtigung, obwohl auf dem Bus hinten ein Kuoni-Kleber klebte, sodass eigentlich alles so hätte sein sollen wie daheim. In Wil stritten sich meine Eltern nie oder jedenfalls nicht bei Besichtigungen von römischen Ruinen. Das Reisebüro Kuoni hielt also auch in diesem Punkt nicht ganz, was es versprach.

Nach der Besichtigung des zivilisatorischen Zusammenbruchs musste ich dann noch auf einem Kamel reiten, was mir ebenfalls nicht geheuer war, da sich das Kamel in zwei wesentlichen Punkten von dem Haflinger-Pferd des Bauern Sutter unterschied, auf dem ich in Wil manchmal ein paar Schritte reiten durfte (auf dem Haflinger, meine ich). Rundum glücklich war ich in Tunesien eigentlich erst

wieder, als wir im Hotel von einem Mann von Kuoni abgeholt und zum Flughafen gefahren wurden, wo wir in ein Flugzeug mit der Aufschrift «Swissair» einstiegen. Wir stiegen also gewissermassen in eine geflügelte Schweiz ein und liessen beim Start das ganze Tunesien einfach ein für alle Mal hinter uns. Als wir wieder in Wil ankamen, war es, als wären wir nie weg gewesen. Dafür war ich dem Reisebüro Kuoni im Grossen und Ganzen dankbar.



FRAUEN

Amber Heard, Überlebenskünstlerin

Julie Burchill

Die Kombination von umwerfender Schönheit und Mumm macht Amber Heard zu einer fabelhaften Überlebenskünstlerin. Doch wie Jada Pinkett Smith und Angelina Jolie droht auch ihr das Schicksal, dass sie bei den geistig weniger Bemittelten in Erinnerung bleiben wird als «die Bitch-Göttin, die einen guten Mann zu drastischen Mitteln greifen liess».

Die in Texas geborene Heard hat erzählt, ihr Vater, der seine Frau schlug, habe sie, Amber, behandelt wie «den Sohn, den er nie gehabt hat», und so habe sie ihn beim Jagen und Reiten begleitet. Sie nahm auch an Schönheitswettbewerben teil und besuchte eine katholische Schule. Dass in den prägenden Jahren so Widersprüchliches aufeinanderprallte – Verehrung für einen gewalttätigen Elternteil, ausserordentliche Schönheit und ein beengender Glaube –, liess eine interessante Frau heranwachsen.

Dies also war die Ausgangslage wie schon so oft zuvor: Eine junge Frau mit Komplikationen zog nach Hollywood, um diese dort in klingende Münze umzusetzen, indem sie sich auf die Darstellung anderer Menschen kaprizierte. Sie arbeitete stetig, fiel aber nicht weiter auf

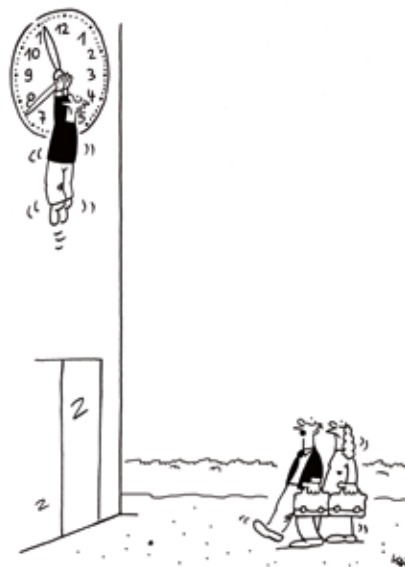
– bis sie 2011 Johnny Depp kennenlernte, der 22 Jahre älter war als sie.

«Meine Mutter war vielleicht der fieseste Mensch, den ich im ganzen Leben kennengelernt habe», sagte Depp an deren Beerdigung, sie habe ihn regelmässig geschlagen. In Heard fand er eine Seelenverwandte, doch solche Verbindungen können aufbauend und zerstörerisch zugleich sein, weil scheinbar ausgeglichene Menschen beieinander die schlummernden destruktiven Aspekte der Persönlichkeit aktivieren können.

Verheiratet waren sie nur von 2015 bis 2017, doch selbst fünf Jahre danach macht der Heard-Depp-Hickhack noch immer Schlagzeilen. Es ist der Inbegriff eines Er-sagt-sie-sagt-Gerangels, bei dem beide Seiten einander brutalen Missbrauchs bezichtigen und grosse Summen Geld einklagen: Zuletzt verlangte er fünfzig Millionen wegen Diffamierung, sie reagierte mit einer Gegenklage von hundert Millionen, weil er gegen sie eine Verleumdungskampagne führe.

Es entbehrt nicht der Ironie, dass Heard, die ihre schwierige Vergangenheit vergessen wollte, indem sie sich in der Darstellung anderer Menschen verlor, in Erinnerung bleiben wird wegen der Qualen häuslicher Gewalt, die sie ebenso wie ihren Ex-Mann geprägt hat und die sie einander gegenseitig zerfleischen lässt, was Millionen kosten und keinen glücklich machen wird.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Zusammenhang

Prosaiker: Ich habe die ganzen Ostern über versucht, einen Hexameter über Ostern zu verfassen, und bin beim Wort Karfreitag hängengeblieben. Welche Silbe von «Karfreitag» wird betont?

Poet: Spontan würde ich sagen, die mittlere: tataata. Damit wäre «Karfreitag» ein Antibacchius. Aber es könnte sich ebenso gut um einen Amphibrachys handeln: taataata. Andererseits ist das Wort Karfreitag aus drei einsilbigen Wörtern zusammengesetzt und könnte somit auch als Molossus betont werden: taataataa. Der Molossus passt semantisch zum Karfreitag, weil das lateinische Wort *molestus* «beschwerlich» bedeutet. Das Wort Kar in Karfreitag ist mittelhochdeutsch für «Trauer», was sich vom althochdeutschen *Chara* ableiten lässt, von der Wehklage, und mit dem altirischen *Gair* verwandt ist, was wiederum «Geschrei» heisst.

Prosaiker: Da denke ich weniger an Karfreitag als an Karaoke.

Poet: *Karaoke* ist Japanisch und bedeutet «leeres Orchester».

Prosaiker: Logisch, das Orchester ist leer, weil es einen freien Tag hat, nämlich den Karfreitag. Aber das ist doch alles nur Blabla ...

Poet: Die mittelhochdeutsche Silbe bla bedeutet «Goldgelb, Blond».

Prosaiker: Bei Goldgelb und Blond denke ich an ein Bier.

Poet: Von bla leitet sich Blau ab, die Komplementärfarbe von Gelb.

Prosaiker: Das passt. Blau-Gelb ist die Farbe der Biermarke Corona.

Poet: Womit wir unverhofft bei einem aktuellen Thema gelandet wären.

Prosaiker: Die Nationalflagge der Ukraine ist ebenfalls blaugelb.

Poet: Irgendwie hängt alles zusammen.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Schritt voraus

Das Büro der genialen Architektin Zaha Hadid stellte soeben einen langerwarteten Bau fertig. Bald wird es noch futuristischer.



Wie eine Weltraumstation in Dünenform: Beeah-Hauptsitz in Schardscha.

Als Zaha Hadid 2016 überraschend starb, verneigte sich die ganze Welt vor ihr. Sie war die berühmteste Architektin, baute visionär, ihr Werk begeisterte von Berlin über Aserbaidschan bis Peking. Ihren ersten Wurf platzierte die irakisch-britische Baumeisterin in Weil am Rhein 1993: Das skulpturale Feuerwehrhaus auf dem Vitra-Campus bedeutete für sie den Durchbruch.

Die Architektin, Professorin und Designerin arbeitete ab 1988 mit Patrik Schumacher zusammen, der nach ihrem Tod auch die Führung des Büros Zaha Hadid Architects übernahm. Vor wenigen Tagen stellte die Firma ihr jüngstes Projekt nach neun Jahren Entwicklungszeit fertig. Es handelt sich um den fast 3000 Quadratmeter grossen Hauptsitz der Beeah Group im Emirat Schardscha. Beeah ist ein Unternehmen, das sich gemäss eigener Website «eine nachhaltige Zukunft für alle» auf die Fahne schreibt. Es benütze «Nachhaltigkeit und Digitalisierung, um smartere Städte, eine modernere Wirtschaft und höhere Lebensstandards zu errichten», heisst es hochtrabend. Mit dem spektakulären Hadid-Geschäftsgebäude, das ausschaut, als hätte man mitten in der Wüste verschiedene Dünen zu

einer Weltraumstation zusammengeschoben, setzt Beeah – der Name bedeutet im Arabischen «Umwelt» – gleich die Messlatte: Es sei ein Nullemissionsbau, also nicht umweltschädlich. Die futuristische Anmutung ist typisch für Zaha Hadid. Büro-Chef Schumacher nennt den Stil «parametrisch»: eine «Eleganz geordneter Komplexität und der Eindruck nahtloser Fluidität», was auch den «natürlichen Systemen» entspreche, erklärt er den Begriff.

Wenig überraschend befasst sich der studierte Philosoph, Mathematiker und Architekt Schumacher bereits aber mit der nächsten Dimension. Im Metaversum plant er, einen autarken Lebensraum zu errichten. Metaversum ist das neue Second Life – also so etwas wie die virtuelle, digitale Erweiterung zur realen Welt. Das faszinierende Projekt soll eine Anlehnung an die «Freie Republik Liberland» sein. Diesen kleinen, als libertären Mikro-Staat gedachten Landstrich zwischen Serbien und Kroatien gibt es tatsächlich, die rechtliche Grundlage fehlt ihm allerdings, und daher ist er unbewohnt. Schumachers Idee ist nun, Liberland in der virtuellen Wirklichkeit aufblühen zu lassen.

Betty Legler

Die Sängerin Betty Legler stürmte Anfang der 1980er Jahre die Schweizer Hitparade. Der Musik ist sie verbunden geblieben: als Therapeutin und Forscherin.

Weltwoche: Im Alter von zwanzig Jahren schafften Sie mit dem Stück «Rock for the Lady» den Durchbruch und wurden berühmt. Nach zwei kommerziell erfolgreichen Alben und vielen Auszeichnungen sowie Preisen hörte man nicht mehr viel von Ihnen. Was geschah damals?

Legler: Als geerdetes, aber auch braves Mädchen vom Land konnte ich gut mit dem damaligen Trubel um meine Person umgehen. Mir ging es immer um die Musik, die Kunst, das Handwerk und nicht darum, berühmt zu werden. Deshalb machte ich hinsichtlich Image und musikalischer Ausrichtung lange nicht alles mit, was die Plattenfirma von mir verlangte. Als Folge davon wurde ich kaltgestellt. Weil ich einen unbefristeten Vertrag unterschrieben hatte, kam das einem eigentlichen Berufsverbot gleich.

Weltwoche: Wie ging es musikalisch weiter?

Legler: Erst 1994 fing ich auf eigene Faust wieder an und gründete eine eigene Produktions-

gesellschaft. Die erste CD, eine auf 5000 Stück limitierte Special Edition, war ziemlich schnell ausverkauft. Dafür gäbe es heute einen Gold Award! Natürlich machte ich in all diesen Jahren immer Musik, komponierte und gab Konzerte. Bis zur Geburt meiner Tochter im Jahr 2001 habe ich immer auch von der Musik leben können. Eine Familie zu gründen, war mir dann aber wichtiger als das Rampenlicht. Ausserdem glorifiziere ich die Anfangszeit nicht, denn ich hänge nicht in der Vergangenheit fest, sondern schaue immer nach vorne.

Weltwoche: Sie haben sich ja dann auch anderen Musikstilen zugewandt. Wie kam das?

Legler: Als ich Mutter wurde, wollte ich ganz bewusst für mein Kind da sein. Während meiner Elternzeit habe ich die Musik aus der Perspektive der Kulturförderung und der Urheberrechte erlebt, als Stiftungsrats- oder Vorstandsmitglied. Gleichzeitig habe ich gemeinsam mit meinem Mann die Firma Future

Matters aufgebaut, die im Bereich Zukunftsforschung und Corporate Foresight inzwischen weltweit Unternehmen in Zukunftsfragen berät. Ab und zu spielte ich Konzerte mit einem kleinen, feinen Weltmusik-Ensemble, wo Alphörner und archaischer Jodelgesang auf Elemente aus anderen Kulturen trafen. Vor allem schätzte ich, dass ich dort grosse musikalische Freiheiten hatte und nicht in ein Korsett gezwungen wurde. Dann entstand irgendwann «Murrlibutz», ein musikalisches Märchen für Kinder, das heute als CD und Buch zum Standardrepertoire in Kindergärten gehört.

Weltwoche: Nun sind Sie sechzig Jahre alt. Was machen Sie heute?

Legler: Im Moment studiere ich im sechsten von acht Semestern im MAS Klinische Musiktherapie an der ZHdK und konzipiere musiktherapeutische Methoden und Instrumente. Musiktherapie ist eine aufstrebende und faszinierende Therapieform, die über die gesamte Lebensspanne eingesetzt werden kann. Meine Lust, zu arbeiten, ist sehr gross, ich möchte immer Vollgas geben, schliesslich habe ich nicht mehr vierzig Jahre Zeit, um eine Karriere aufzubauen. Und wenn sich die Gelegenheit ergibt, freue ich mich auch, hin und wieder als Musikerin auf der Bühne zu stehen.

Weltwoche: Wie sind Sie auf diesen Berufsweg gestossen?

Legler: Man kann sagen, dass ich eines Morgens, als ich wie immer im Wohnzimmer am Flügel sass, ein Schlüsselerlebnis hatte, einen eigentlichen Erweckungsmoment. Ich spielte einen einzigen Ton, immer und immer wieder, und widerstand der Versuchung, Akkorde und Verzierungen hinzuzufügen. Als ich begann, Vokale zu singen und auch hier auf «mehr» verzichtete, entstand eine Art innere Magie. Ich war völlig bei mir und fühlte mich gleichzeitig geerdet und im Flow und hatte einen absolut klaren Kopf. Diese Erfahrung wollte ich anderen Menschen weitergeben. Mit Musiktherapie und Forschungsarbeit kann ich das nun auf eine wissenschaftlich fundierte Weise tun. Das erfüllt mich mit tiefster Lebensfreude.

Michael Baumann



«Eine Art innere Magie»: Legler, 1991 und heute.

Die Glarnerin Betty Legler, Jahrgang 1961, schaffte in den achtziger Jahren mit den Alben «Betty Legler» und «Signs» den Durchbruch als Musikerin. Sie ging auf Europatour und war mit Grössen wie Chris de Burgh und Fats Domino unterwegs.



Beim Horn ums Egg

Restaurant Tüfenegg,
Dufourstrasse 154, 8008 Zürich,
Telefon 044 422 41 40

Wir hatten schon Angst, unsere lebenswürdige Quartierbeiz «Hornegg» im Zürcher Seefeld würde verschwinden, als die Stadt als Liegenschaftsbesitzerin eine langandauernde Renovation des Hauses ankündigte. Seit Jahren bieten Hedy und Urs Egger sowie ihr hervorragender Koch und auch Restaurantführer Ruban hier eine schmackhafte, «gutbürgerliche» Küche an, zu sehr anständigen Preisen. Hier verkehren Leute aus allen Kreisen der Gesellschaft und allen Stadtkreisen, eine bunte Mischung aus Originellen und Originalen, die sich alle hier zu Hause fühlen.

Eine wirklich gute Fügung hat nun ermöglicht, dass dieses lebenswürdige «Biotop»



nahezu ohne Unterbruch an einen neuen Standort – etwas grosszügig gesehen nur ums Eck – versetzt werden konnte. Statt am Tiefenbrunnen, dort, wo der Nebel- oder Riedisbach – der dem Quartier den Namen gab – in den Untergrund abtaucht, liegt es nun direkt beim Hornbach im früheren Restaurant «Tüfi», und sein neuer Name «Tüfenegg» amalgamiert so ziemlich alles aufs Glücklichste: eine wunderbare Lösung für die Freunde des Hauses. Drei Lampen und einige Küchengeräte konnten

mitziehen, vor allem aber bleibt das vertraute Angebot. Es gibt sogar einige zusätzliche Tische, eine grössere ruhigere Terrasse, der Raum ist etwas höher und weniger eng – aber die Stimmung ist die gleiche. Wir haben dieser Tage über Mittag an der Sonne einen hervorragenden Coq au vin mit Kartoffelstock gegessen – inklusive Salat und Suppe für Fr. 18.50. Bärlauch und Spargeln prägen das saisonale Angebot, aber auch Kabissalat und Ravioli; es gibt natürlich auch die beliebten Klassiker wie Wurst-Käse-Salat, vor allem ie Wienerschnitzel aus Kalbs- oder Schweinefleisch mit Pommes frites, Cordons bleus, Hackbraten et cetera.

Manchmal zaubert Ruban auch köstliche Spezialitäten aus seiner asiatischen Heimat auf den Tisch; er weiss aber genauso gut, mit Blut- und Leberwürsten umzugehen und allem andern, was zu einer währschaften Metzgete gehört.

WEIN/PETER RÜEDI

Grosse Klasse, kleine Kasse

Immich-Batterieberg: Detonation Riesling trocken 2020. 12%. Peter Kuhn Weine, Zürich. Fr. 18.–. www.peterkuhnweine.ch
Immich-Batterieberg: Cai. Mosel Riesling Kabinett trocken 2020. 12%. Fr. 14.50. (Ebd.)

Grosse Köche erkennt man an ihrem Umgang mit dem Einfachen. Grosse Winzer erkennt man an ihren (zumindest ihrem Preis nach) «kleinen» Weinen. Und an dem, was sie aus kleinen Jahrgängen machen. Letzteres trifft zwar auf das an der Mosel von langanhaltender Trockenheit geprägte Weinjahr 2020 nicht zu. Ersteres aber schon, wenn wir ungläubig den ersten Schluck eines Rieslings mit dem befremdlichen Namen «Detonation» schmecken. Er stammt vom Gut Immich-Batterieberg in Enkirch am unteren Ende der Mittelmosel. Klingt ziemlich martialisch-militärisch, wobei der Sachverhalt durchaus ziviler Natur ist. Im etwas moselaufwärts von Enkirch gelegenen Rebhang mit dem nachmaligen Namen «Batterieberg» wurde zwischen 1841 und 1845 mit Sprengbatterien eine Reihe von Felsen im von Schiefer und Quarzit geprägten Ge-



lände gesprengt, zwecks besserer Bewirtschaftung. Nach 500 (!) Jahren im Besitz der Familie Immich erlebt das Gut seit 2009 unter der Leitung von Gernot Kollmann eine steile Renaissance, namentlich mit trockenen, sehr schieferbetonten, naturbelassenen, biologisch produzierten Weinen aus definierten, oft steilen, zu grossen Teilen noch mit altem wurzelechtem Riesling bestockten Ersten oder Grossen Lagen (Ellergrub, Batterieberg, Zeppwingert). Sie machen das Top-Segment des insgesamt 7,5 ha grossen (besser: kleinen) Betriebs aus, die Beletage von Immich-Batterieberg.

Schlichtweg sensationell, meine ich, sind indes dessen vermeintlich «kleine» Weine vom Parterre oder Mezzanin. Zuallererst der genannte Detonation, ein Basiswein mit einer seinem Preis hohnlachenden Qualität.

Von mindestens vierzigjährigen Reben aus lauter manuell bewirtschafteten Steillagen stammend, ist dieser kristallin-mineralische Riesling mit seiner reifen Aromatik ein intensiv vibrierendes, lang nachhallendes, blitzsauberes, charakterstarkes Trinkvergnügen, gleichzeitig herb und elegant, straff und verspielt, duftig und würzig, tiefgründig und beschwingt. *All that heaven allows.*

Preislich (wie auch im Alkoholgehalt) noch geschlagen wird der Detonation vom Cai, einem Riesling Gutswein Kabinett (wie das in den etwas verwirrenden deutschen Weinhierarchien heisst): etwas weniger scharf geschliffen in der immer noch sehr präsenten Mineralik, aber insgesamt (nicht hinsichtlich seines geradezu rufschädigend tiefen Preises!) ein veritables Wunder an cool und hell strahlender Aromatik (Apfel, Aprikosen, Damassine, Limonen), mit für einen Wein seiner Klasse erstaunlich viel Struktur und Power.

Beide diese Weine von Immich-Batterieberg sind eine Musterlektion für jene Weinfreunde, die noch immer glauben, Klasse sei allein zu hohen Preisen zu haben.

Sparfüchse wie wir

Wenn der Dieselpreis hoch ist, lohnt sich ein Auto, das wenig verbraucht wie der BMW 420d xDrive Gran Coupé.



Zurzeit bekomme ich ab und zu Fotos zu- geschickt von Preisschildern an Tankstellen oder der Anzeige an der Zapfsäule, wo das Endergebnis des Füllvorgangs in Litern und Franken angegeben ist. Treibstoffe aller Art sind gerade teuer, die Empörung gross, und beim Strom, befürchte ich, steht die massive Preissteigerung erst noch aus.

Nicht nur deshalb sollte man zu regelmässige Tankstellenaufenthalte vermeiden. Es gibt Untersuchungen, nach denen die Reichweitenangst bei Elektrofahrzeugen nicht auf der Befürchtung beruht, dass man mit seinem Auto ohne Energie auf offener Strecke stehenbleiben könnte, sondern auf der geringen Lust, Zeit auf Rastplätzen zu verbringen. Ich kann das gut verstehen, an den wenigsten Tankstellen wird etwas gegen die Tatsache unternommen, dass man da hinhuss, aber nicht möchte.

Mein persönliches Glück war, dass ich zwei Wochen lang in einem Auto unterwegs war, das hervorragende Langstreckeneigenschaften mit aufreizender Sparsamkeit meisterhaft zu verbinden vermochte. Der BMW 420d xDrive als Gran Coupé ist ein ebenso gutaussehendes und angenehmes wie genügsames Reisefahrzeug. Mehr zufällig hatte ich in dieser Zeit gerade längere Distanzen zu fahren, am Mittwoch gleichentags von Zürich nach Stuttgart und wieder zurück, am Freitag nach Täsch VS und sonntags wieder nach Hause, und am Montag dann nach Steffisburg und Grindelwald und dienstags wieder zurück.

In dieser Zeit habe ich genau einmal getankt, das reicht dann im 420d für 800 Kilometer oder

mehr. Nach insgesamt 1391 Kilometern lag der Durchschnittsverbrauch bei 5,8 Liter auf 100 Kilometer – deutsche Autobahn, steile Bergstrassen und tiefe Temperaturen inbegriffen. In einem Auto, das neben einem intelligenten Allradantrieb auch noch eine Reihe anderer Annehmlichkeiten wie bequeme Ledersitze, alle gängigen Assistenzsysteme mit Head-up-Display, ausgezeichnete Geräuschkämmung und ein für ermüdungsfreies Reisen ebenso wie für sportliche Kurven geeignetes Fahrwerk vieles bietet, was gar nicht so sparsam wirkt.

Im 420d arbeitet ein hocheffizienter Dieselmotor, der vermutlich zum Besten gehört, was in dieser Kategorie zu haben ist, und der einem – aber auch das ist nur eine Vermutung – wohl viele Zehntausende Kilometer Freude machen würde. 190 PS reichen dabei vollauf, auch wenn oben hinaus «etwas die Kraft ausgeht», wie es mein Auto-Freund T. ausdrückte, mit dem ich unterwegs war. Ja, sagte ich, aber wie oft musst du bei 160 oder 180 km/h nochmals beschleunigen? Das Gute an einem Auto wie dem BMW Gran Coupé ist ja, dass seine Sparsamkeit auf jemanden wie mich abfärbt, mein ganzes Verhalten wird auch gleich etwas sparsamer. Aber vielleicht bin ich ja einfach nur leicht zu beeinflussen.

BMW 420d xDrive Gran Coupé

Motor/Antrieb: Dieselmotor mit Twin-Power-Turbo, 48 V Mildhybrid, 8-Gang-Getriebe; Hubraum: 1995 ccm; Leistung: 190 PS (140 kW); max. Drehmoment: 400 Nm / 1750–2500 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 7,6 sec; Höchstgeschwindigkeit: 233 km/h; Verbrauch (WLTP): 5,7–5,1 l/100 km; Preis: Fr. 61 200.–, Testauto: Fr. 88 310.–



OBJEKT DER WOCHE

Schützenhilfe von ganz oben

Maradonas «Hand Gottes»-Leibchen
Erwarteter Erlös: 4 bis 6 Millionen Pfund

Für die Argentinier war es das achte Weltwunder. Am 22. Juni 1986 überstieg ihr 1,65 Meter kleiner Fussballstar Diego Maradona (1960–2020) im WM-Viertelfinal gegen England im Aztekenstadion in Mexico City vor 114 580 Zuschauern in der 51. Minute den 1,83 Meter grossen britischen Rekordtorhüter Peter Shilton und erzielte mit dem «Kopf» das 1:0. Das Goal zählte, obwohl Maradona offensichtlich falschspielte. Argentinien gewann schliesslich 2:1 und wurde später Weltmeister. Fast noch berühmter als der Treffer selbst wurde Maradonas Analyse nach dem Spiel, als er in die Kamera sagte: «Es war ein bisschen Maradonas Kopf und ein bisschen die Hand Gottes.»

Das britische Auktionshaus Sotheby's versteigert nun das blaue Le-coq-sportif-Leibchen mit der Nummer 10 und dem gelben Argentinien-Aufnäher, das Maradona während des Spiels trug. Bis zum 4. Mai kann man online mitbieten. Es wird ein Erlös in Millionenhöhe erwartet. Derzeitiger Besitzer ist der englische Mittelfeldspieler Steve Hodge, der nach dem denkwürdigen Match das Tenue mit Maradona tauschte.

Im selben Spiel und im selben Trikot schoss Maradona vier Minuten später auch das 2:0. Dieser Treffer wiederum – Maradona dribbelte sich über die Distanz von 60 Metern durch die englischen Verteidigungslinien – wurde von der Fifa im Jahr 2002 zum WM-Tor des Jahrhunderts gewählt.

Benjamin Bögli

«Frei und unbezwingbar»

Chilly Gonzales begann als Barpianist, machte Punk und Rap. Heute spielt er Piano-Etüden. Der Kanadier über Humor in Zeiten der Tragödie, Alkohol auf Bühnen und Tage ohne Üben.

Mathias Haehl

Weltwoche: Jason Charles Beck, darf ich wie Ihre Managerin Sie Gonzo nennen?

Chilly Gonzales: Klar. Sonst pflegt man mich zwar Maestro zu nennen. *(Lacht)*

Weltwoche: Also: Maestro, wie kamen Sie zu Ihrem Künstlernamen Chilly Gonzales?

Gonzales: Als ich Barpianist war, beschrieb mich ein bekiffter Kumpel als eine wütend-scharfe Maus am Piano – seither heisse ich wie der Bruder der mexikanischen Comicmaus Speedy Gonzales.

Weltwoche: Wüten tun Sie heute nur noch selten, Sie geben eher besinnliche Klaviersolos an schicken Orten wie hier im Fünfsternehotel «Schloss Elmau». Wie war's?

Gonzales: Ich hatte Spass. Das Hotel zwischen Wäldern und Bergen ist weit weg von der Normalität. Hier zu spielen, ist wie ein Zurückgehen in aristokratische Zeiten: Ich werde nicht für den Auftritt bezahlt, aber ich bin eine Woche Gast hier. Ein wunderbarer Ort! Ich erlebte viel Energie zwischen mir und den Fans.

Weltwoche: Als Ex-Punk ganz ohne Stimulanz – was tranken Sie zwischen den Songs?

Gonzales: Wasser.

Weltwoche: Also nicht Schnaps wie in alten wilden Tagen?

Gonzales: Als Instrumentalist ist Alkohol nie dein Freund. Das geht vielleicht als Sänger. Der einzige Rockstar, mit dem ich arbeite, der manchmal auf der Bühne ein wenig trinkt, ist Jarvis Cocker. Er möchte sich so ein wenig lockern. Aber als Pianist will ich ein respektvoller Musiker sein. Ich habe zwar eine Punk-rock-Attitüde, aber ...

Weltwoche: ... nehmen Sie Künstler wie Keith Richards, Eric Clapton oder Ihr Landsmann Neil Young, die high spielten ...

Gonzales: ... *come on*, das sind nicht meine Vorbilder. *(Verärgert)* Diese altmodischen Rocker interessieren mich nicht. Ich denke lieber an Franz Liszt – der ist mein Idol, und der trank nicht. Oder an Rapper Lil Wayne und Cardi B, das sind die neuen Stars, mit denen ich aufwuchs. Hip-Hop ist seit meiner Lebenszeit die einzige neue Musikart, die kraftvoll ist – wie es einst Blues, Jazz oder Soul waren.

Weltwoche: Sie mögen aber auch Popstars.

Gonzales: Ja, Enya und Lana Del Rey, Daft Punk oder Rosalía. Sie sind mysteriös und glamourös – grösser als das Leben. Ich bewundere Künstler, die musikalisch fortgeschritten sind, es aber nicht zeigen müssen. Deren Kunst ist versteckt. Das ist auch mein Ziel, alles einfach

«Hip-Hop ist seit meiner Lebenszeit die einzige neue Musikart, die kraftvoll ist.»

aussehen zu lassen. Und dabei geheimnisumwittert zu wirken. Das Publikum soll sich fragen: Wie kann diese Figur in der realen Welt existieren?

Weltwoche: Genau: Wie sieht Ihr Leben aus?

Gonzales: Da gebe ich nichts preis, ich sage nicht, ob ich Kinder habe, verheiratet oder schwul bin. Aber ich fühle als Europäer. Meine Grosseltern sind in Ungarn geboren. Sie wollten das Land nicht verlassen, mussten aber, weil die Nazis sie umbringen wollten. Es war nicht so: «*Yeah, lasst uns nach Kanada gehen!*» – sondern: «*Mist, wir müssen.*» Dass ich heute zurück in Europa bin, ist die Erfüllung dieser Geschichte.

Weltwoche: Und jetzt diese Krisen: Corona und im Osten Krieg. Haben Sie Angst?



«Flossen hoch!!!»

Gonzales: Nein. Das Leben ändert sich, es gibt Unvorhergesehenes. Es geschahen schon immer schlechte Dinge – leider. Ich möchte nicht als Moralist wirken, ich sage nur: Hoffentlich können wir bald wieder optimistischer in die Zukunft blicken. Ich bin Künstler, kein Politiker.

Weltwoche: Sie hatten während der Corona-Monate eine produktive Zeit.

Gonzales: Sehr! Auch wenn ich wochenlang nicht auftreten konnte, spielte ich dafür ein neues Album ein. Mit Richie Hawtin, der auch als Plastikman bekannt ist ...

Weltwoche: ... ein britischer DJ und Technomusiker ...

Gonzales: ... es entstand ein Techno-Piano-Fusion-Album. Als Künstler muss man konstant den Kompromiss leben, ich habe gelernt, mich anzupassen. Tragik ist anders.

Weltwoche: Woody Allen sagte einmal: «Komödie ist Tragödie plus Zeit.» Wahr?

Gonzales: Wir Angelsachsen sagen es so: «Humor ist Tragik plus Zeit». Ich finde, es ist notwendig, Humor in solchen Zeiten zu bewahren. Ich stamme aus einer Familie, die nicht religiös, aber kulturell jüdisch war. Und der jüdische Humor kommt immer aus dieser Warte des Schmerzes, mit der Tragödie umgehen zu können. Auf der Bühne Humor zu nutzen, hilft, mein Publikum zu lockern. Deshalb auch mein Auftritt im seidigen Morgenmantel und in Hausschuhen – wie ein Gentleman, der Gäste empfängt. Wenn die Menschen entspannt sind, hat die Musik mehr Kraft.

Weltwoche: Wie wichtig ist Ihnen Routine?

Gonzales: Im Privaten brauche ich das sehr – auf der Bühne versuche ich aber, meiner Persönlichkeit zu entfliehen. Also möglichst keine Routine! Glauben Sie mir: Ich bin schüchtern und introvertiert. Aber nicht auf der Bühne – im gesetzlosen Raum, da mache ich meine eigenen Regeln. Das ist betörend, das lässt mein Adrenalin kochen. Ich bin dann frei und unbezwingbar. Auch auf das Publikum kann das übergehen: Wir wollen doch alle ab und an unserem Selbst entfliehen. Gemeinsame Entgrenzung – welch schöne Win-win-Situation!



«Wie in aristokratischen Zeiten»: Piano-Virtuose Gonzales.

Weltwoche: Welche Gefühle durchleben Sie bei Konzerten?

Gonzales: Viele verschiedene! Ich versuche einen Weg zu finden, dass jedes Stück wiedergibt, wie ich mich fühle. Manchmal spiele ich ernste Songs fröhlich – und dann umgekehrt fröhliche todernst. Also müssen meine Stücke eine Offenheit haben, denn ich kann Gefühle nicht verstecken. Die Leute spüren sie! Meine Kunst ist Ausdruck meines Lebens: Ich fische in meinem Inneren herum. Manchmal ist es ein hässlicher, wilder Fisch – und dann wieder ein schöner, der lacht. All das ist in mir drin!

Weltwoche: Mussten Sie auf der Bühne auch schon weinen?

Gonzales: Dagegen angekämpft habe ich immer mal wieder, aber einen Weinkrampf hatte ich noch nie. Ich habe aber schon oft danach in der Garderobe geheult. Letzten Herbst habe ich für meinen Vater ein Gedicht zu seinem 80. Geburtstag geschrieben. Er war

in Lille am Konzert dabei, als ich es vortrug, da brach mir die Stimme weg ... Gut, konnte ich mich am Flügel festhalten.

Weltwoche: Ist dieser Steinway-Flügel Ihr eigener?

Gonzales: Nein, Pianisten touren nicht mit ihren eigenen Flügeln.

Weltwoche: Keith Jarrett auch nicht?

Gonzales: Nein. Teil einer guten Performance ist der Kampf mit dem Flügel. Deshalb wurde Jarretts «Köln Concert» eine der erfolgreichsten Live-Jazz-Platten: Ein Wunderwerk entstand, weil er es hasste und sich am Flügel rieb. Bequemlichkeit ist unser Feind!

Weltwoche: Wie lange spielen Sie jeden Tag?

Gonzales: Ich spiele nur, wenn ich muss!

Weltwoche: So faul?

Gonzales: Bin ich faul – nein! Ich spiele nur unter Zwang. Wie die meisten Künstler.

Weltwoche: Und wenn Sie Drang dazu haben.

Gonzales: Genau. Oder eine Deadline. Oder ein Konzert. Manchmal berühre ich den Flügel drei Wochen lang nicht. Wenn Sie jeden Tag spielen – dann leben Sie nicht genug. Ich spiele nur, wenn es meine Inspiration verlangt, also wenn es über etwas zu spielen gibt. Wer täglich stundenlang spielt, spielt nur um des Spielens willen. Ich spiele über das Leben. Ich lebe.

Chilly Gonzales hat ungarische Wurzeln, wurde 1972 in Kanada als Jason Charles Beck geboren. In Montreal studierte er Jazzpiano, zog 1998 nach Berlin und lebte im Underground als Electro-Star, Rapper, Schlagzeuger und Pianist. Er konzertierte mit Feist und Peaches, arbeitet mit dem Kaiser Quartett oder Jarvis Cocker, den Rappern Drake oder Haiyti und gewann mit Daft Punk einen Grammy. 2009 spielte er ein 27-stündiges Dauerkonzert – Weltrekord. Er produzierte Alben von Jane Birkin oder Charles Aznavour und schrieb ein Buch über die Sängerin Enya. Seit 2011 lebt er in Köln.

Am 26. April spielt Gonzales im Casino in Bern, am 28. April im Theater 11 in Zürich.

Rap aus der Provinz

Spotify hat sich zum MTV der Generation Z durchgesetzt und die Hörgewohnheiten des Publikums verändert. Einst ersetzte die Compact Disc die Langspielplatte (welche derzeit ein Comeback feiert), diese wiederum wurde alsbald durch das MP3-File entmaterialisiert. Die Streamingdienste haben in der Folge den Musikmarkt endgültig in die virtuelle Sphäre bugsiiert. Der *long tail* wedelt kräftig, was bedeutet, dass der Nischenmarkt den grössten Anteil des Umsatzes mit Musik ausmacht. Dank der globalen Verbreitung durch den virtuellen Vertrieb avancieren Acts zu Streamingstars, die nicht in den einstigen Epizentren der angelsächsisch geprägten Hotspots beheimatet sind. Zum Beispiel in Wetzikon oder Wattwil. Aus der Gemeinde im Zürcher Oberland stammt der Rapper EAZ, der auf dem Track «Make Some Money» von Hip-Hop-Schwergewicht Snoop Dogg in Zürichdeutsch zu hören ist. Aus dem Toggenburg stammt der Produzent OZ, der zum Album «Certified Lover Boy» von Superstar Drake gleich vier Tracks beisteuerte.



Das Label Universal gratuliert EAZ aus Wetzikon zu Edelmetall.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, gibt es eine Stellung, die Frauen besonders mögen?

M.O., Rapperswil

Kurz vorweg: Es gibt sie nicht, *die* Frau. Jede Frau – und jeder Mann – ist ein Individuum mit einem unterschiedlichen Körper und auch unterschiedlichen Vorlieben. Was man aber beobachten kann, ist, dass viele Frauen Stellungen bevorzugen, bei denen sie entweder ihre Vulva und ihre Klitoris selbst stimulieren können oder der Körper des Mannes Vulva und Klitoris so berührt, dass diese mitstimuliert werden. So hat beispielsweise die Doggy-Stellung verschiedene Vorteile: Die Frau kann sich auf ihre Schultern oder den Bauch legen und

dabei mit ihren Händen selbst Vulva oder Klitoris stimulieren. Gleichzeitig stösst der Penis vorne an die G-Fläche und stimuliert diese zusätzlich – bei Frauen, die dort erregbar sind.

Eine andere sehr beliebte Stellung bei Frauen ist die Reiterstellung, da sie sowohl Tempo und Tiefe gut bestimmen und gleichzeitig ihren Venushügel am Schamhügel des Mannes reiben können. Auch in dieser Position kann sie sich zudem so mitstimulieren, wie es ihr passt.

Auch die Löffeli-Stellung ist bei vielen Frauen beliebt: Sie können so sehr viel Nähe zum Partner spüren, fühlen sich aber nicht so beobachtet und haben zudem ihre Hände frei, um sich selbst zu stimulieren. Aber: Es

gibt auch sehr viele Frauen, die extrem gut und schnell in Lust geraten und Quickies möchten – kurz und heftig. Diese Frauen sind total gut darin geübt, ihre Erregung – egal, in welcher Stellung – in kürzester Zeit von 0 auf 100 zu bringen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

AUF EINEN KAFFEE MIT ...

Claire Cloatre-Vinzant und Nicolas Bideau

Gipfeltreffen der Kaffeekultur mit der Nespresso-Vertreterin und dem Direktor von Präsenz Schweiz auf dem Jungfrauoch.

Für Nicolas Bideau, Ambassador von Präsenz Schweiz, ist es eine besondere Mission. Normalerweise kümmert er sich international um das Ansehen unseres Landes – dieses Mal ist er aufs Jungfrauoch gekommen, um auf Einladung von Nespresso über die Wahrnehmung der Schweiz im Ausland zu sprechen. Seit 1986 erfindet das Unternehmen das Kaffeetrinken immer wieder neu. Bideau betont das Schweizerische an Nespresso: «Für mich ist es normal, mit Unternehmen zusammenzuarbeiten, die international die Swissness verkörpern».

«Das Jungfrauoch symbolisiert die Schweiz auf emblematische Weise – deswegen gab es für uns keinen besseren Ort, um zu zeigen, dass wir intensiv schweizerisch sind», sagt Claire Cloatre-Vinzant, Direktorin für Marketing und Kommunikation bei Nespresso Schweiz. Aus Sicht von Bideau ist die Symbolik gelungen. Denn wenn man im Ausland frage, was den Leuten beim Begriff «Schweiz» zuerst in den Sinn komme, dann seien das die Berge – noch vor den Uhren und der Schokolade.

Produziert wird alles in der Schweiz

«Wir sind ein multinationales Unternehmen, bleiben aber unseren helvetischen Wurzeln treu», erklärt Claire Cloatre-Vinzant. Mit dem Jungfrauoch fühlt sich Nespresso verbunden. Die Wurzeln der Jungfraubahnen und der Nestlé, der Muttergesellschaft von Nespresso, reichen bei beiden in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Beide Unternehmen erbringen Pionierleistungen: Nestlé versorgt mit viel innovativem Geist und technologischen Erfindungen die Welt mit Nahrungsmitteln, die Jungfraubahnen sind eines der mutigen Schweizer Projekte zur touristischen Erschliessung des Alpenraums.

Bei Nespresso findet die gesamte Weltproduktion in drei Schweizer Fabriken statt. Ein Grossteil davon wird exportiert. Trotzdem: Die Schweiz, sagt Claire Cloatre-Vinzant, verstehe man bei Nespresso als «historischen Markt». Schliesslich sei es das erste Land gewesen, in dem 1986 der neuartige Kaffeegenuss aus der Kapsel angeboten wurde, und die Verkäufe blieben bis heute quantitativ recht be-



«Historischer Markt»: Bideau, Cloatre-Vinzant.

deutsam. «Da war es naheliegend, unsere Swissness verstärkt zu betonen.» Sichtbar werde die helvetische Prägung des Unternehmens einerseits anhand der technologischen Innovationen – bei der Verarbeitungstechnik des Kaffees oder bei den Kaffeemaschinen. Andererseits aber auch anhand der Nachhaltigkeit und des Umweltschutzes, die im Schweizer Wirtschaftsverständnis schon lange eine wichtige Rolle gespielt hätten. So stammt der Kaffee vielfach von Kleinbauern, die man über dem Weltmarktpreis vergütete. Und: «Nespresso verfügt seit dem ersten Tag ein System zum Recycling

der Kapseln, an dem sich die Schweizerinnen und Schweizer äusserst rege beteiligen.»

Auch in den Nespresso-Boutiquen wird die Lokalität seit kurzem zelebriert. Für jede der vier Sprachregionen hat Nespresso eine eigene Kaffeiserie kreiert, welche den Charakter der jeweiligen Landesregion zur Geltung bringt. Auf dem Jungfrauoch werden die vier Kaffees mit kulinarischen Köstlichkeiten aus den vier Regionen zu einem Aperitif verbunden. «Gastfreundschaft», sagt Nicolas Bideau, «ist ebenfalls ein wichtiger Schweizer Wert.»

Florian Schwab

Er fliegt über die Strassen

Wer ist das grösste Schweizer Radtalent? Der zweifache Tour-de-France-Sieger Tadej Pogacar hat einen Favoriten. Wir haben den siebzehnjährigen Aargauer getroffen.

Martin Born

Es war Liebe auf den ersten Blick. Oder besser ausgedrückt: auf die erste Berührung. Zweimal stürzte Jan Christen im letzten Herbst bei seinem Debüt im Juniorenrennen auf einem verschlammten Pavé-Strässchen von Paris–Roubaix. Weil danach beide Velos kaputt waren, musste er das Rennen aufgeben. Und doch sagt er: «Nach mühsamem Beginn fühlte ich mich immer besser. Irgendeinmal hatte ich das Gefühl, zu fliegen, die Schmerzen waren weg.» Darum weiss er seither: Die «Hölle des Nordens» ist für ihn, den Junioren-Weltmeister im Radcross, gemacht. Auf die Frage nach seinen grossen Zielen nennt der noch nicht Achtzehnjährige als erstes Paris–Roubaix. Dann folgen Etappensiege bei der Tour de France, der Gewinn der Tour de Suisse und, warum auch nicht, man darf ja träumen, «wie für jeden: der Sieg in der Tour de France». Tadej Pogacar, sein Vorbild, hat es schon mit 21 Jahren geschafft.

KV im Spital

Was Christen am unwiderstehlichen Slowenen gefällt, ist nicht einfach der Palmarès: «Er imponiert mir durch seine Art, wie er die Rennen gewinnt, aber vor allem auch durch seinen Charakter. Er ist trotz seiner Erfolge auf dem Boden geblieben und bringt einen gesunden Spirit in sein Team.» Es sind Eigenschaften, die Mauro Gianetti, der erfolgreiche Ex-Profi und Manager des UAE-Teams von Pogacar, auch bei Christen feststellt – neben dem enormen Talent: «Er kommt aus einer Radsportfamilie, hat die Passion für den Radsport, ist bei allen grossen Ambitionen bescheiden und geduldig, er will in jeder Situation etwas lernen und hat klare Vorstellungen.»

Diese Zeit will sich Christen nehmen. Er gehört nicht zu denen, die schon als Junior wie ein Profi leben. Im Spital Leuggern absolviert er eine dreijährige KV-Lehre – verteilt auf vier Jahre, die er 2024 abschliessen wird. Dann wird er 20 und bereit sein für einen Profi-Vertrag – wenn alles so weiterläuft wie in den Jahren zuvor.

Christen ist erblich vorbelastet. Sein Vater Josef war 1994 Schweizer Meister bei den



«Gutes Gefühl»: Sériensieger Pogacar.

Der Slowene **Tadej Pogacar** ist der beste Velorennfahrer der Welt. Mit 23 Jahren hat er bereits zweimal die Tour de France gewonnen. Er siegt nicht nur, sondern fördert auch den Nachwuchs. Rund 150 Jugendliche ab dreizehn Jahren profitieren in seinem «Pogi-Team» vom Material und von den Ratschlägen für Training und Ernährung. Aushängeschild ist Jan Christen, dem er beim Gewinn des WM-Titels als Erster gratulierte – via Twitter und dann auch noch in einem Telefongespräch. Pogacar will Christen nicht unter Druck setzen und bezeichnet ihn deshalb nicht schon als seinen Nachfolger. Er sagt: «Jan ist ein sehr netter Kerl mit viel Talent, und es ist ein gutes Gefühl, zu wissen, dass er in meinem Team fährt und er in Zukunft mein Mannschaftskollege sein könnte.»

Elite-Amateuren und später während dreier Jahre Profi, Mutter Jolanda gehörte während Jahren zu den besten Rennfahrerinnen der Schweiz. Sie erbte ihr Talent von ihrem Vater Hans Schleuniger, der bei Mondia und Tigr Profi war und 1960 die Tour de France bestritt. Christen ist ein sportliches Multi-

talent. Er hätte, so glaubt er, auch Fussballer, Unihockeyaner, Schwimmer, Leichtathlet oder Triathlet werden können. Dass er sich für den Radsport entschied, war logisch: Wer in Gippingen aufwächst, wo Sepp Voegeli herkommt und das letzte Schweizer Eintagesrennen von internationaler Bedeutung stattfindet, wird früher oder später mit dem Radsportvirus infiziert, klettert, wenn er Talent hat, die Stufen hoch vom Schülerrennen zu den U-17- und U-19-Junioren. Zwischen 25 und 35 Siege zählte er pro Saison – auf der Strasse, auf der Bahn, im Radquer und mit dem Bike. In seinem ersten U-19-Jahr 2021 wurde er in jeder Sparte Schweizer Meister, auf der Strasse allerdings nur im Zeitfahren, weil er im Strassenrennen stürzte.

Meisterhafter Endspurt

Die Vielseitigkeit ist bei ihm Programm. Er sagt: «Im Quer verbessere ich mich in allen Belangen technisch, und ich erlebe ganz andere Belastungen als auf der Strasse: eine Stunde Vollgas statt vier Stunden Ausdauer. Auch das Biken bringt mich technisch weiter, und obwohl mein Biketraining eingeschränkt ist, halte ich mit den Besten in der Schweiz mit. Auf der Bahn lerne ich, mich im Feld gut zu bewegen, die Übersicht zu bewahren, die besten Positionen zu finden, und auch der runde Tritt wird gefördert.» Christen geht den Weg der «wilden Jungen» wie Mathieu van der Poel, Wout van Aert oder Tom Pidcock, die auch Querfahrer sind und den modernen Radsport zusammen mit Pogacar aufgemischt haben.

In seinem ersten Jahr bei den U-19 war Christen überall bei den Besten dabei, bei den diversen Weltmeisterschaften fehlten nur Glück oder ein paar Sekunden zur Medaille (in Flandern waren es im Zeitfahren 18 Sekunden). Doch jetzt, da er zu den Etablierten gehört, macht er Jagd auf Regenbogentrikots. Den ersten WM-Titel hat er im Januar beim Quer in den USA bereits gewonnen. Nach einem durch den holländischen Favoriten verursachten Sturz, einer fantastischen Aufholjagd und einem taktisch meisterhaft geführten Endspurt.



Jagd auf Regenbogentrikots: Velo-Hoffnung Christen.

Nina Burri, Schlangenfrau

Am glücklichsten ist die Kontorsionistin auf der Bühne, Bond-Girl wäre sie nur mit Sean Connery oder Daniel Craig gerne gewesen; sie ist froh darüber, dass wir sieben Bundesräte haben.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Nina Burri: Jeder, der hilft, ohne dabei auf Anerkennung und Lobhudelei zu warten!

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Burri: Von meinem Liebsten fast überall ausser am Hals hinter dem Ohr, da bin ich zu kitschig.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Burri: Kommt schwer darauf an, wie viele Bookings ich habe. Ich habe kein normales Festeinkommen.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Burri: Davor, dass die Menschen immer verrückter werden und wir uns friedens- und umwelttechnisch in die völlig falsche Richtung bewegen. Es herrscht eine aufgeheizte Stimmung momentan.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Burri: Als gute Artistenkollegen von mir aus einem Bunker in Kiew Nachrichten gesendet haben und mir klarwurde, wie nah dieser Krieg ist und wie viele direktbetroffene Menschen ich kenne.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Burri: Wertschätzung gegenüber dem Partner, Stärke im Charakter und dass wir viel zusammen lachen können.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Burri: Denke ich an die Welt und manchen Ego-Herrscher, bin ich gerade froh, müssen die sieben sich noch abstimmen, wenn sie etwas verändern wollen. So gesehen, sind alle okay.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Burri: Jeder, der das unbedingt will und tatsächlich nicht nur labert, sondern auch liefert. Gerne darf man auch eine Schlangenfrau wählen, dann würde die Politik etwas flexibler.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Burri: Der schönste Spitzname ist Bella, den kuriosesten würde die Welt nicht verstehen, darum bleibt er geheim.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Burri: Ich bin politisch kaum bis gar nicht aktiv. Es kommt stark aufs jeweilige Thema an.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Burri: Ja, ob er, sie, es so heisst, sei dahingestellt, aber da gibt es sicher etwas Höheres, was einem Halt oder Glauben gibt.

Burri: Dass ein gewisses Projekt, auf das wir nun lange hingearbeitet haben, endlich rauskommt, erfolgreich wird und Anerkennung findet.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Burri: Ich bin sicher nicht perfekt, aber zufrieden, so, wie ich bin.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Burri: Im nächsten «Bond»-Film wird es ihn ja leider nicht mehr geben, aber Bond-Girl hätte ich nur mit Daniel Craig oder Sean Connery sein wollen – und gegen eine Szene an einem Sommerabend nichts gehabt.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Burri: Nein, nie, und ich habe sogar mit Schokolade aufgehört!

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Burri: An sich und seine Stärken zu glauben und nicht immer auf die anderen zu hören, wenn es um Entscheidungen geht.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Burri: Sehr schwierig, es kommt auf die Situation an. Ich weiss es nicht.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Burri: Weil ich finde, dass alles, in Massen genossen, uns auch nicht schadet.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Burri: Jeden Tag Yoga in der Schule und bei der Arbeit, dann wären die Menschen endlich ausgeglichen.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Burri: In gewissen Notsituationen.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Burri: Jeder, der nicht an mich geglaubt hat.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Burri: Wenn ich auf der Bühne meine Kontorsionskunst zum Besten gebe.



«Politik würde flexibler»: Artistin Burri, 44.

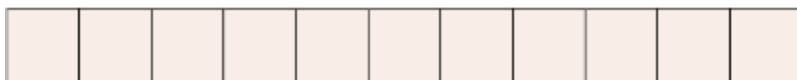
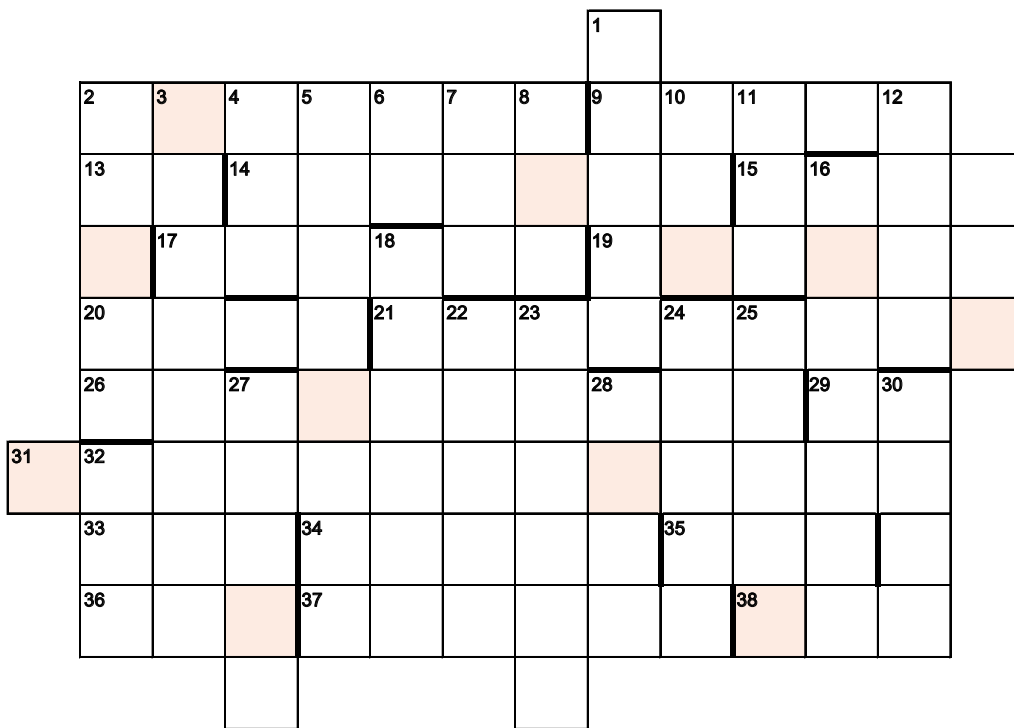
Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Burri: Eher spät, ich war schon volljährig.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Burri: Wenn es hier um High Heels geht, dann habe ich viele. Auf der Bühne schiesse ich in Kontorsionspose im Handstand mit den Füßen mit Pfeil und Bogen. Davon habe ich zwei Exemplare.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?



Lösungswort — verbindlicher Dresscode, der ein bestimmtes Material vorschreibt?
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 mehr als nur steif vor Kälte 9 farblicher Auflockerungs-Abschnitt 13 Erdalkalimetall, das in 28 und 30 senkrecht vorkommt 14 20 waagrecht plus Mailoption, ergibt zusammen eine stattliche Zahl 15 nicht schneller, aber trickreicher als Hasen 17 «Hau ab!»-Trottoir-Variante 19 höchsten Stellen über 6000 Meter über Meer 20 Rückwärtsleseaufforderung 21 sehr fragwürdige Erwerbstätigkeit 26 Fachklinik für exokrine Pankreasinsuffizienz? 29 «kantige» Initialen 31 Schwadenschramme 33 chinesischer Teil der neuseeländischen Ureinwohner 34 kommen gerne unter der Dusche 35 so können sowohl Kleidungsstücke als auch 37-waagrecht-Bälle sein 36 fließend(es) verlängertes 35-waagrecht-Gegenteil 37 nisten mit der Hinterhälfte vorne 38 ansatzweise gelblich

Senkrecht — 1 wenn eine Person arbeitet, ist dies mit dabei 2 dieses Fräulein übersteht an der Seite von Frau Freitag jede 3 inbegriffen, wann immer jemand eine Klage plant 4 essen oder göttlich, beides woanders und in der Vergangenheit 5 wenn der Müller zu tun hat? 6 stieg, wenn alles nach Plan lief, dem japanischen Himmel entgegen 7 in Lesesälen und Besenkammern, aber nicht in Küchen oder Wohnzimmern zu finden 8 sehr regenarmer Regen-Teil 10 steht auf 24 senkrecht in Nordamerikas Norden 11 wenn Gof nicht cool und international genug ist 12 namentlich wiedergeboren 16 Befehl, zu befehlen 18 Ersatz-Fussboden für Wütende 22 Pessimistentätigkeit aus der Ordnung der Froschlurche 23 so kann man nicht nur herrschen, sondern auch riechen 24 Gold zu Schwefel für englische Chemiker 25 wo Cham, Baar, Unterägeri und Walchwil liegen 27 29 waagrecht plus eins 28 die bessere Hälfte des Rajas 30 gestutzte Krallen 32 Mami-Mami oder Papi-Mami

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 763

	S			V	W		K	A		M			
	E	I	S	B	E	I	N	A	N	G	E	L	
G	E	B	I	R	G	E	A	B	S	A	G	E	
	L	N	N	U	A	N	C	E	T	R	A	G	E
	E	X	G	E	S	C	H	L	A	E	G	E	R
	F	A	E	L	L	E	N	R	E	E	L	L	
	A	M	N	L	A	R	A	O	N	K	E	L	
	D	A	M	E	M	E	H	L	D	E	N	U	
	E	X	T	R	A	S	M	L	I	L	I	E	N
	N						E	E	G				

Waagrecht — 2 VW 4 KANister/KANuten
7 EISBEIN 12 ANGEL (engl. f. Engel) 15 GEBIRGE (Anagramm) 16 ABSAGE (AB-Sage)
17 LN (Logarithmus naturalis) 18 NUANCE
19 TRAGE (Anagramm) 21 EX 23 GE
24 SCHLAEGER 27 FAELLEN 29 REELL
31 AnAMNese 32 LARA Croft 33 ONKEL
35 DAME (Spielkarte) 37 MEHL 38 Nordenham 39 EXTRAS 40 LILLEN 41 (S)EEGRas

Senkrecht — 1 SEELE («Leib und Seele» aus «Die kleine Niederdorfoper») 2 VEGAS
3 Moldawien 4 KABELROLLE 5 ANSTAENDIG (an ständig) 6 MEGA 8 IBN
9 SINGEN 10 BRUELLER 11 NACHNAHME
13 GARE 14 SchLEGEL 20 ER 22 XAMAX
25 CERES (röm. Göttin d. Ackerbaus) 26 GLEN 27 FADEN 28 LAMA 30 MenetekEL
34 NotLUEge 36 MT

Lösungswort — **BIBERFLADEN**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ROLEX

OYSTER PERPETUAL

Als erste Armbanduhr, die ihr Perpetual-Uhrwerk durch ein wasserdichtes Gehäuse schützte, ist die Oyster Perpetual der Schlüssel zur Legende der Oyster Uhren. Sie ist und bleibt der Inbegriff eines zeitlosen Klassikers und präsentiert sich heute mit einer reichen Auswahl an neuen Zifferblättern in verschiedenen Farben und Ausführungen.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL 41

BUCHERER

1888

bucherer.com